

# HEFTE

## kanzlerwort

wir sind wieder wer  
wir sind wer wieder  
wir wieder sind wer  
wir wieder wer sind  
wir wer sind wieder  
wir wer wieder sind

sind wir wieder wer  
sind wir wer wieder  
sind wieder wir wer  
sind wieder wer wir  
sind wer wir wieder  
sind wer wieder wir

wieder wir sind wer  
wieder wir wer sind  
wieder sind wir wer  
wieder sind wer wir  
wieder wer wir sind  
wieder wer sind wir

wer wir sind wieder  
wer wir wieder sind  
wer sind wir wieder  
wer sind wieder wir  
wer wieder wir sind  
wer wieder sind wir

# Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 81, Sommer 1999

**Herausgeber:**

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

**Redaktion:**

Bernhard Dahm, Hans Günter Grewer (v.i.s.d.P.), Achim Huber, Uwe Loebens, Dietmar Schmitz, Volker Simshäuser, Herbert Temmes, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm

**Redaktionsadresse:**

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon: 06 81/58 53 06, Fax: 06 81/58 54 18

**Verlag:**

Gollenstein Verlag GmbH, Auf Scharlen 3–5, 66440 Blieskastel, Telefon: 0 68 42/5 09-1 73, Fax: 5 09-1 90

**Herstellung:**

Bliesdruckerei P. Jung GmbH, Blieskastel

**Layout:**

Uwe Loebens

**Verkaufspreis:**

Einzelheft 14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

**Jahres-Abo:**

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Verlag Gollenstein GmbH, Blieskastel

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

**Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:**

Sandra Anstätt, Christian Backes, Werner Brill, Günther Buth, Bernhard Dahm, Esther Dischereit, Fidel Flaneur sen., Errico Fresis, Stefan Fricke, Ralf Fücks, Rolf Giegold, Horst Gerhard Haberl, Ludwig Harig, Hannes Heer, Hans Horch, Sabine Janowitz, Reinhard Klimmt, Alain Lance, Joseph Le Hautpalatin, Bert Lemmich, Anne Lücke, Rainer Möhler, Walter Müller-Seidel, Toni Prinz, Peter Reichel, Karl Richter, Dietmar Schmitz, Andreas Schorr, Susanne Seiler, Volker Simshäuser, Herbert Temmes, Gerhard Teuscher, Ute Vos, Reinhard Wilhelm

**Photos:**

Sandra Anstätt, Fine Art, Fidel Flaneur sen., Rolf Giegold, Christian Keller, Rudolf Klaffenböck, Alain Lance, Noel Matoff, Bettina Stöß

**Titelgedicht:**

„kanzlerwort“ von Ludwig Harig, mit freundlicher Genehmigung des Autors

**Kunst auf der Umschlagrückseite:**

Hans Husel

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken.

*Saarbrücker*

# HEFTE

|  |    |   |     |
|--|----|---|-----|
| <b>Editorial</b>                             | 3  | <b>Literatur</b>                        |     |
| <b>Erinnern, Mahnen, Gedenken</b>            |    | <i>Bert Lemmich</i>                     |     |
| <i>Esther Dischereit</i>                     |    | Nicht nur Pflichtkaffee                 | 99  |
| Ein sehr junges Mädchen trifft Nelly Sachs   | 4  | <b>Saarbrücken</b>                      |     |
| <i>Peter Reichel</i>                         |    | <i>Sabine Janowitz</i>                  |     |
| Politik mit der Erinnerung                   | 7  | Wie alt ist Saarbrücken wirklich?       | 113 |
| <i>Hans Horch</i>                            |    | <i>Fidel Flaneur sen.</i>               |     |
| Das Polizeigefängnis Neue Bremm              | 15 | Treppen in Saarbrücken                  | 115 |
| <i>Günther Buth</i>                          |    | <b>Musik</b>                            |     |
| Die Neugestaltung der                        |    | <i>Stefan Fricke</i>                    |     |
| KZ-Gedenkstätte Neue Bremm                   | 18 | Gedanken zur Musica Sarabrucca          | 126 |
| <i>Sandra Anstätt und Rolf Giegold</i>       |    | <b>Theater</b>                          |     |
| Telematische Skulptur der KZ-Gedenkstätte    |    | <i>Christian Backes</i>                 |     |
| Neue Bremm in Saarbrücken                    | 20 | Ein Gespräch mit Birgit Scherzer        | 128 |
| <i>Horst Gerhard Haberl</i>                  |    | <b>Staatsangehörigkeit</b>              |     |
| Wetterfernsehen                              | 22 | <i>Bernhard Dahm</i>                    |     |
| <i>Hans Horch</i>                            |    | Von Blut und Ehre                       | 132 |
| Das Lager Neue Bremm                         |    | <b>Regionalgeschichte</b>               |     |
| Anmerkungen aus pädagogischer Sicht          | 26 | <i>Andreas Schorr</i>                   |     |
| <i>Ralf Fücks</i>                            |    | Flurnamen in Saar-Lor-Lux               | 137 |
| Grußwort zur Ausstellung „Vernichtungskrieg. |    | <b>Vertrieb</b>                         |     |
| Verbrechen der Wehrmacht von 1941 bis 1944“  | 30 | <i>Reinhard Wilhelm</i>                 |     |
| <i>Hannes Heer</i>                           |    | Lob des Vertriebes                      | 148 |
| „Es bleibt nicht mehr viel Zeit ...“         | 32 | <b>Rezensionen</b>                      |     |
| <i>Reinhard Klimmt</i>                       |    | <i>Karl Richter</i>                     |     |
| Nachdenken über Geschichte                   | 41 | Neues über Hatem und Suleika            | 150 |
| <i>Hans Horch</i>                            |    | <i>Dietmar Schmitz</i>                  |     |
| Fragen und Antworten zur Ausstellung         | 48 | Der Plakapp hat sie nicht mehr alle     | 152 |
| <i>Ute Vos</i>                               |    | <i>Herbert Temmes</i>                   |     |
| „Gedenke der vorigen Zeiten“                 | 54 | „Blitzgescheit und absolut skrupellos.“ | 154 |
| <i>Hans Horch</i>                            |    | <i>Toni Prinz</i>                       |     |
| Die Wehrmachtsausstellung im Rückblick       | 63 | Eine einzige abstruse Sauerei           | 155 |
| <i>Errico Fresis</i>                         |    | <i>Gerhard Teuscher</i>                 |     |
| ... ricorda – erinnere ...                   | 73 | Die Wahrheit über den „Panflötenmann“   | 157 |
| <b>Fenster nach Frankreich</b>               |    | <i>Susanne Seiler</i>                   |     |
| <i>Alain Lance</i>                           |    | stillstehende Nomaden                   | 159 |
| Deutschland – lange Zeit                     | 79 | <i>Anne Lücke</i>                       |     |
| <b>Goethe-Jahr</b>                           |    | En de Wäller ka mer alles schpille      | 160 |
| <i>Walter Müller-Seidel</i>                  |    | <i>Volker Simshäuser</i>                |     |
| Geschichtliches und                          |    | Verfehlungen und Triumphe               | 161 |
| ungeschichtliches Denken                     | 85 | <i>Rainer Möhler</i>                    |     |
| <b>Galerie</b>                               |    | Öffentliche Erinnerungskultur           | 163 |
| <i>Annette Grund</i>                         | 90 |   |     |
| <b>Kommentar</b>                             |    | <b>Autorinnen und Autoren</b>           | 165 |
| <i>Joseph Le Hautpalatin</i>                 |    |   |     |
| Abbitte                                      | 95 |   |     |

Anlässlich einer bedeutenden Ehrung hat ein greiser Nationaldichter öffentlich bekannt, was er in der heimeligen Wohnstube tut, wenn ihm im Fernsehen wieder einmal gezeigt werden soll, was er, ein Meister der Sprache in Deutschland, „unvergängliche Schande“ nennt: Er schaut weg. Doch was ein rechter deutscher Dichter und Denker ist, kann in solcher Situation nicht einfach wegschauen. Die Sonntagsrede des wildgewordenen Kleinbürgers spielt nach, wie er sich in Stimmung brachte: „Heidegger und Hegel ... Ein gutes Gewissen ist keins.“ Ergo: Laßt mich in Ruhe mit meinem Gewissen. Wer Dichter in der Freiheit ihres Gewissens belästigt, gehört zu den „Meinungssoldaten mit vorgehaltener Moralpistole“ ...

Wer in solchen Kategorien der Militanz denkt, mag die aktuelle Nummer der SAARBRÜCKER HEFTE als volle Breitseite empfinden, denn etwa die Hälfte des außergewöhnlich umfangreichen Heftes ist dem Schwerpunkt-Thema „Erinnern, Mahnen, Gedenken“ gewidmet. Zur aktuellen Diskussion um Erinnerungskultur in Deutschland boten sowohl die Tagung zur Zukunft der Gedenkstätte „Neue Bremm“ (im Januar) als auch die Eröffnungsveranstaltung zur Wehrmachtsausstellung (im Februar 1999) herausragende Beiträge, die wir in ihren zentralen Aussagen dokumentieren. Diesen Teil rahmen zwei Texte aus persönlicher Erfahrung: Esther Dischereit, die unlängst im Künstlerhaus aus ihrem Essayband „Übungen, jüdisch zu sein“ las, vergegenwärtigt eine Preisverleihung aus dem Jahre 1965, die mit der eingangs angesprochenen Parallelveranstaltung des Jahres 1998 eigenartig kontrastiert; und Alain Lance, hierzulande bekannt als ehemaliger Leiter des Institut d'Études Françaises, läßt seine Erfahrungen mit Deutschland von frühester Kindheit an Revue passieren.

Von Gründen und Abgründen deutscher Geistesgeschichte handelt schließlich auch unser Beitrag zum Goethejahr, denn Walter Müller-Seidels Festrede zum Abschluß der Münchner Goethe-Ausgabe, die im Saarbrücker Schloß gehalten wurde, nimmt ihren Ausgang von Richard Alewyns Diktum: „Zwischen uns und Weimar liegt Buchenwald.“

\*

Solange über die Zukunft der SAARBRÜCKER HEFTE nichts gesagt werden kann, bietet die in mancher Hinsicht leidvolle Gegenwart hinreichend Stoff: Reinhard Wilhelms „Lob des Vertriebs“ sei insbesondere all denen zur Lektüre empfohlen, die sich zu ärgern Anlaß hatten.

Herbert Wender

## Nachruf

Im Februar 1999 verstarb, erst 54 Jahre alt, Bernd Grass. In der Redaktion der Saarbrücker Hefte betreute er seit 1995 wirtschafts- und sozialpolitische Themen, und seine Beiträge befaßten sich u.a. mit Fragen der vom neoliberalen Diskurs bedrängten Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. In Rückblicken widmete er sich u.a. den Betriebspolitiken der 50er Jahren, dem Bemühen um Erinnerung in den Geschichtswerkstätten, den Strategien zur Wiederbelebung alter Industriestädte; in die Zukunft gerichtet waren Artikel, die sich – nicht selten in ironischer Form – mit Problemen der Berufsausbildung oder mit Aspekten der modernen Multi-media-Welt auseinandersetzten. Sein Anliegen war: zu einer humaneren Gestaltung der Arbeitswelt beizutragen.

Sein plötzlicher Tod hat uns sehr getroffen. Seiner Familie gilt unsere Anteilnahme.

# Ein sehr junges Mädchen trifft Nelly Sachs

Aus einem Essay von Esther Dischereit



Am 17. Oktober 1965 erhielt Nelly Sachs den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Ich erinnere mich daran. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich keine Zeile von ihr gelesen. In der beengten Sozialbauwohnung, aus der wir die Öfen hatten entfernen lassen, weil meine Mutter

außerstande war, einen Ofen zu beheizen, gab es kein einziges Buch von ihr. Noch nie zuvor hatte ich ihren Namen gehört. Aus der Bücherei hatten wir *Mein Name sei Gantenbein* von Max Frisch entliehen und die *Ansichten eines Clowns* von Heinrich Böll, die ich in Ermangelung anderer Bücher gelesen hatte. Ich wußte von der Existenz einer Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, zu deren Veranstaltungen meine Mutter einmal gegangen war, und von deutsch-amerikanischen Empfängen. Einmal hatte ich dort meine Mutter Whisky trinken und lustig werden sehen, das erste und einzige Mal.

Ein einsames Leben in einer öden Stadt war es; mit viel „Dick und Doof“ an Sonntagen im Kino, gelegentlichen Besuchen der berühmten Kunstsammlung Ströher – Otto Dix ist mir infolgedessen eine Kindheitserinnerung geworden –, wie gesagt, einsam, und ich hatte nicht recht herausgefunden, warum es rund um uns so einsam war: keine Geselligkeit, keine Familienfeste. Die Familien – es schien sie in meinem Leben nicht zu geben. Die Schule war mir das Leben, der Ort, an dem ich Menschen traf, aber irgendwie war alles schwierig. Es wollte sich nichts anbahnen, nichts mit jenem und jener und nicht mit der oder der Familie.[...]

Freitags putzte ich im Badezimmer und rieb stundenlang die Wasserhähne blank, aus einer vormaligen Welt gerettete Attitüden, nicht wissend, warum am Freitag und nicht am Samstag. Ich erinnere mich an sorgfältig über dem Mantel getragene Hemdkragen, lehnte stets nach dem ersten Kuchenstück ein zweites ab und schaute voller Begehren in die Cafés hinein, dicht bevölkert von Menschen, die, wie mir schien, Eis- und Fruchtebecher aßen, als seien sie bedeutungslos für das

Leben. Obenauf steckten lustige Papierschirmchen. Für welchen Besucher rieb ich die Wasserhähne blank? An den öden Samstagen und Sonntagen gab es nichts außer uns, diesem Leben, für das Luft zu schöpfen keine Kraft da war. So lag es bleiern über uns, geradeso wie jene Wasserhähne, die auch tropften, ohne daß sie jemand darum gebeten hätte. Wir waren die immer schon Überzähligen, die die Nazis vergessen hatten. Unsere Beziehungen zu den Menschen ordneten sich ausschließlich unter dem Gesichtspunkt: Hat sich jener geweigert zu denunzieren oder nicht, von anderen Täterschaften ganz zu schweigen. Was also wissen wir? Wenn wir nichts wissen, ist das zu wenig.

Einmal in den Monaten erschien unter diesem Gesichtspunkt ein Herr von der gegenüberliegenden Straßenseite bei uns zum Tee. Er lebte mit seiner Schwester zusammen, die ihr Haar aufgesteckt zum Flechtkranz trug und die Wohnung mit düsteren Bildern behängte. Sie malte und sprach nicht, so daß mir gruselte. Der Herr beherrschte viele Sprachen, alte und neue, trug einen speckigen Anzug, wie es sonst nur bei sehr alten Leuten vorkommt, weil sie nicht sehen. Ich fürchtete mich vor der Blässe seiner weißen Hände. Aber, irgendjemanden muß man doch kennen. Und so wurde er uns ein eben auch einsamer Gast, ganz ähnlich wie bei einem Auslandsaufenthalt, wo man aus Unsicherheit und neu entstandener Abhängigkeit von anderen, um sich das Wesen der unvertrauten Umgebung zu erschließen, dankbar auch mit jenen zusammen ist, deren Gesellschaft, sobald man sich ein wenig besser orientiert, sozusagen gesetzt hat, dann rasch entbehrlich wird. Gewissermaßen setzten wir uns nun schon seit Jahren; entweder fehlte der Stuhl, oder wir blieben stehen. Denn wer steht, ist schneller an der Tür. Demgemäß konnten wir uns den Luxus nicht leisten, an jemanden den Anspruch zu stellen, uns auch noch sonstwie sympathisch zu sein... Ein solcher Mensch wie Herr Kraft, so hieß jener Herr, war derart kostbar, daß weiteres hintangestellt wurde.

Die Seele verkümmerte vor dieser Schweigsamkeit aller. Das Einkaufen in der unmittelbaren Umgebung mußte ich als Achtjährige ziemlich allein besorgen. Nicht daß meine Mutter nicht gerne ein-



Esther Dischereit

geb. 1952, Ausbildung zur Lehrerin für Grund-, Haupt- und Realschule, Ausbildung zur Schriftsetzerin, veröffentlichte bisher Romane, Essays, Theaterstücke, Hörspiele,

Photo: © Rudolf Klaffenböck, Passau; mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlages

gekauft hätte. Sie ging mit mir in das Zentrum der Stadt, mochte das Kommen und Gehen, Türenschlagen, Schauen und Aufgehen in der Menge, die es hierhin und dorthin trieb. Aber – in der unmittelbaren Umgebung – da nicht – da mußte ich gehen, mit eiserner Bestimmtheit. Ich war

angehalten, mit niemandem zu sprechen und Fragen nicht zu beantworten. Meine Mutter fühlte sich nicht sicher vor den Blicken in den Läden – hier in einer Gegend, in der sie wohnte und sie nicht in Anonymität versinken konnte. Nicht daß ich das damals gewußt hätte, natürlich nicht. Auch nicht, warum ich als kleiner Mensch stets den schweren Karton Matzen von der Gemeinde habe abholen müssen.[...]

In dieses Leben trat Nelly Sachs ein, und zwar mittels eines Fernsehers. Dieses Gerät, das uns mit der Welt verband, befand sich noch nicht lange im Hause und wurde auch nur zu besonderen Gelegenheiten benutzt. Die Kinder wurden gerufen, um die KZ-Dokumentarfilme anzusehen, die die Amerikaner gedreht hatten, die wöchentliche Folge von „Fury“ und „Lassie“, beliebte Serien

über ein außergewöhnliches Pferd und einen außergewöhnlichen Hund, und eben das – die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 17. Oktober 1965 an Nelly Sachs in Frankfurt am Main. Meine Mutter hatte sich wohl überlegt, ob sie aus diesem Anlaß nach Frankfurt fahren sollte, um bei der Zeremonie dabei zu sein. Eine ganz ungewöhnliche Überlegung für eine Frau, in deren Leben sich nichts, nichts zu bewegen schien – als diese kleine oder mittelgroße Stadt, in der wir lebten und die sie nicht mochte. Meine Mutter hatte selbst Gedichte geschrieben, einige von denen, die ich später fand, gerichtet an ihre erste Tochter zum Geburtstag, zu der Zeit, als sie von ihr getrennt, von Leuten versteckt, lebte – Zeilen, mit denen die Mutter der Tochter Mut zusprach, davon träumte, daß Hitler tot sei und sie selbst noch am Leben. In den eigenen Gedichten hörte sie sich selbst sprechen, suchte den Klang der Stimme, mit der sie als Untergetauchte zu niemandem hatte sprechen können.

Wie Nelly Sachs stammte auch sie aus Berlin, und dieses Milieu schien ihr, wenn nicht vertraut, so doch sicher genau das, welches sie selbst für sich und ihr Leben immer erstrebt hatte. Diese Verbindung von Geist und Geld, Dienstmädchen und Klavier. Sie hatte selbst eine sehr gute Schule besucht, auf der ihr dann als Jüdin das Abitur verweigert worden war. Und Nelly Sachs sprach in der Tradition der deutschen Juden, die im ersten Weltkrieg gekämpft hatten und sich nichts anderes vorstellen konnten, als jüdische Deutsche zu sein, geradezu Deutsche im Glauben. Eine assimilierte Jüdin, deren Wahrnehmung stets eine orthodoxe Schule, die in der Mitte der Straße gelegen war, in der sie wohnte, aussparte. Warum auch hätte Nelly Sachs sie bemerkenswert finden sollen? Mehr deutsch als jüdisch, zuweilen christlich, schwärmerisch – hatte sie wahrscheinlich auf den ersten Blick mit den nicht-jüdischen Deutschen mehr gemein als mit diesen orthodoxen Juden. Den zweiten Blick erlebte sie dann durch die Nazis, ungläubig – daß möglich; wie Menschen, die glauben, daß die Tatsache, daß sie niemandem je etwas getan, sie unantastbar mache – weil sie nicht wahrnehmen konnten, daß die Kategorien von Unrecht und Recht vor der Größe „Rasse“ jede Bedeutung verlieren.

Ich begriff in diesen Tagen nicht, warum sich solch eine Unruhe bei uns verbreitete, sich die Hände meiner Mutter verschränkten und öffneten. Bis schließlich der Tag gekommen: Mit offenem Mund, könnte ich fast sagen, saß ich vor dem Apparat und sah hohe deutsche Vertreter der Politik einer Jüdin Ovationen spenden. Sie ehrten sie mit einer Selbstverständlichkeit, die meinem bisherigen Lebens- und Erfahrungshintergrund vollkommen widersprach. Ich, dreizehn Jahre alt. Das war das erste Unglaubliche, das mir mit diesem Ereignis widerfuhr. Und dann hörte ich Nelly Sachs selbst. Sie, eine Jüdin, kann laut und deutlich in Deutschland sprechen, mit erhobenem Kopf, und ist in allem, was sie sagt, so vollständig Jüdin, wie es uns an keinem Tag gegeben.

Ihre Worte sind getränkt vom Unheil, mit dem die Luft über uns geschwängert ist. Und es ist etwas darinnen, das es uns als die Sprache des eigenen Schweigens spiegelt. Was, das vermochte ich nicht zu sagen, aber ihre Worte trafen meine Mutter in die Seele, zogen Röte über ihr Gesicht und machten ihre Augen vor Trauer glänzen. Und darüber, so will mir scheinen, verstand auch ich – in der Übersetzung, im Blick auf die Wirkung ihrer Worte auf die Frau, die meine Mutter war und von der ich nicht wußte, aber sah. Sah, daß die Milch schwarz wurde, an jedem Tag.

Diese Begegnung mit Nelly Sachs hat mir einen tiefen Eindruck gemacht, weil sie für einen Moment die Einsamkeit auflöste; sie saßen da in diesem Wohnzimmer, zwei, meine Mutter und Nelly Sachs. Bis der Moment verlosch.

Esther Dischereit:  
*Übungen, jüdisch zu sein*  
Frankfurt a.M. 1998  
(edition suhrkamp 2067)  
S. 9-15

mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp-Verlages

# Politik mit der Erinnerung\*

## Über Ursachen des Streits um die öffentliche Erinnerung an die NS-Vergangenheit

Von Peter Reichel

[...] Von Anfang an lagen in der Bundesrepublik Erinnerungsgebot und Vergessensbegehren miteinander im Widerstreit.

Nach einer ebenso kurzen wie intensiven Auseinandersetzung mit dem NS-Regime und seinen Folgen in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre haben die westdeutsche Gesellschaft und ihre Regierungen mit Beginn der fünfziger Jahre vielfältige Anstrengungen unternommen, die Schuldlast durch Amnestie- und Entschädigungsgesetze zu verringern und abzutragen, das durch Entnazifizierung und alliierte Strafprozesse zunächst deutlich markierte Profil einer Täter- und Mitläufergesellschaft abzustreifen und zugleich den vormaligen, ideell und symbolisch geprägten „volks-gemeinschaftlichen“ Zusammenhalt im Selbstbild einer zunehmend selbstbewußt und optimistisch nach vorn blickenden Wiederaufbaugesellschaft zu bewahren. Erich Kästner [...] sprach angesichts des „Wirtschaftswunders“ und einer mobilen Leistungs- und Freizeitgesellschaft von einem „motorisierten Biedermeier“. In dieser neudeutschen Idylle verschwanden nicht nur die Brandstifter, in ihr schien sich auch die erst wenige Jahre zurückliegende, umfassende Zerstörungserfahrung des Jahres 1945 zu verflüchtigen. Wiederholt wurde von Publizisten und Historikern ein „Verlust der Geschichte“ konstatiert und angesichts der belasteten kulturellen Traditionen auch als bedrohlich empfunden. So fand die westdeutsche Gesellschaft Abstand von einer Vergangenheit, die noch keine war.

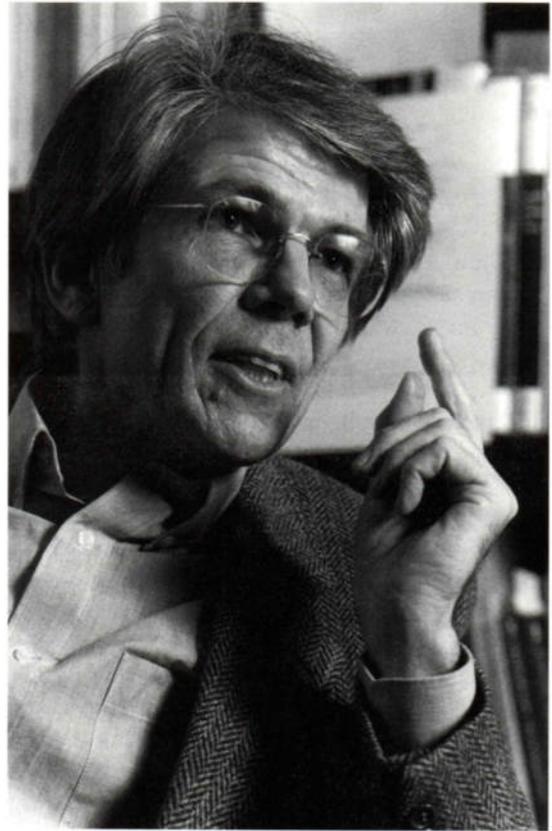
[...] In der Gegenwart macht sich Kritik an einem Übermaß öffentlichen Erinnerns bemerkbar. Gefordert wird nach jüngsten demoskopischen Befunden von etwa Dreivierteln der befragten Deutschen ein neuer, was heißen soll: unbefangenerer, zeit- und generationengemäßer Umgang mit der NS-Vergangenheit. Zum Sprecher dieser schweigenden Mehrheit hat sich Martin Walser mit seiner umstrittenen Friedenspreis-Rede gemacht. Ihr eigentlicher Skandal liegt m.E. darin, daß sie einen grundlegenden Unterschied verwischt, den zwischen individueller Erinnerung und kollektivem Gedächtnis. Sie tut das zu einem Zeitpunkt, an dem das Erfahrungswissen derer, die den Holocaust überlebt haben, von den Institutionen des

nationalen Gedächtnisses aufgenommen und aufgehoben werden muß. Ohne Sensibilität und Verantwortung für diesen Umbruch redet Walser einer Privatisierung des Erinnerns das Wort. Dafür erhielt er ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung von manchen der neuen Repräsentanten unserer Republik, die erklärtermaßen als deren Kinder auftreten und für eine neue Unbefangtheit gegenüber der Geschichte des Nationalsozialismus eintreten, gewissermaßen für eine Lockerung des Gebots, erinnern zu müssen. Attackiert wurde Walser insbesondere von Ignatz Bubis, als dem deutschen Sprecher der Holocaust-Überlebenden, also von denen, die nicht vergessen können. Sie erwarten von den heute lebenden nichtjüdischen Deutschen, daß sie das verstehen, respektieren und diese Einsicht auch an authentischen Erinnerungsorten dauerhaft sichtbar machen.

Diese Orte sind für die Vergegenwärtigung der NS-Vergangenheit in sehr unterschiedlicher Weise relevant: Die überregional bedeutsamen KZ-Gedenkstätten wie Bergen-Belsen, Buchenwald, Dachau, Neuengamme, Ravensbrück und Sachsenhausen auf der einen Seite und auf der anderen der Obersalzberg, Peenemünde, Prora und Nürnberg, sowie Berlin mit seinen verschiedenartigen, berühmten und berüchtigten NS-Adressen. Orte, die an das Grauen und an die vermeintlichen Attraktionen des NS-Staates erinnern, an das widersprüchliche Bild seiner doppelgesichtigen Macht. Erst wenn man diese Orte zugleich in den Blick nimmt, könnte ein Gesamtbild des Nationalsozialismus entstehen. In den zahlreichen Dokumentationen, Museen und Gedenkstätten unserer der NS-Zeit gewidmeten Erinnerungsorte wird allerdings entweder nur die Schreckens- oder die Fassadenseite gezeigt.

[...]

Im Unterschied zu den anderen Nachfolgestaaten des 'Großdeutschen Reiches' verstand sich der westdeutsche Teilstaat einerseits als Nachfolger und Treuhänder des untergegangenen Deutschen Reiches und damit als Nachlaßverwalter des NS-Staates, um sich als „Neugründung der Nachkriegszeit“ zugleich von ihm zu distanzieren. [...] Die Dynamik in der Dialektik von Erinnern und



Vergessen wurde in subtiler Weise definiert, was bis heute immer wieder für Irritationen sorgt. Der antitotalitäre Gründungskonsens einer zunächst nur defensiv verstandenen freiheitlich-demokratischen Grundordnung mit Stabilitätsgarantien und Extremismusabwehr suchte – in der erinnernden Überwindung des Scheiterns der Weimarer Republik – den Nationalsozialismus einerseits vergessen zu machen. Andererseits wurden die Toten des 'Dritten Reiches' zum Kernbestand unserer Erinnerungskultur erklärt. Zunächst galt die Trauer den eigenen Toten, den Wehrmachtssoldaten, den zivilen Kriegsoffizieren und später auch den Widerstandskämpfern. Die deutsche Teilung brachte es mit sich, daß die Erinnerung an die Toten des Widerstands zwischen den beiden deutschen Staaten entsprechend ihrer Werteordnung richtungspolitisch aufgeteilt wurde. Die Folgen der verschiedenen Auf- und Abspaltungen im Gedächtnis der Nation sind an den auf die NS-Vergangenheit bezogenen Orten bis heute ablesbar.

[...] Zum kollektiven Gedächtnis zähle ich die Geschichtsforschung, die ästhetisch-kulturelle Repräsentation der Vergangenheit, die Memorialkultur, das Totengedenken also und die politische Kultur im allgemeinen. Im Unterschied zum individuellen hat das kollektive Gedächtnis appellativen und generationenübergreifenden Charakter. Es verpflichtet die Mitglieder eines Sozialverbandes auf Erinnerungswissen und es sucht sie, durch gemeinsame Geschichtsbilder und Medien der Vermittlung zu integrieren. Nicht von ungefähr nimmt die Frage nach der Beschaffenheit und der Pflege des sozialen Gedächtnisses einen herausragenden Platz unter den kulturpolitischen Aufgaben ein. [...] Der Generationenwechsel fünfzig Jahre nach dem Holocaust und das schwierige Zusammenwachsen der ost- und westdeutschen Gesellschaft machen das soziale Gedächtnis und seinen Kern, die Memorialkultur, zu einem konfliktreichen Politikfeld.

Es ist auch ein unverzichtbares politisch-kulturelles Terrain, zumal es gleich mehrere Funktionen erfüllt. Die Erinnerungsorte suchen Deutsche auf, um sich über ihre anziehend-abstoßende Vergangenheit authentisch zu informieren. Dorthin gehen sie, um sich zu ihren moralisch-politischen Ver-

pflichtungen zu bekennen, die aus der Erblast ihrer Vorgeschichte erwachsen. Dorthin gehen sie auch, um sich zu ermahnen, an ihrem antitotalitären Gründungskonsens festzuhalten. An manchen Erinnerungsorten ehren sie sich auch, indem sie an das 'andere Deutschland' erinnern, den Widerstand gegen den NS-Staat, von innen und aus dem Exil. Und weil diese unterschiedlichen Handlungen und widersprüchlichen historischen Bezüge in die Traditions- und nationale Identitätsbildung einfließen, ist es kaum verwunderlich, daß sich die Deutschen an diesen Orten und über sie immer wieder streiten. Sechs strukturelle Ursachen dieser Auseinandersetzung erscheinen mir im Hinblick auf den Vermittlungsauftrag der Erinnerungsorte besonders wichtig:

1. Jahrzehntlang war der *Streit um die NS-Vergangenheit ein Produkt des innerdeutschen Systemkonflikts*. In ihm standen sich ein antifaschistisch-sozialistisches und ein antitotalitäres Geschichtsbild unversöhnlich gegenüber. Die antifaschistische Sicht abstrahierte von der konkreten Geschichte der Hitler-Diktatur und des Holocaust insofern, als sie den Nationalsozialismus im Faschismusbegriff zu einem allgemeinen Krisenphänomen des westlichen Kapitalismus und Imperialismus stilisierte. Die Erinnerungsorte in der DDR aus der NS-Zeit waren deshalb eingeschränkt auf eine Heroisierung des antifaschistischen Wider-

Peter Reichel

geb. 1942, Dr. phil., Professor, lehrt am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hamburg, Autor u.a. von „Der schöne Schein des Dritten Reiches“.

Photo: © Chr. Keller, Hamburg

stands und des Sieges der Roten Armee über Hitler-Deutschland. Die antitotalitäre und zugleich antikommunistische Sicht auf den Nationalsozialismus abstrahierte ebenfalls von der konkreten Geschichte. Sie tat es, weil ihr Blick auf den Herrschaftsapparat und dessen Herrschaftstechniken eingeschränkt war und das wahrgenommene Bild tendenziell mit anderen Diktaturen gleichgesetzt wurde, in der Zeit des Kalten Krieges vorzugsweise mit der stalinistischen Sowjetunion.

Diese Konfrontation ist nach der Vereinigung nicht einfach hinfällig geworden und an zwei Erinnerungsorten besonders heftig neu entbrannt. Da ist zum einen die Auseinandersetzung zwischen den Verbänden der Stalin- und NS-Opfer, die insbesondere in Buchenwald um die Frage streiten, ob die Toten des sowjetischen Speziallagers jenen des Konzentrationslagers räumlich und denkmal-künstlerisch gleich-, nach- oder untergeordnet werden sollen. Der Versuch, mit einem revidierten Konzept der inzwischen eingeweihten Gedenkstätte des zweiten Lagers, das nationalsozialistische Unrecht nicht durch das stalinistische und dieses nicht durch jenes zu relativieren und doch das NKWD-Lager als Folge des Konzentrationslagers darzustellen, hat den gesuchten Konsens noch nicht gefunden.

Zum anderen meine ich den wiederholten Streit darüber, ob mit dem öffentlichen Dokumentationsauftrag der Gedenkstätte in der Stauffenbergstraße wissenschaftlich vereinbar ist, den deutschen Widerstand gegen Hitler insgesamt darzustellen, also unter Einbeziehung des kommunistischen Widerstands, oder ob die wertbetonte, politische Auffassung sich durchsetzen soll, wie sie in zugespitzter Weise der frühere Bundesverteidigungsminister Volker Rühle geäußert hat, als er 1994 die Forderung nach Entfernung der Porträts von Pieck und Ulbricht unterstützte und erklärte, Personen, „die ein Unrechtsregime nur durch ein anderes ersetzt haben, verdienen nicht an gleicher Stelle (...) mit Graf von Stauffenberg, Goerdeler und Leuschner geehrt zu werden.“

Einmal mehr wurde offenbar, wie schwer es uns im Konfliktfall fällt, zu erkennen und zu respektieren, daß sachlich-objektivierende Dokumentation

der Zeitgeschichte und künstlerisch-phantasievolle Erinnerungskonstruktion, politisch-moralische Bewertung und Benutzung der Geschichte und emotionale Hinwendung zur Vergangenheit im Totengedenken zwar Handlungsfelder ein und derselben Erinnerungskultur sind, daß sie aber doch unterschiedlichen Handlungsnormen folgen, die wechselseitig respektiert werden müssen, will man den kulturellen Reichtum dieser strukturellen Differenzierung nicht in Frage stellen und die verschiedenen Interessen im Umgang mit Geschichte nicht gegeneinander ausspielen.

[...] Wissenschaftliche Dokumentation und Deutung müssen sich um Distanzierung und Objektivierung im sinnbildenden Umgang mit Vergangenheit bemühen. Die Überlebenden hingegen suchen eine solche Sinnbildung in der Sakralisierung der Gedenkstätten und im Pathos gemeinschaftlichen Gedenkens. Das strategisch orientierte politische Handeln benutzt sie alle: Wissenschaft, Kunst und das Totengedenken als den Kern aller öffentlichen Erinnerungskultur.

2. Nicht von ungefähr ist also der *Streit um die Toten des 'Dritten Reiches'* ein zentraler Konflikt aller Erinnerungspolitik. Dieser Streit hat sich an verschiedenen Erinnerungsorten entzündet und zugespitzt. Zunächst 1985 in Bitburg und Bergen-Belsen. Bundeskanzler Kohl trug Ende 1984 an den amerikanischen Präsidenten den Wunsch heran, am 40. Jahrestag des Kriegsendes, „über Gräber hinweg eine Geste für Frieden und Versöhnung zu finden“. Sie mißlang gründlich. Es kam zum internationalen Eklat, als bekannt wurde, daß in Bitburg neben amerikanischen und deutschen Weltkriegssoldaten auch Angehörige der Waffen-SS in den Gräbern liegen und Präsident Reagan – auf deutschen Wunsch – zunächst keine KZ-Gedenkstätte besuchen wollte.

Der Umgang mit den ungleichen Toten des 'Dritten Reiches' löste wenige Jahre später erneut einen Skandal aus, als die Bundesregierung auf Betreiben des Bundeskanzlers beschloß, die Neue Wache zur Zentralen Gedenkstätte des wiedervereinten Deutschlands umzugestalten. Der Streit begann, als die Wahl für die Denkmalsfigur auf Käthe Kollwitz' „Mutter mit totem Sohn“ von

1937 fiel. Die ikonographischen Elemente der Gedenkstätte verweisen das Erinnern auf den Ersten Weltkrieg; sie schließen demnach nicht nur die jüdischen Opfer aus, sie relativieren damit zugleich das auf die NS-Herrschaft und den Zweiten Weltkrieg bezogene Opfergedenken. Der Streit eskalierte, als vielfältiger, sachkundiger Protest ignoriert oder abgewiesen wurde und Regierung und Kanzler an ihrer Entscheidung unbeirrt festhielten und mißachteten, daß symbolische Politik mit nationalem Geltungsanspruch in besonderem Maße auf eine breite gesellschaftliche Zustimmung angewiesen ist. Der Streit erreichte seinen Höhepunkt, als Ignatz Bubis seine Beteiligung an der Einweihung an die Bedingung knüpfte, die pauschale Opfergedenkformel um eine differenzierte Aufzählung der verschiedenen Gruppen unter den Getöteten zu ergänzen. Zudem ließ er sich vom Kanzler die Zusage geben, daß die Juden ein eigenes Holocaust-Mahnmal bekommen würden.

Was aber besagt der Streit um das Totengedenken? Er zeigt an, daß die nationale Pietät weiterhin ein politisch brisantes Problem ist. Die Wertordnung der Republik verpflichtet uns, die Würde aller Menschen, also auch der Toten zu respektieren, ungeachtet ihrer Verdienste, ihrer Vergehen und ihrer Verbrechen. Das bringt die Deutschen gegenüber den ungleichen Toten des 'Dritten Reiches' unweigerlich in ein Dilemma. Sie sind uns nicht gleich-gültig, können es wegen ihrer ungleichen Lebens- und Tötungsgeschichten nicht sein, mag auch die generalisierende Opferformel über dieses Dilemma hinwegtäuschen oder hinwegtrösten. Denn sie abstrahiert von der Täter-Opfer-Differenz und macht alle Toten des Krieges und der Gewaltverbrechen zu (passiven) Opfern, das in Bergen-Belsen ermordete jüdische Mädchen Anne Frank ebenso wie den bei einem Bombenangriff ums Leben gekommenen Blutrichter Roland Freisler. Zudem abstrahiert ein solches Totengedenken auch von den sozialgeschichtlichen Verhältnissen und hebt die einst unversöhnliche Konfrontation von privilegierten deutschen 'Volksgenossen' und rechtlosen 'Volksfremden' im Gedenken harmonisierend auf.

Anders als in der frühen Nachkriegszeit werden heute solche Abstraktionen und Harmonisierungs-

gesten nicht mehr ohne weiteres akzeptiert. Das hat sich in anderer Weise auch beim Streit um das Holocaust-Mahnmal gezeigt, als seine Befürworter das Dilemma falsch zu überspielen suchten, daß durch die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen und den Expansions- und Vernichtungskrieg eine zentrale Unterscheidung nationaler Identitätsbildung – das Eigene, also auch die Toten, positiv, das Fremde, also auch die fremden Toten, eher distanziert oder negativ zu sehen – ins Gegenteil verkehrt worden ist. Die Initiatoren und Befürworter des Holocaust-Mahnmals möchten aus dieser Not eine Tugend machen. Sie befördern die ermordeten Juden aus der Distanz und Ausgrenzung umstandslos ins Zentrum der nationalen Erinnerungskultur, in der Form eines monumentalen jüdischen Friedhofs. Der eigentliche Skandal dieser aus gutem Willen und viel politischer Gedankenlosigkeit hervorgegangenen Denkmalinitiative liegt denn auch darin, daß dieses Monument entweder ein „Schandmal“ sein müßte, die im Land und in Europa bereits reichlich vorhanden sind, oder eine doppelte Anmassung darstellt. Trauer können die heute lebenden Deutschen nicht nachholen. Sie setzt deren emotionale Bindung an die ermordeten Juden voraus, die zum Zeitpunkt der „Endlösung“ nicht bestand und in der viel gerühmten deutsch-jüdischen Symbiose kaum mehr als eine Fiktion war. Eine Fiktion, welche die deutschen Juden „zu hoch bezahlt“ haben, wie Gershom Scholem einst schrieb, die aber die nichtjüdischen Deutschen „bestenfalls gerührt“, zumeist aber nur „ergrimmt“ hat. Noch bedenklicher erscheint allerdings, daß die Befürworter des Holocaust-Mahnmals – als Nachkommen der Täter in einem strafrechtlich zurechenbaren Sinne nicht verantwortlich für die Gewaltverbrechen ihrer Vorfahren – sich mit diesem Mahnmal einer Schuld bemächtigen, die sie nicht tragen. Indem sie sich erniedrigen, erhöhen sie sich zugleich. Eine anmassende Attitüde und eine fatale Instrumentalisierung der Erinnerung.

3. Der Streit um den Umgang mit der NS-Vergangenheit ist immer auch ein *Streit um die Kunst nach und über Auschwitz* gewesen. In einem eindringlichen Essay hat Benjamin Korn das individuelle und das kollektiv-nationale Gedächtnis als Verwandlungsmaschine beschrieben, als „Maschi-

ne des Vergessens“. Sie macht aus Niederlagen Siege, aus Kollaboration Widerstand, aus Tätern Opfer, aus Opportunisten Heroen und muß, will sie damit Erfolg haben, ihre Vergeßlichkeit vergessen machen und in Mythen verschleiern. Demgegenüber erhebt die Kunst, so Korn, „Einspruch gegen das Vergessen“, weil sie nichts verspricht, das Leben nicht verbessern will, keine Urteile fällt und eben nicht verschleiert, daß sie „Neues erfindet mit Hilfe des Gewesenen“. Ungezählte Künstler haben dazu beigetragen, die größte Zerstörungserfahrung unserer Zeit in eine außergewöhnliche Produktivität zu verwandeln. Adornos bis heute verkürzt kolportiertes Verdikt gegen alle Kunst nach und über Auschwitz hat sie daran nicht hindern können. Für sie ist die Frage der Kunst nach und über den Holocaust keine moralische, sondern eine ästhetische Herausforderung und die Freiheit in der fiktionalisierenden Darstellung grundlegend. Ob die Freiheit des künstlerischen Ausdrucks begrenzt werden muß oder kann, ist nicht nur zwischen Kunst und Politik, sondern auch zwischen Künstlern immer wieder strittig gewesen, zugespitzt in der Debatte zwischen Spielberg und Lanzmann, der gegen jenen für die filmische Vergegenwärtigung der Shoah ein Bilderverbot aussprach, ohne doch selbst in seinem Interview-Film auf Bilder verzichten zu können.

[...]

Das Spannungsverhältnis von Kitsch und Kunst ist in den vielen Werken erfundener Erinnerung, also in Literatur, Film und Theater, anders zu bestimmen als an jenen Gedächtnisorten, die durch die Geschichte unmittelbar als authentisch beglaubigt sind. Aber auch diese können und wollen auf Interpretation und Inszenierung nicht verzichten. Im Gegenteil. Die in Museen gern auf Großfotos und in den Lagern als materiale Objekte zur Schau gestellten 'Ikonen der Vernichtung', die Berge von Brillen, Prothesen, Haaren und Koffern der ermordeten Juden, scheinen mit ihrer sinnlich wahrnehmbaren, anrührenden Aura die Vergangenheit der Vernichtungslager, das Leiden und die Hoffnung der Verfolgten selbst zu repräsentieren. Es sind Überreste, die als Teile für das Ganze stehen und ihm doch nicht entsprechen können. Ohne den ursprünglichen Lebenszusammenhang, aus dem

sie übrig geblieben sind, schrumpft ihre Bedeutung zu bloßen „Vergangenheits-Fetischen“, die nur noch eine Funktion erfüllen: Schaustücke zu sein. Als solche erscheinen sie insbesondere in den KZ-Gedenkstätten, also am authentischen Gedächtnisort, so bedenklich, weil diese gern die „Autorität unrekonstruierter Realität“ für sich in Anspruch nehmen, worauf zuerst der amerikanische Judaist James E. Young aufmerksam gemacht hat. Die Visualisierung und Vergegenständlichung grauenvoller Ereignisse verschleiert gerade dort, daß sich dem Besucher durchaus nicht die unvermittelte Vergangenheit selbst zeigt, sondern ein rekonstruiertes, zudem politisch gewolltes und mit moralischem Anspruch versehenes Bild von ihr. [...] Die moderne Denkmalkunst hat aus dem Scheitern der traditionellen Denkmalidee längst Konsequenzen gezogen und sich an die Grenze des Sichtbaren begeben. Aus dieser Randlage ist eine „Kunst des Verschwindens“ entstanden. Nicht wenige ihrer renommiertesten Vertreter suchten der Auffassung Ausdruck zu geben, daß die NS-Vergangenheit nicht mehr unmittelbar und auch nicht dauerhaft denkmalkünstlerisch vergegenwärtigt werden kann. Sie visualisieren die Erinnerung an den Verlust, an das unwiederbringlich Verlorene deshalb als Leerstelle, als Lücke, als Hohlform, als sichtbar Unsichtbares, als ephemere Denkmalinstallation. Sie erinnern uns an das Vergessen und an das Vergessen im Erinnern, daran, daß sich das Erinnern im Spannungsfeld von kultureller Erfindung und politischem Interesse bewegt. [...]

Für die Erinnerung an die Täter und Mitläufer müssen und sollen Denkmäler nicht gebaut werden. Sie sind in den vielfältigen architektonischen Zeugnissen vorhanden: von Prora bis Nürnberg, in den modernen Militär-, Industrie-, Verkehrs-, Sport- und Freizeitbauten der NS-Zeit. Sie sind als Erinnerungsorte nie unumstritten gewesen, aber unverzichtbar, will man den Zusammenhang von nationalistischer Massenbewegung und Führerfaszination öffentlich anschaulich machen, ein Zusammenhang, ohne den die Orte des Schreckens erratische Inseln im öffentlichen Geschichtsbild bleiben müssen.

4. Der Streit um den Umgang mit der NS-Vergangenheit ist seit langem auch ein *Streit um den*

*gesellschaftlichen Nutzen von Denkmälern.* Wenn man die Visualisierung demokratischer Wertgrundlagen für systemnotwendig hält, muß man Gedenkstätten und Denkmäler, die an demokratiefeindliche Regime erinnern, schon an sich als unverzichtbar ansehen, ungeachtet aller denkmal-künstlerischen Kritik und ungeachtet des Einwands, daß zumindest Denkmäler und Mahnmale in ihrer meinungsbildenden Wirksamkeit im allgemeinen überschätzt werden. Gleichwohl wird man darüber diskutieren müssen und empirisch begründete Erkenntnis gewinnen wollen. Die Relevanz von Denkmälern für die politisch-demokratische Kultur wird vermutlich dann nicht überbewertet, wenn sich mit ihrer Entstehung ein langjähriger öffentlicher Streit verbindet und sich ihre Nutzung nicht im feierlichen Gedenkzeremoniell erschöpft. Genannt seien nur einige der wichtigsten Beispiele: die Auseinandersetzung um das Krieger- und Antikriegs-Gegendenkmal am Hamburger Dammtorbahnhof, der Streit um den Münchener Königsplatz und andere Ruinen und Großbauten aus der NS-Zeit, die Auseinandersetzung um die Neue Wache und um das Holocaust-Mahnmal in Berlin. Der Streit um diese öffentlichen Erinnerungszeichen ist für das kollektive Gedächtnis wahrscheinlich wichtiger als die Denkmäler selbst, aber ohne sie findet er nicht statt. Walter Grasskamp hat das Dilemma des Denkmals auf die zugespitzte Formel gebracht: „Wenn es niemanden stört, hat es versagt. Aber wenn es auf Widerstand trifft, ist dieser noch kein Indiz für seine Funktionstüchtigkeit.“

[...]

Als es nach 1945 um die langwierigen Umwandlungen der Konzentrationslager in Gedenkstätten ging, waren zumeist die internationalen Häftlingsorganisationen die maßgeblichen Initiatoren und ausdauernden Akteure, von Dachau bis Neuen-gamme. Inzwischen werden die Konzeptionen der Gedenkstätten fortentwickelt, eine Entwicklung, die nun vielfach Mißtrauen und Widerstand der ehemaligen Häftlinge hervorruft. Denn jene fürchten um die Beseitigung der längst zu Reliquien gewordenen „Ikonen der Vernichtung“ und um die Entweihung der sakralen Aura der Gedenkstätten. Die Umgestaltungen sind vielerorts im Gange oder abgeschlossen. Deutlicher als zuvor treten jetzt

Gedenkort und Museum auseinander, wird unterschieden zwischen der identitätsverbürgenden, kommemorativen Funktion dieser Orte für die ehemaligen Häftlinge und ihrem Charakter als authentischen und zudem museal gestalteten, multi-medialen Schauplätzen. Hinzukommt, daß in der Darstellung der eigenen, unmittelbaren Vorgeschichte, also der Zeit nach 1945, das Gedächtnis dieser Orte gewissermaßen selbstreflexiv wird. Auch dies korrigiert oder schwächt die von ihnen ausgehende suggestive Kraft. [...]

5. Die öffentliche Erinnerung ist nach 1945 in einem Maße aufgewertet worden, daß die öffentliche Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit spätestens seit Mitscherlichs *Unfähigkeit zu trauern* überlagert und verschärft wird von einem *Diskurs über das Erinnern und Vergessen*. Dieser Diskurs hat zwei Seiten: Zum einen geht es um pathologische Gedächtnisfiguren wie Trauma, Amnesie, Verleugnung, Deckerinnerung als Folge vor allem individueller Extremerfahrungen des Weltkrieges und des Holocaust. Zum anderen geht es darum, daß diese Ereignisse einen für jeden Sozialverband grundlegenden kulturellen Mechanismus, die Dialektik von Erinnern und Vergessen, außer Kraft gesetzt haben. Individuelles und kollektives Gedächtnis werden permanent durch eine Erinnerungs- und Gedenkpolitik strukturiert und ermahnt, die vehement mit Vergessensverböten arbeitet und suggeriert, daß erst Erinnern von der Last der Vergangenheit befreit, zum politischen Handeln befähigt und zudem die Garantie einschließt, daß sich Völkermord nicht wiederholt.

Im Hinblick auf die NS-Vergangenheit akzeptieren wir offenbar nicht oder nur schwer, was wir für jedes Gedächtnis gewöhnlich als „normal“ voraussetzen: daß Erinnern und Vergessen eine dialektische Einheit bilden, daß Vergessen unvermeidlich und mehr ist als Nicht-Erinnern und Erinnern mehr als Nicht-Vergessen. Erinnern ist unzuverlässig und selbst vergeßlich. Wer erinnert, wählt aus, ergänzt, deutet und erfindet. [...]

Als Martin Walser in seiner Dankesrede bei der Friedenspreisverleihung [...] sich gegen die „Dauerpräsentation unserer Schande“ in den Medien wehrte und – mit einem Seitenhieb auf die Initia-

toren und Befürworter des Holocaust-Mahnmals – jene attackierte, „die sich für das Gewissen von anderen verantwortlich fühlten“, da konnte man auf den Gesichtern in den vordersten Reihen keine Mißbilligung erkennen. Die Kritik in den meinungsbildenden Blättern blieb zunächst verhalten. Sie spitzte sich zu, als Ignatz Bubis Walser einen „geistigen Brandstifter“ nannte und ihm vorwarf, mit seinem intellektuellen Nationalismus die Rechtsextremisten salonfähig zu machen. Klaus Harpprecht erkannte das Problem der Rede Walsers nicht zu Unrecht in dessen Eitelkeit („vor Kühnheit zitternd“, empfand und beschrieb sich Walser selbst) und in der „Feigheit generalisierender Verdächtigung“. Harpprecht erweckte dabei allerdings den Eindruck, als ob es jene von Walser mutmaßlich gemeinten Routiniers des Beschuldigungs gar nicht gäbe. Jene also, die – wie etwa Lea Rosh und Ralph Giordano – seit Jahren als Sprecher der Opfer und Überlebenden des Holocaust medienwirksam eine „zweite Schuld“, eine Vergessensschuld verkünden und sich auch dann oder gerade dann in ihrer Rolle bestärkt fühlen, wenn sie unter Verweis auf die empirische Realität kritisiert werden. Ihr Blick auf die in fünfzig Jahren gewachsene, hochdifferenzierte, produktive und pluralistische Erinnerungskultur erscheint bisweilen eigentümlich verzerrt und getrübt.

Erinnerung und Gedächtnis haben als Begriff und Thema Hochkonjunktur. [...] Immer neue Erinnerungsorte für die NS-Zeit sind in den letzten Jahren entstanden. Wer allerdings die Befürchtung hegt, es könnten schon zu viele sein – oder in absehbarer Zeit zu viele werden –, der sollte sich vor Augen halten, daß sie nur etwa fünf bis zehn Prozent jener geschätzten 40.000 Kriegerdenkmäler ausmachen, die im ganzen Land an die Gefallenen beider Weltkriege erinnern. Andererseits wird man nicht jeden historischen Ort aus der Zeit des Nationalsozialismus als für erinnerungskulturelle Aufgaben geeignet ansehen können. In den Beratungen der Enquête-Kommission des 8. Deutschen Bundestages hat der Berliner Historiker Reinhard Rürup eine Reihe von Kriterien definiert, mit denen sich die nationale Bedeutung von Erinnerungsorten begründen läßt: Zentrale historische Bedeutung, vermittelbare Authentizität, systemspezifisches Profil, tragfähiges wissenschaftlich-

museologisches Konzept, kontinuierlich hohes Publikumsinteresse, ortsbezogenes Engagement von Betroffenenverbänden und Bürgerinitiativen. In Anlehnung an diese Kriterien wird man auch über die Auswahl von lokal und regional relevanten Erinnerungsorten entscheiden können.

[...]

6. Der Streit um die Vergangenheit gründet nicht zuletzt in den *Auseinandersetzungen innerhalb der Wissenschaft*. Die Forschungskontroversen beschäftigen allerdings nur ausnahmsweise die ausserakademische Welt. [...] Für das Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft ist im allgemeinen ein mehr oder weniger großes Vermittlungsproblem charakteristisch. Und was den Nationalsozialismus und den Holocaust im besonderen angeht, scheint zu gelten, daß es gegenwärtig ein allgemeines Bedürfnis in der Gesellschaft gibt nach einfachen Wahrheiten und Bildern, nach moralisch eindeutigem und emotional befriedigendem Umgang mit dieser Vergangenheit. Das wurde zuletzt in dem überraschenden Erfolg des Goldhagen-Buches deutlich. Das Mißverhältnis von breiter gesellschaftlicher Zustimmung für dessen stereotype Formeln und Pauschalierungen und ihre Zurückweisung durch die Fachkritik hat der US-amerikanische Historiker Christopher Browning mit einem fiktiven, aber doch sehr treffenden vox populi-Zitat erklärt: „Wir wollen keine komplexen Antworten, wir wollen sie einfach. Wir wollen den Holocaust so verstehen wie vor fünfzig Jahren – die deutsche Kultur ist böse, sie schuf böse Menschen, die böse Dinge taten.“ So wenig sich Zeitgeschichtsforschung und Politikwissenschaft in den Dienst derartiger populistischer Tendenzen stellen dürfen, so wenig kann ihnen das jeweilige geschichtspolitische Umfeld gleichgültig sein. In dieses Umfeld hinein zielt der Bildungsauftrag der Wissenschaft, findet die Vermittlung von Forschungsergebnissen statt, was nach einem theoretischen Rahmen verlangt. [...]

Gegenüber den politisch vorbelasteten und reduktionistischen Theorien des Faschismus und Totalitarismus früherer Jahre stellt die Modernisierungstheorie einen sehr viel fruchtbareren Ansatz dar. Zum einen, weil sie die Zäsuren der Jahre 1933 und 1945 abschwächt, nach Kontinuität und Dis-

kontinuität des Nationalsozialismus fragt und damit dessen historische Einordnung erleichtert, ohne die Entschiedenheit seiner moralischen Verurteilung zu relativieren. Zum anderen, weil sie die gesellschaftliche Totalität in den Blick bekommt. Denn sie thematisiert nicht nur den totalitären Herrschaftsapparat des Führerstaats, seinen Krieg und seine Gewaltverbrechen, sondern eben auch seine modernen technischen, massenmedialen, sozial- und symbolpolitischen Attraktionen und Steuerungspotentiale, auf die das Regime in seiner Propaganda und Massenlenkung so sehr angewiesen war.

Hier liegt ein Deutungsangebot bereit, das den Gedenkstätten-Dokumentationen einen perspektivischen Rahmen geben könnte, in dem die Erinnerungsorte ihren erklärungsbedürftigen und erklärungsfähigen Kontext finden, die Orte des Schreckens ebenso wie die Orte der nationalsozialistischen Modernität. An diesen Orten wäre zu zeigen und begreiflich zu machen, daß und warum sich das NS-Regime in hohem Maße auf repressive und expressive Mittel gestützt hat. Die gewalttätigen und ästhetisierenden Züge im Doppelgesicht des 'Dritten Reiches' resultieren ja ganz wesentlich aus dem rassenideologischen Nationalismus und aus dem hohen Visualisierungsbedarf des nationalsozialistischen Herrschaftssystems.

[...]

Für das NS-Bild, das die deutschen Erinnerungsorte in der Zukunft m.E. vermitteln müßten, wäre der Völkermord in jenen spannungsvollen Rahmen zu integrieren, für den Thomas Mann in seiner berühmten Washingtoner Rede über „Deutschland und die Deutschen“ schon im Mai 1945 eine treffende Formel fand, als er vom „hochtechnisierten Romantizismus“ der Deutschen sprach, ihrer Zerrissenheit zwischen „Vergangenheitstraum“ und „leistungsfähiger Fortgeschrittenheit“. Der wissenschaftlich-technische Fortschritt hat den deutschen Weg in die Moderne beschleunigt. Der „Vergangenheitstraum“, die Fixierung auf vordemokratische soziale und politische Verhältnisse, hat diesen Weg verzögert und erschwert. Zwischen beiden Polen hin- und hergerissen, verlangte ein seit 1918 hochpolitisiertes Massenpublikum nach Ordnung und Eindeutigkeit, nach Autorität und

Modernität, auch nach Glanz und Größe der Nation, jenseits des vermeintlichen Chaos einer hochdifferenzierten, pluralistischen Klassengesellschaft des permanenten und schnellen sozialen Wandels. Hitler und die Nationalsozialisten versprachen die Lösung der sozialen und der nationalen Frage, an denen die Weimarer Republik gescheitert war – ohne den gefürchteten Bürgerkrieg, aber auch ohne die verhaßten Parteien und den als „Schwatzbude“ verachteten Reichstag. So konnte sich 1933, in einer Stimmung des nationalen Aufbruchs, eine zunächst unterschätzte Diktatur etablieren. Sie hat Deutschlands Weg in die Moderne mit einer auf Terror und Massenfaszination beruhenden Gewaltherrschaft belastet, mit Krieg und Völkermord.

Mit dieser Katastrophe mühen wir uns seit mehr als fünfzig Jahren ab. Dadurch war das historische Bewußtsein der Gesellschaft lange überproportional auf den kurzen Zeitraum des Dritten Reiches fixiert. Der jüngste Streit um eine angemessene Erinnerung an die NS-Zeit zeigt indes auch an, daß sich in der Bundesrepublik im öffentlichen Umgang mit Geschichte inzwischen eine Traditionsneubildung vollzogen hat, die unterschiedliche Vergangenheiten in den Blick nimmt und damit unserem Geschichtsbewußtsein jene Tiefe zurückgeben will, die ihm in den frühen Jahrzehnten unserer Republik fehlte. So sehr man eine solche Erweiterung unseres historischen Bewußtseins begrüßen muß, so sehr muß man zugleich vor der Gefahr jener Nivellierungstendenz warnen, die Jean Améry schon in den sechziger Jahren für spätere Generationen vorausbefürchtet hat und die die NS-Zeit zu einer beliebigen unter vielen Epochen der deutschen Geschichte macht, „blutbefleckt“, aber „nicht übler als es dramatische historische Epochen nun einmal sind“.

\*Gekürzte Fassung des Vortrages für die Tagung zur KZ-Gedenkstätte „Neue Bremm“ in Saarbrücken. Die Streitfragen werden ausführlicher dargestellt und beispielhaft vor Augen geführt in der Neuausgabe von Peter Reichels Buch *Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit*, Frankfurt a.M., 1999 (Fischer Taschenbuch).

# Das Polizeigefängnis Neue Bremm

Von Hans Horch

Auch wenn es sich bei der „Neuen Bremm“, wie hier von Hans Horch ausgeführt wird, um ein Polizeilager handelte, hat sich im allgemeinen Sprachgebrauch die Bezeichnung „KZ Neue Bremm“ eingebürgert. In den nachfolgenden Texten wird daher diese irrtümlich von den Autoren verwendete Bezeichnung für die Gedenkstätte beibehalten.

Zusätzliche Informationen zu diesem Lager bietet das Buch *Neue Bremm. Ein KZ in Saarbrücken* von Raja Bernard und Dietmar Renger, das 1989 in der 3. Auflage im Geschichtsverlag S. Brück, Heusweiler, erschienen und über die Landeszentrale für politische Bildung in Saarbrücken/Dudweiler, Beethovenstraße 26, zu erhalten ist. Red.

Von Anfang 1943 bis Ende 1944 nutzte die Saarbrücker Gestapo wegen der Überfüllung des Gefängnisses auf der Lerchesflur ein Barackenlager auf der Neuen Bremm als (Erweitertes) Polizeigefängnis. Das Lager befand sich unmittelbar an der stark frequentierten Straße nach Forbach, vis à vis einer beliebten Ausflugsstätte. Das Männerlager und das Ende 1943 hinzugekommene Frauenlager waren durch den weiterhin öffentlich bleibenden Alstinger Weg voneinander getrennt. Das mit Stacheldraht und Wachtürmen gesicherte Lagergelände maß ca. 150 x 80 Meter. Die beengten Gefangenenblocks und die Funktionsgebäude und Wachstuben standen im Karree; in der Mitte des Männer- wie des Frauenlagers befand sich jeweils ein Löschwasserbassin.

Für die Häftlinge, die von der Saarbrücker Gestapo festgenommen oder dieser von Dienststellen in Frankreich übergeben worden waren, war das Lager meist Durchgangsstation auf dem Weg in Konzentrationslager in Deutschland oder in das von Natzwiller in den Vogesen, die jüdischen Häftlinge wurden in die Tötungsfabriken in Polen weitergeschickt.

Wie viele Häftlinge gleichzeitig einsaßen, ist ungewiß. Augenzeugen berichten davon, daß zu unterschiedlichen Zeiten im Männerlager zwischen 200 und 800 Menschen zusammengepfercht waren. Wie viele Gefangene das Lager in der Zeit

Hans Horch

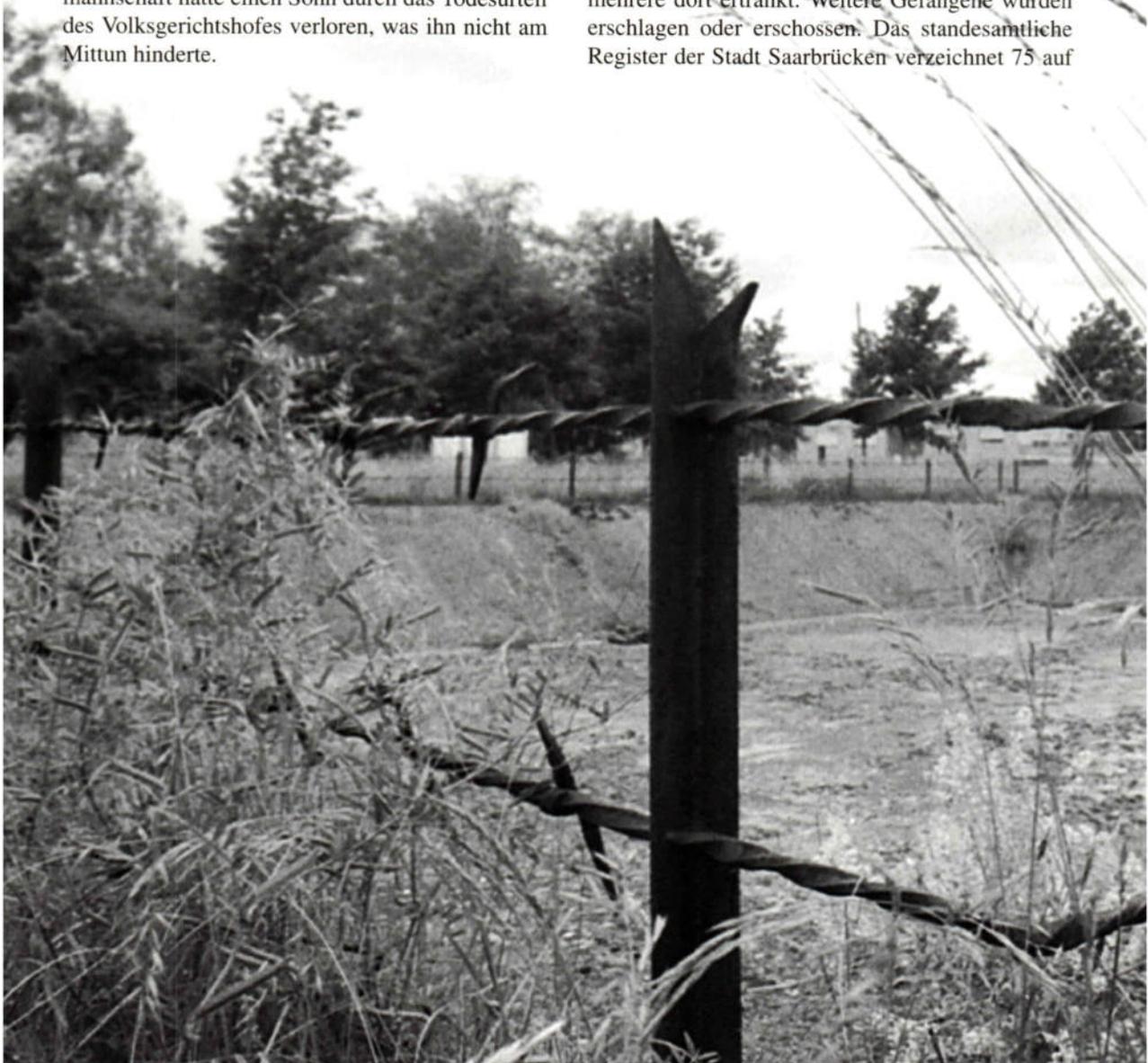
geb. 1949, Ausbildung als Deutschlehrer und Sozialwissenschaftler, in der außerschulischen Jugendbildung beschäftigt.

seines Bestehens passierten, wird nicht mehr zu ermitteln sein. Die größte Häftlingsgruppe kam aus Frankreich: *résistants*, aus Gründen des präventiven Terrors Verhaftete, Lothringer, die sich der Annexionspolitik widersetzt hatten, Verwandte von lothringischen Deserteuren, kleine Gruppen von Juden, die anscheinend am Saarbrücker Hauptbahnhof größeren, meist von Drancy (dem großen Pariser Sammellager) kommenden Transporten zugeführt wurden. Die nächstgrößere Gruppe dürften von Wehrmacht und Zivilverwaltung zwangsrekrutierte Arbeitssklaven aus der Sowjetunion und Polen gewesen sein. Wie im übrigen Reichsgebiet auch arbeiteten in der saarländischen Industrie zahlreiche Fremdarbeiter (Mitte 1944 waren es fast 50.000) und Kriegsgefangene (ca. 80.000). Bei den geringsten Vergehen wurden diese von den Betrieben an die Gestapo übergeben, von dieser mißhandelt und in die Konzentrationslager verschleppt. Die dritte Opfergruppe bildeten Deutsche: Emigranten aus Frankreich, darunter Angehörige der *résistance* und ehemalige Mitglieder der Internationalen Brigaden, aus politischen Gründen Verhaftete, sogenannte „Gemeinschaftsfremde“ wie z. B. „Bummelanten“ oder „Querulanten“ und Opfer des präventiven Terrors. Nach dem 20. Juli 1944 wurden zahlreiche ehemalige Abgeordnete und Funktionäre der KPD, der SPD und des Zentrums eingeliefert.

Lagerkommandant war ein Saarbrücker Polizeiinspektor und Untersturmführer der SS. Ihm zur Seite standen ein Polizeiasistent und zwei Gestapobeamte, die zugleich SS-Unterscharführer waren. Das gesamte weitere Verwaltungs- und Wachpersonal bestand aus Zivilisten. Zeitweilig waren dies 20 bis 30 sogenannte „Volksdeutsche“, die aus Rumänien umgesiedelt worden waren. Ein polnischer Häftling rückte zum Kapo auf. Die Mehrheit jedoch waren, und das ist das Bemerkenswerteste an der Geschichte des Lagers, kleine Leute aus dem Saarland: Invaliden und Pensionäre, die aufgrund des Arbeitskräftemangels not-

dienstverpflichtet wurden, oder durch Kriegsumstände erwerbslos gewordene Personen, die vom Arbeitsamt an die Gestapo als Hilfskräfte vermittelt worden waren. Unter den namentlich feststellbaren Wachleuten befanden sich acht untere Beamte und Angestellte (darunter zwei Frauen), zwölf Arbeiter (darunter sieben pensionierte Bergleute), zwei kleine Selbständige und zwei Hausfrauen. Von 22 Personen kennen wir die Geburtsdaten; ein Drittel von ihnen war über 60 Jahre alt. Über eine Mitgliedschaft in NS-Formationen ist nichts bekannt. Sicher ist, daß diese bei der Auswahl keine Rolle spielte. Ein Mitglied der Wachmannschaft hatte einen Sohn durch das Todesurteil des Volksgerichtshofes verloren, was ihn nicht am Mittun hinderte.

Das Verwaltungs- und Wachpersonal des *Polizeigefängnisses Neue Bremm* befaßte sich einer Brutalität, die die der SS-Leute in den Konzentrationslagern noch übertraf. Die Häftlinge wurden um ihre Rationen bestohlen und ausgehungert, der Hitze und dem Frost ausgesetzt, geschlagen, schikaniert und in der scheußlichsten Weise gequält. Auch die in der Mitte des Lagers befindlichen Löschwasserbassins wurden zur Folterstätte. Vor ihnen mußten die Häftlinge stundenlang strammstehen, sie mußten in der Hocke und mit hinter dem Kopf verschränkten Armen um den Teich hüpfen, viele wurden in den Teich hineingestoßen, mehrere dort ertränkt. Weitere Gefangene wurden erschlagen oder erschossen. Das standesamtliche Register der Stadt Saarbrücken verzeichnet 75 auf

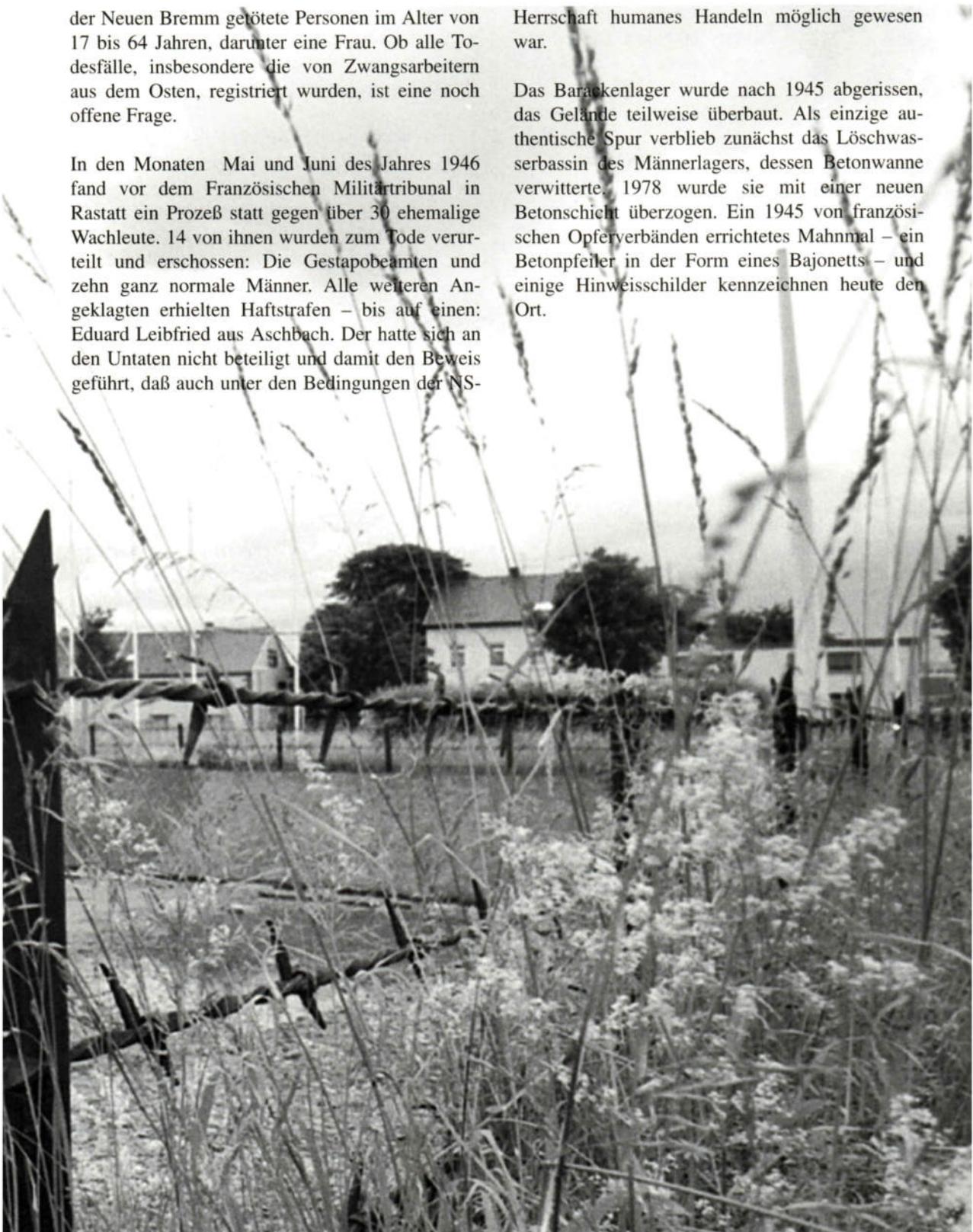


der Neuen Bremm getötete Personen im Alter von 17 bis 64 Jahren, darunter eine Frau. Ob alle Todesfälle, insbesondere die von Zwangsarbeitern aus dem Osten, registriert wurden, ist eine noch offene Frage.

In den Monaten Mai und Juni des Jahres 1946 fand vor dem Französischen Militärtribunal in Rastatt ein Prozeß statt gegen über 30 ehemalige Wachleute. 14 von ihnen wurden zum Tode verurteilt und erschossen: Die Gestapobeamten und zehn ganz normale Männer. Alle weiteren Angeklagten erhielten Haftstrafen – bis auf einen: Eduard Leibfried aus Aschbach. Der hatte sich an den Untaten nicht beteiligt und damit den Beweis geführt, daß auch unter den Bedingungen der NS-

Herrschaft humanes Handeln möglich gewesen war.

Das Barackenlager wurde nach 1945 abgerissen, das Gelände teilweise überbaut. Als einzige authentische Spur verblieb zunächst das Löschwasserbassin des Männerlagers, dessen Betonwanne verwitterte. 1978 wurde sie mit einer neuen Betonschicht überzogen. Ein 1945 von französischen Opfernverbänden errichtetes Mahnmahl – ein Betonpfeiler in der Form eines Bajonetts – und einige Hinweisschilder kennzeichnen heute den Ort.



# Die Neugestaltung der KZ-Gedenkstätte Neue Bremm in Saarbrücken

## Die Diskussion von 1994-1999

Von Günther Buth



Nahe der Grenze zu Frankreich, mitten in einem Gewerbegebiet, liegt die *KZ-Gedenkstätte Neue Bremm*. Hier wurde Anfang 1943 ein Lager errichtet, offiziell als „erweitertes Polizeifängnis“ bezeichnet, das als Ort nationalsozialistischer Gewaltherrschaft im Bewußt-

sein der Bürgerinnen und Bürger wenig verankert scheint.

Nachdem das Lager Ende 1947 als Gedenkstätte hergerichtet und von dem damaligen Gouverneur Grandval eingeweiht wurde, war dieser Ort in den folgenden Jahrzehnten immer wieder Gegenstand von Neugestaltungsplänen und Veränderungen. Die jüngste, bis heute anhaltende Diskussion um eine Neugestaltung der KZ-Gedenkstätte begann 1994 mit dem Angebot des Wiener Künstlers Gottfried Helnwein zu einem kostenlosen Entwurf für ein „zeitgemäßes Mahnmal“.

Dieser Vorschlag, durch ein breites Medieninteresse öffentlich gemacht und verknüpft mit der Vermutung, der Künstler sei Mitglied der Scientology Church, führte bei interessierten Bürgerinnen und Bürgern, bei den Parteien und in den zuständigen politischen Gremien der Stadt zu engagierten, zum Teil kontroversen Diskussionen und warf erneut die Frage auf, in welcher Form die Erinnerung an diesen Teil der Stadtgeschichte wachzuhalten sei.

Im Verlauf dieser Diskussion wurde im Juni 1994 durch den Kulturausschuß der Arbeitskreis *Neugestaltung der KZ-Gedenkstätte Neue Bremm* eingerichtet. Diese Arbeitsgruppe bestand zunächst aus Mitgliedern der im Stadtrat vertretenen Fraktionen, Vertretern der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, Vertretern des Ausländerbeirates, einem Designer, einem Künstler, Architekten, Landschaftsplanern und Vertretern verschiedener städtischer Ämter. Später kamen weitere Gruppen und Initiativen wie z.B. der Landesjugendring oder die christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft hinzu. Die Arbeitsgruppentreffen wurden vom städtischen Kulturamt vorbereitet und moderiert. An den Arbeitskreis erging der Auftrag, Vorschlä-

ge zur Gestaltung der KZ-Gedenkstätte zu entwickeln. Nach wenigen Monaten lagen dem Arbeitskreis drei Vorschläge zur Neugestaltung des ehemaligen KZ-Geländes vor:

1. Ein gemeinsames Konzept des Architektenbüros Alt & Britz und der Landschaftsplaner Heggelmann & Dutt, entwickelt aus den Diskussionen im Arbeitskreis. Es beinhaltete insbesondere eine Veränderung der Oberfläche des Lagergeländes, das Sichtbarmachen der Barackenfundamente sowie eine das Umfeld einbeziehende Baumbepflanzung, um den Ort selbst erkennbar werden zu lassen. Dabei sollte aber auf Monumente oder Denkmäler verzichtet werden.
2. Der Vorschlag des Künstlers Seiji Kimoto, eine Skulptur zu errichten.
3. Eine Installation des Künstlers Armin Hüwels.

In der Sitzung vom 6. Mai 1995 schließt sich der Kulturausschuß dem einhelligen Votum des Arbeitskreises für die Realisierung des gemeinsamen Konzeptes des Architektenbüros und der Landschaftsplaner an. Wegen der schwierigen Haushaltslage der Stadt Saarbrücken sollte die Finanzierung über ein entsprechendes Programm der EU und auf nationaler Seite durch Leistungen der städtischen Ämter, des Ausbildungszentrums Burbach, durch Unterstützung des Arbeitsamtes und durch Sponsoren sichergestellt werden. Nachdem alle zuständigen Gremien diesem Konzept zugestimmt hatten, wurde ein entsprechender Antrag vom städtischen Amt für Arbeitsmarktpolitik bei der EU eingereicht.

Im Juni 1996 teilte die EU mit, das Projekt nicht fördern zu können. Im Arbeitskreis begann die Suche nach einer anderen Finanzierungsmöglichkeit. Die erneut geführte, zum Teil kontroverse, zum Teil sich inhaltlich wiederholende Diskussion, reichte vom Belassen des Ortes in seinem jetzigen Zustand bis zu dem Versuch, möglichst viel von den Neugestaltungsvorschlägen des vorliegenden, aber nicht umsetzbaren Konzeptes zu „retten“. Schließlich wurde eine Gestaltungsform gefunden und beschlossen, die neben Erhaltungsmaßnahmen auch schrittweise Veränderungen wie z.B. Freilegen der Fundamente, Anlegen eines Weges um den Löschteich, erweiterte Beschil-

Günther Buth

geb. 1947, Dipl. Soziologe, Leiter des Kultur- und Schulverwaltungsamtes der Landeshauptstadt Saarbrücken

derung sowie das Entfernen der Bäume und Fahnenstangen zuläßt. Während dieses Diskussionsprozesses im Arbeitskreis liefen verschiedene Aktionen. Im Sommer 1997 wurde auf dem Gelände des ehemaligen KZ ein Aktionstag des Landesjugendrings durchgeführt, wobei dem Oberbürgermeister Hajo Hoffmann eine Zeitspende von 1234 Arbeitsstunden überreicht wird.

Anläßlich des 50. Jahrestages der Einweihung der Gedenkstätte fanden Veranstaltungen, Ausstellungen und Mahnwachen in Saarbrücken statt.

Eine *Initiative Neue Bremm* unter Beteiligung des SPD-Ortsvereins Alt-Saarbrücken, der Universität, der Hochschule der Bildenden Künste (HBK) und der Landeszentrale für Politische Bildung sowie weiteren Institutionen entsteht 1998 mit dem Ziel, Alternativvorschläge zu machen und eine „lebendige Form des Gedenkens“ zu entwickeln. Im Rahmen dieser Initiative fand Anfang 1999 eine vielbeachtete Tagung zum Thema *Pflicht zur Erinnerung, Perspektiven für die KZ-Gedenkstätte* im Rathausfestsaal der Stadt Saarbrücken statt.

Studenten der HBK haben das Projekt *Telematische Skulptur* entwickelt, das in Form des Wetterfernsehens Bilder von der KZ-Gedenkstätte auf verschiedene öffentlich aufgestellte Bildschirme in der Innenstadt übertragen soll. Das Projekt wurde Ende Mai gestartet.

Mit großem Interesse werden die Ergebnisse der derzeit laufenden Forschungen des saarländischen Historikers Prof. Dr. Hudemann erwartet, der in Colmar Zugang zu den Akten des Neue-Bremm-Prozesses hat. Weiterhin fand Mitte Mai 1999, ebenfalls von der Hochschule der Bildenden Künste unterstützt, eine Performance der Künstlerin Gertrud Riethmüller mit dem Titel *Ginsterlicht - Schlieren im Auge* in der Unterführung der KZ-Gedenkstätte statt. Für Oktober hat der Landesjugendring einen Arbeitseinsatz auf dem Gelände

des ehemaligen Lagers geplant, um die Zeitspenden einzulösen.

In diesem, hier nur in den wesentlichen Punkten skizzierten Prozeß der Neugestaltung der KZ-Gedenkstätte, haben sich die unterschiedlichsten Vorstellungen um die äußere Gestalt und Darstellung des Ortes geltend gemacht. Alle Teilnehmer haben sich dabei immer wieder für eine aktive Auseinandersetzung mit der Geschichte des Lagers und der Häftlinge durch Recherchieren, Dokumentieren, Zeitzeugenbefragung und Information sowie politische Bildungsarbeit mit Schülern und Jugendgruppen ausgesprochen.

Hierbei haben schon in der Vergangenheit insbesondere die VVN, die Volkshochschule und der Landesjugendring kontinuierlich einen wesentlichen Beitrag durch alternative Stadtrundfahrten, Veranstaltungen, Ausstellungen und Publikationen geleistet. Von den Kontakten des VVN zu Zeitzeugen versprechen sich alle Beteiligten neue Erkenntnisse. Dafür hat die EU Mittel in Höhe von 10.000 Ecu bereitgestellt. Zur Koordination der Aktivitäten wurde eine ABM-Stelle beim Kulturamt genehmigt. Für die Umgestaltung der Gedenkstätte selbst stellt die Landeshauptstadt neben den Dienstleistungen der Fachämter einen Betrag von 25.000 DM zur Verfügung.

Faßt man all diese bisherigen Ansätze zusammen, so zeigt sich deutlich, daß ein Schwerpunkt der Aktivitäten auf der Erinnerungsarbeit liegt. Diese Erinnerung wachzuhalten heißt auch, den Blick für heutige Fehlentwicklungen in der Gesellschaft zu schärfen. Wenn es gelingt, dies vor allem jüngeren Menschen zu vermitteln, ist ein wesentliches Ziel der Beschäftigung mit dem *KZ Neue Bremm* erreicht worden.

# Wetterfernsehen

## Telematische Skulptur der KZ-Gedenkstätte Neue Bremm in Saarbrücken, 1999.

Von Sandra Anstatt und Rolf Giegold

Das Konzept für ein Projekt der Hochschule der Bildenden Künste Saar aus Anlaß des 1000-Jahr-Jubiläums der Stadt Saarbrücken

Die „telematische“ Skulptur *Wetterfernsehen* ist ein sensibler Eingriff in unsere alltägliche Wahrnehmung. Der historische „Schauplatz“ der heute nahezu unscheinbaren KZ-Gedenkstätte an der Grenze zu Frankreich wird mittels Videotechnik in seinem Jetzt-Zustand an ausgesuchte Schau-Plätze in der Stadt „live“ übertragen; er wird durch seine Übertragung in die Saarbrücker Innenstadt als Tatsache präsent. *Wetterfernsehen* verfolgt weniger die Idee eines historisierenden Mahnmals als vielmehr die Spurensicherung einer neuzeitlichen Archäologie.

### Konzeption

Eine Videokamera neben der KZ-Gedenkstätte Neue Bremm zeichnet ein „Live“-Bild des ehemaligen Lager-Geländes auf.

An ausgesuchten Orten im Stadtzentrum Saarbrückens werden großformatige Monitore installiert bzw. schon vorhandene Geräte genutzt.

Die Videoaufzeichnung wird auf die im Stadtzentrum plazierten Monitore live übertragen (z.B. in der Bahnhofstraße, vor dem Rathaus, in der *Stadtgalerie*, im *Historischen Museum* etc.).

Die Übertragung erfolgt durch eine Standleitung (Glasfaserkabel) zwischen den Standorten der Kamera, eines Verteilers und der Monitore. Die dabei benutzte Technik gewährt eine ununterbrochene Live-Übertragung in TV-Qualität.

Das Monitorbild orientiert sich an der gewohnten Ästhetik des Wetterfernsehens, das von ver-

#### Sandra Anstatt

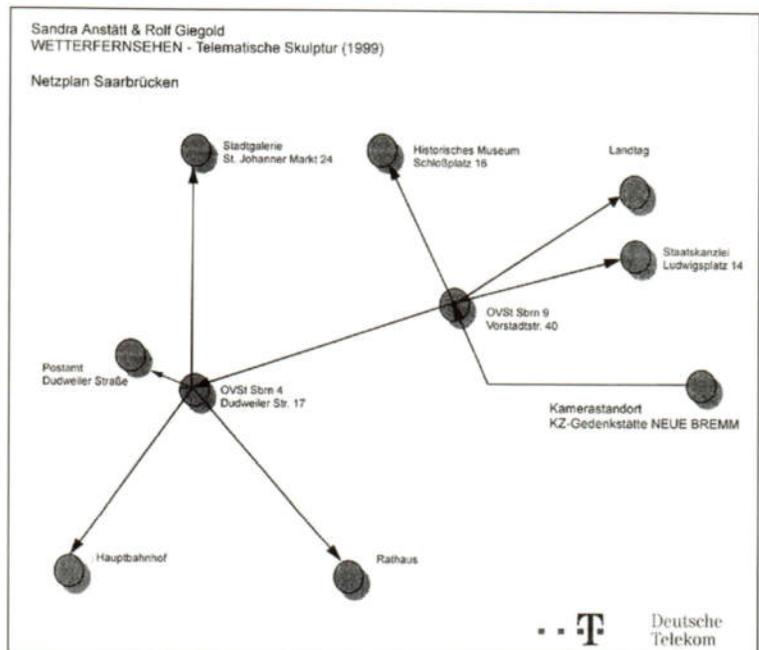
geb. 1968, Ausbildung zur Maschinenschlosserin an der Meisterschule, Kaiserslautern; Studium der Verfahrenstechnik, Schwerpunkt Umwelttechnologie, an der Fachhochschule Bingen, seit 1992 Studium im FB Design an der Hochschule der Bildenden Künste Saar; lebt in Saarbrücken.

#### Rolf Giegold

geb. 1970, Studium der Archäologie an der Universität des Saarlandes und der Universität Kretas, Rethymnon, seit 1993 Studium der Freien Kunst an der Hochschule der Bildenden Künste Saar; 1997 Stipendium des Deutsch-Französischen Jugendwerkes; Gaststudium an der Ecole Nationale des Beaux-Arts, 1999 Diplom an der HBK Saar; Meisterschüler, lebt in Saarbrücken.

schiedenen Programmen des dritten deutschen Fernsehens ausgestrahlt wird.

Im vorliegenden Konzept wird dabei die Textleiste mit folgenden, teilweise täglich aktualisierten Informationen ausgestattet: Bezeichnung des Ortes, aktuelles Datum, aktuelle Temperaturangabe.





links: Fernsehbild „Wetterfernsehen“  
Mitte: Monitor im Postamt Dudweilerstraße  
gegenüber: Vernetzungsplan  
© Anstätt/Giegold



## Datenschutzrelevante Informationen

Die Videokamera wird fest installiert und filmt einen vordefinierten Ausschnitt des ehemaligen KZ-Geländes. Das gefilmte Bild wird auf digitaler Ebene mit der Textinformation versehen (Textleiste) und direkt an die Monitorstandorte weitergeleitet.

Manipulationen dieser konzeptuellen Vorgabe (wie Schwenken des Kamerakopfes, Zoomen bzw. die ausschnittsweise Vergrößerung einzelner Bildteile auf digitaler Ebene) kommen für sämtliche gewonnenen Bildinformationen nicht in Frage. Eine Speichermöglichkeit der Bilddaten wird sowohl auf der Ebene der Kameraaufzeichnung als auch auf der Ebene der Text-Bild-Bearbeitung (Text-Bild-Generator) und auf der Ebene der Bildübertragung (Monitore) durch geeignete technische Eingriffe verhindert. Ein Zugriff auf die Bilddaten durch Dritte ist aufgrund der für die Übertragung ausschließlich genutzten, analogen R5M-Verbindungen im Kabelnetz der Deutschen Telekom AG nicht möglich. Das Netz wird nach Absprache mit der Deutschen Telekom AG aus-

schließlich für die Übermittlung der Bilddaten von der KZ-Gedenkstätte vorgehalten. Bei der Kameraaufzeichnung handelt es sich um ein topografisches Bild der Gedenkstätte. Bereiche des Vordergrundbildes, die nicht zum Lager-Gelände gehören (Parkplatz, Straße), werden mittels Rasterung in der digitalen Text-Bild-Bearbeitung unscharf gestellt. Eine Identifikation von Einzelpersonen auf dem Gedenkstättingelände ist aufgrund der Entfernung zur Kamera nicht anzunehmen.

## Monitorstandorte:

### allgemein von Fußgängern stark frequentierte Orte:

- Foyer im Hauptbahnhof: Monitor auf Sockel im Eingangsbereich des Bahnhofs; ständige Bildübertragung.
- Rathauscarrière: Rückprojektionsgerät im Treppenaufgang (hinter Bushaltestelle); ständige Bildübertragung.
- Postamt/Telekom Dudweilerstrasse: Mehrere Monitore; Bildübertragung während der Öffnungszeiten.

### repräsentative Orte:

- Foyer in der Staatskanzlei: Monitor auf Sockel; Bildübertragung während der Öffnungszeiten.
- Foyer des Landtags: Plasmabildschirm hängend; Bildübertragung während der Öffnungszeiten.

### Museen:

- Stadtgalerie: Monitor auf Sockel; Bildübertragung während der Öffnungszeiten.
- Historisches Museum: Monitor in Ausstellung integriert; Bildübertragung während der Öffnungszeiten.

Innerhalb des Präsentationszeitraumes wird ebenfalls die Installation eines weiteren Monitorstandortes in Forbach/Frankreich angestrebt.

Darüber hinaus ist eine Bildpräsenz auf den Internetseiten der Hochschule der Bildenden Künste Saar, der Stadtgalerie Saarbrücken und anderer, am Projekt beteiligter Institutionen möglich.

# Wetterfernsehen

## Eine Strategie wider das Vergessen

Von Horst Gerhard Haberl

*Jede Woche werden Ausländer zusammengeschlagen, jüdische Friedhöfe geschändet und Hakenkreuze an Hauswände geschmiert. Den Zeitungen sind solche Taten meistens nur Kurzmeldungen wert, die kaum noch wahrgenommen werden, weil man sich an sie gewöhnt hat. 39 Brandstiftungen, 16 versuchte Tötungsdelikte und 595 Körperverletzungen hatten 1998 laut Verfassungsschutzbericht einen rechtsextremen Hintergrund.*

„Ein Jahr in Deutschland“, JETZT: JUGENDMAGAZIN DER SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG, 19.04.1999

Gespräche über das Wetter gehören zum Small Talk unserer alltäglichen Kommunikation. Fernsehsender nutzen den Blick auf topographische, klimatische und zeitliche Zustandsbeschreibungen bestimmter Orte als aktuelle Information zur Wetterlage. Die Ästhetik dieser Live-Bilder ist banal. Und doch besitzen sie eine eigenartig magische Ausstrahlung, zum einen weil die gewohnte audiovisuelle Infotainmentmaschinerie abrupt unterbrochen und Zeit angehalten wird, obwohl die Zeit läuft. Zum anderen setzt das Innehalten „Zeit“ frei: Zeit für eigene Gedanken, Zeit für das Erkennen von möglichen Widersprüchen des eigenen Fensterausblicks gegenüber dem ebenso live existierenden Kamerabild, Zeit für das eigene Erinnern an den gezeigten Ort.

Diese paradoxen Kommunikationsmerkmale einer „bewegten“ Statik aus scheinbarer Ereignislosigkeit bei gleichzeitiger Vergänglichkeit sowie das Moment der kommunikationstechnischen Übertragbarkeit und Verbreitung eines Ortes auf andere, den Menschen näherliegende Orte wurden von Sandra Anstatt und Rolf Giegold als „Material“ für die Gestaltung einer „telematischen“ Skulptur der Saarbrücker *KZ-Gedenkstätte Neue Bremm* aufgegriffen. Hinter der klimatisch akzentuierten

Bezeichnung *Wetterfernsehen* verbirgt sich das überaus komplexe Projekt einer künstlerisch konzipierten Gesprächsanbahnung über den Gedenkort und seine heutige Bedeutung. Die Banalität jenes unscheinbaren Fleckens Stadt, dessen seinerzeitige Anlagen eines Straflagers durch brutale städtebauliche Eingriffe und gewerbliche Nutzung nur mehr rudimentär auszumachen sind, wird jetzt mit Hilfe einer TV-Standleitung an ausgewählte öffentliche Orte der Saarbrücker Innenstadt ausgestrahlt.

Das Live-Bild zeigt exemplarisch einen Ort des, man sollte es so nennen, organisierten Vergessens. Denn auf dem Boden des ehemaligen Frauenlagers samt Löschteich steht seit den siebziger Jahren ein Hotelbetrieb mit einem kleinen Swimmingpool. Das „stumme“ Bild führt den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt – tagtäglich dort, wo sie heute leben – den noch vorhandenen Rest des Männerlagers im damals sogenannten Durchgangslager der Gestapo vor Augen: „Landeshauptstadt Saarbrücken, Kamerastandort: *KZ-Gedenkstätte Neue Bremm* (NS-Durchgangslager zwischen 1943-45)“. Datum und Uhrzeit sind unter dem Kamerabild eingetragen. Zufällige Passanten am Bahnhof, Rathauscarrée oder Postamt, Besucher des *Historischen Museums* oder der *Stadtgalerie*, Politiker und Gäste des Landtages bzw. der Staatskanzlei sind jetzt via Bildschirm ständig vor Ort.

Sandra Anstatt und Rolf Giegold wollen kein weiteres Mahnmahl, keinen künstlerisch gestalteten Schlußstrich unter die Geschichte dieses Ortes gesetzt wissen. Im Gegenteil. Sie vertreten die Meinung, daß weder ein „Mahnen“ durch die Dokumentation historischer Fakten noch der Verweis auf einen historisch eingegrenzten Zeitraum dafür ausreichend sind, das „Erinnern“ im Kontext unserer unmittelbaren Gegenwart wachzuhalten. Ihr telematisches Skulpturprojekt eröffnet aus der medial in den inneren Stadtraum fließenden Verbreitung des heutigen Zustandsbildes der Gedenkstätte einen neuen Zugang zum Ort selbst, und damit zum tatsächlichen Umgang unserer Gesellschaft mit Gedenkstätten. Darüber hinaus spiegelt das *Wetterfernsehen* die offenkundige Aussichtslosigkeit wider, über das Anlegen und Gestalten von KZ-Gedenkstätten der gerade in den letzten Jahren

Horst Gerhard Haberl

geb. 1941, Studium der Kunstgeschichte, Werbechef eines Schuhunternehmens, Galeriegründer, Direktoriumsmitglied und Intendant des *steirischen herbst*, Ressortleiter Kultur der Tageszeitung *Kleine Zeitung*, seit 1992 Professor an der Hochschule der Bildenden Künste Saar

beobachtbaren extremen Zunahme von rechtsradikalen Gewaltverbrechen und Menschenrechtsverletzungen entgegenzuwirken. Im übrigen wird wohl keine noch so originäre künstlerisch-architektonische Lösung des verbliebenen Anstandsrestes von Gedenkstätte in Saarbrücken die Tatsache seiner gedenk- wie gedankenlosen Ver- und Überbauung übertünchen können. Die einzig taugliche, wohl nicht realistische Form einer Gestaltung läge dann nur noch im radikalen Abriß der gegenwärtigen Verbauung des Lager-Areals samt Rückführung der damaligen Grundstücksflächen.

*Gedenkstätte Neue Bremm, Informationstafeln*

*Photo: © Anstätt/Giegold*



Die telematische Skulptur der Gedenkstätte bietet daher keinen bequemen Ausweg aus dem Dilemma der „würdigen Gestaltung“ von Stätten der NS-Verbrechen. Sie appelliert vielmehr an das öffentliche Gewissen, den mehrheitlich ignorierten Fakt der Allgegenwärtigkeit von Nationalismus, Rassismus, Folter, Vertreibung und ethnischen Säuberungen unserer Zeit endlich wahrzunehmen.

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit war ein über drei Semester geführtes Projektseminar zur Problemstellung der künstlerischen Gestaltung von Gedenkstätten am Beispiel der Saarbrücker *KZ-Gedenkstätte Neue Bremm*. Aus der Recherchenarbeit, in die laufend die unsäglichen Debatten um das Holocaust-Mahnmal in Berlin einfließen, kristallisierte sich zunehmend die einhellige Meinung heraus, den noch verbliebenen Flecken Erde – mit den nach dem Krieg installierten Gedenksteinen und -tafeln sowie seinem betongefassten und eisenumzäunten Löschteich des ehemaligen Männerlagers – unberührt zu lassen. Am Beispiel des *Unsichtbaren Mahnmals* von Jochen Gerz am Saarbrücker Schloßplatz entzündete sich letztendlich die Beschäftigung mit medial wirksa-

men künstlerischen Vermittlungsstrategien bzw. Kommunikationskonzepten, die – über den Ort und seine Geschichte hinausgehend – das Nachdenken über die unmenschlichen Folgen des Faschismus anregen sowie den Widerstand gegen die heute offensichtlich ungebrochene Bereitschaft zu Verbrechen von Menschen an Menschen fördern könnten. Wahrnehmung heißt zugleich Kommuni-

kation. Eine künstlerische Intervention im öffentlichen Raum hat immer das Ziel, die unsichtbaren Ebenen unserer Wahrnehmung sichtbar, das zuvor Verdeckte erfahrbar zu machen. Die auch für die Kunst relevanten Kriterien einer ganzheitlichen Kommunikationsstrategie gehen von der Kreativitätsaktivierung des „Empfängers“ einer Botschaft aus. Die Aufgabe des „Senders“ ist es, einen Freiraum zu gestalten, einen Denkraum zu eröffnen, der eine dem jeweiligen „Wissen“ des Empfängers zugängliche Möglichkeit schafft, widersprüchliche, nicht sofort speicherbare Informationen zu verarbeiten. Denn Kommunikation beruht auf der Erkenntnis, daß Sender senden, was Empfänger nicht (!) empfangen. Am anschaulichsten läßt sich diese paradoxe Behauptung über das Bild eines – an einer willkürlichen Stelle unterbrochenen – Kreises erklären. Der geschlossene Kreis stellt zunächst eine Verhaltens-Form unserer Informationsverarbeitung dar: Wir sind gewohnt, Informationen, die in keinem Widerspruch zur eigenen Gedankenwelt stehen, mehr oder minder gedankenlos in einem „harmonischen“ Kreis unseres Bewußtseins abzuspeichern. Löst das Empfangene jedoch Widerspruch aus, tritt plötzlich eine Lücke auf und wir fühlen uns gezwungen, diese durch einen kreativen Denkprozeß zu überbrücken. Erst die uns aus der Lernpädagogik bekannte „Eselsbrücke“ trägt zur Kommunikation bei und über die empfangene Botschaft, d. h. die noch nicht verarbeitete Lücke im Informationskreis entsteht der eigentliche Anlaß zur Kommunikation. Die moderne Kunsttheorie spricht, wenn sie die Kommunikationsleistung einer künstlerischen Arbeit meint, von Innovation – aber auch von Wahrnehmungsstrategie.

Die „telematische“ Skulptur der Gedenkstätte von Sandra Anstatt und Rolf Giegold bewegt sich zwischen den beiden Polen einer wahrnehmungsstrategischen Kunstpraxis und der kommunikationsorientierten Vermittlung von „Wahrnehmung“. Sie bildet ein Interface aus, eine Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine. Der Standort der Live-Kamera vervielfältigt sich über die Standorte der Bildschirmgeräte. Das Live-Bild der Gedenkstätte am Stadtrand berührt virulente Punkte der Innenstadt und tritt von Fall zu Fall in Interaktion mit deren Bewohnern. Ähnlich einer überdimen-



Projekt „Wetterfernsehen“, Monitor-Standort Staatskanzlei, Saarbrücken, Photo: © Anstatt/Giegold

sionierten Zell- oder Organstruktur breitet sich die Skulptur im urbanen Lebensraum aus. Die grafische Darstellung der Standortverteilung (S. 20) gibt ein Bild davon. Das tatsächliche Ausmaß der Verbreitung, das elektronische Netz mit seinen Verteilerknoten ist unsichtbar. Passanten nehmen nur partiell, d. h. über die einzelnen Standorte der Bildschirme, die Gestalt der telematischen Skulptur wahr. Für sie reduziert sich im Augenblick des Kontakts der Begriff Skulptur, wenn überhaupt, auf die Installation des Bildschirmgerätes.

Aus der Tradition der begrifflichen Erfassung von Skulptur oder Plastik ist das Bezeichnen einer telekommunikativen Installation als „telematische“ Skulptur schwer einsehbar. Aber die Entwicklung des erweiterten Kunstbegriffs in der Moderne verwandelt seit Anfang des 20. Jahrhunderts zugleich radikal die Vorstellung von Skulptur oder Plastik zu skulpturalen Handlungs- bzw. Ereignisformen wie Performances und multimedialen Rauminstallationen. Zwei Zeitzeugen der Kunstgeschichte, der Bauhauskünstler Oskar Schlemmer und später Joseph Beuys, sprachen von Plastik als einem „lebenden Organismus“ in Zeit und Raum. Schlemmer schrieb in seinem Aufsatz „Mensch und Kunstfigur“ 1924: „Die Gesetze des organischen Menschen liegen in den unsichtbaren Funktionen seines Inneren: Herzschlag, Blutlauf, Atmung, Hirn- und Nerventätigkeit. Sind diese bestimmend, so ist das Zentrum der Mensch, dessen Bewegungen und Ausstrahlungen einen imaginären Raum schaffen. Der kubisch-abstrakte Raum ist dann nur das horizontal-vertikale Gerüst dieses

Fluidums.“ Als hätte Schlemmer die realitätsüberschreitenden Charakteristika der virtuellen Raumerfahrung vorhergesehen, beschreibt diese Textpassage das „virtual interface environment“ einer interaktiven Data-Architektur. Der Philosoph Gilles Deleuze spricht von einer „Falte“ und meint damit den digital herstellbaren Raum, der sich ausserhalb der maßstäblichen Konstruktion entfaltet. Deleuze definiert ihn auch als „weichen“ Raum, in dem sein ursprünglicher Raster nur mehr als imaginäres Konstrukt der Erinnerung an alte Raumvorstellungen existiert. Im „weichen“ Raum werden nämlich herkömmliche Orientierungshilfen obsolet. Die ägyptische Elle, die pythagoräischen Zahlenverhältnisse und Grundgegensätze, monochordische Maßeinheiten verfließen in ihm zu einem endlosen Wechselspiel aus Entfaltung und Wiedervereinigung, aus Körperlichem und Unkörperlichem. Heute würde man sagen, Oskar Schlemmer versuchte, die skulpturalen Eigenschaften der an sich unsichtbaren Organfunktionen des Menschen in eine dekonstruktive Beziehung zum konstruierten Raum zu setzen. Joseph Beuys hingegen bezog sich in einem 1968 veröffentlichten Gespräch mit H. Lieberknecht direkt auf das organische Innere der skulpturalen Wahrnehmung: „...Plastik hört man [...] bevor man sie sieht. Das Ohr ist das Wahrnehmungsorgan für Plastik. Fließendes Wasser in Röhren, Blut in den Adern, in jedem Fluß kann man die Spirale sehen, nicht etwa als Symbol, sondern als so verlaufende dynamische Form, Strudel in flüssiger Substanz.“

So gesehen haftet der kunstimmanenten Umschreibung „telematische“ Skulptur für eine über Telekabel vernetzte Installation eine gewisse Tendenz zum Körperlichen, d.h. zum haptisch Begreifbaren an. Das hat jedoch seinen guten Grund in der Absicht, einen konkreten Ort an anderen Orten zu verkörpern. Das *Wetterfernsehen* ist demnach eine Skulptur, die zwar einer anderen Ästhetik folgt, aber in ihrer Mehrdimensionalität und festen Verortung ihrer Teile an wieder ortsspezifischen Schauplätzen die Verkörperung ein und desselben Ortes darstellt.

Die „telematische“ Skulptur der *KZ-Gedenkstätte Neue Bremm* von Sandra Anstatt und Rolf Giegold geht – wie schon erwähnt – auf ein Projektseminar

an der *Hochschule der Bildenden Künste Saar* zurück. Doch in der Realisierungsphase kam es zum Zusammenschluß mit der von Kurt Bohr begründeten Projektgruppe *Initiative Neue Bremm* und der aus den HBK-Professoren Andreas Brandoloni, Dieter Heinz, Ivica Maximovic und mir bestehenden *ARGE „Projekt I, s, b,“*. Dieses Projekt *licht, saar, brücken*, stellt für sich ein langfristig anberaumtes Projekt der Versorgungs- und Verkehrsgesellschaft Saarbrücken – an der Schnittstelle von Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft – dar. Es unternimmt den Versuch, die städtebaulichen, ökologischen, kulturellen und sozialen Zukunftsperspektiven der Landeshauptstadt über sinnlich erfahrbare, d.h. über künstlerische „Licht“-Projekte mit ihren Bewohnern zu kommunizieren. Dabei sind Licht und Beleuchtung im wörtlichen wie übertragenen Sinn zu verstehen. Seit Beginn des nun auslaufenden Jahrhunderts experimentieren Künstler mit „Licht als Sprache der Kunst“. Mit dem Aufkommen der elektronischen Vernetzbarkeit und mikroprozessierten Gestaltbarkeit realer und virtueller Wirklichkeiten hat das plastische Denken von Schlemmer und Beuys in der Lichtgeschwindigkeit der telematischen Medien eine eminente Ausweitung erfahren.

Das telematische Skulpturprojekt eines KZ-Mahnmals entspringt den vorhin angemerkten kontextuellen Denkräumen der Gegenwartskunst. Sandra Anstatt und Rolf Giegold haben die Beuys'sche Idee und Begrifflichkeit einer „sozialen Plastik“ fortgeschrieben – und in unsere telematische Zukunft transferiert. Ihr Modell einer gesellschaftlichen Energievernetzung, die eben auch die Organisation des Projekts in ideeller wie finanzieller Hinsicht einschließt, beruht nach wie vor auf einem skulpturalen Herstellungsprozeß. Der Gestaltungsprozeß beginnt mit der Entdeckung eines sozial wie urban „unterbelichteten“ Ortes am Stadtrand und seiner telematischen Wiederbelebung an Orten der Stadtmitte. Eine endgültige Gestalt der Skulptur *Wetterfernsehen* wird es nie geben. Sie wird immer Teil eines imaginären Observatoriums der Stadtentwicklung bleiben und sich auf neue Standorte ausbreiten. Erst in den Köpfen zufälliger Passanten wird das Dahinterstehende und Zugrundeliegende dieser Skulptur Gestalt annehmen.

# Das Lager „Neue Bremm“

## Anmerkungen aus pädagogischer Sicht

Von Hans Horch

Der folgende Text gibt einen Vortrag wieder, der auf der von der Landeszentrale für politische Bildung veranstalteten Tagung „Pflicht der Erinnerung. Perspektiven für die KZ-Gedenkstätte Neue Bremm“ am 13. Januar 1999 gehalten wurde. Er ist eine überarbeitete Fassung der Vortragsnotizen und des Tonbandmitschnittes. Bei der redaktionellen Bearbeitung wurde versucht, den Charakter eines frei gehaltenen Vortrages beizubehalten. Red.

Mit den historischen Stätten aus der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigen sich Historiker, Architekten, Denkmalpfleger, Künstler und Pädagogen. Ich gehöre zu den letzteren. Bevor ich jedoch zu meiner Arbeit und ihren Perspektiven komme, möchte ich einige Wünsche äußern an die anderen Disziplinen.

Besonders unbescheiden bin ich, wenn ich mich an die Adresse der Historiker wende. Ihre Forschungen sind (oder sollten sein) der Ausgangspunkt aller weiteren Aktivitäten. Und in der Forschung ist einiges zu tun, und es ist auch einiges möglich geworden. Herr Professor Hudemann hat seit neuestem Zugang zu den Akten des Rastatter Kriegsverbrechertribunals der französischen Besatzungsmacht – und damit zu den Akten des für uns hier sehr wichtigen Prozesses, der im Mai und Juni 1946 gegen die Wachmannschaft des erweiterten Polizeigefängnisses der Saarbrücker Gestapo geführt wurde. Der Wert dieses Aktenbestandes muß als sehr hoch eingeschätzt werden. Aussagen von Opfern und Tätern der nationalsozialistischen Lagerwelt, die so früh nach 1945 protokolliert wurden, sind äußerst selten, und es ist zu erwarten, daß sie ein sehr genaues Bild vom Geschehen im Lager, von den Leiden der Opfer wie von der Motivation der Täter, zu zeichnen erlauben.

Ich denke, diese Quellen zeigen einen Weg für die zukünftige regionalgeschichtliche Arbeit. Meine Hoffnung ist, daß die derzeit noch gültigen Einschränkungen des Zugangs gelockert werden können und die Universität die Chance nutzt, und daß Politik und politische Stiftungen und die Toto-

Gesellschaft bereit sein werden zu großzügiger Finanzierung, so daß wir bald genaueres wissen werden über das Lager *Neue Bremm* – und anderes mehr.

Denn da gab es ja auch das Arbeitserziehungslager Etzenhofen, über das in Rastatt ebenfalls verhandelt wurde – im Prozeß gegen Hermann Röchling, dessen Unternehmen dieses Lager zusammen mit der Gestapo betrieb, um die zahlreichen auf der Hütte beschäftigten „Ostarbeiter“ terroristisch zu disziplinieren. Ich halte es für wichtig zu wissen, daß auf der Völklinger Hütte – wie in der gesamten Industrie der Region und Deutschlands – Sklaven arbeiten mußten, ja, Sklaven – vor 55 Jahren, gequält oft von Arbeitern, die ihrerseits geschunden und unwürdig behandelt wurden, und die nun ihr Mütchen kühlen konnten an Menschen, die unter ihnen standen. Dies geschah unter der Verantwortung des Hermann Röchling, der geradezu idealtypisch den völkischen, imperialistischen, autoritären und antisemitischen deutschen Industrielten verkörpert. Fragen der Kontinuität in der Geschichte des (antidemokratischen) deutschen Sonderweges – sie können an seinem Beispiel ebenso diskutiert werden wie die Frage, unter welchen Umständen und auf Grund welcher Vorgeschichte moderne Industriearbeiter zu Herrenmenschen herabsinken können. Läge in der Erforschung dieser Fragen nicht auch eine Aufgabe einer Stiftung, die das vieldeutige Wort „Industriekultur“ in ihrem Namen führt?

Und wäre nicht die Veröffentlichung der Rastatter Prozeßakten in einer zweisprachigen Ausgabe ein deutsch-französisches Forschungsprojekt, für das Drittmittel zu beantragen sich einmal lohnte und durch das Universität und Saarland feierlichen Reden über grenzüberschreitende Zusammenarbeit konkrete Taten folgen lassen könnten? Ich gerate ins Träumen. Aber vielleicht ist wenigstens dieses ein realistisches Desiderat: Von Etzenhofen führte für viele Häftlinge ein Weg nach Natzweiler, dem Konzentrationslager in den Vogesen, wo sie unter anderen der Unterscharführer Franz Ehrmantraut aus Wörschweiler mit seinen Deutschen Schäferhunden erwartete – er brachte es auf 361 viehische Morde. Zu diesem Lager, zwei Stunden von hier entfernt, existiert bislang keine Monographie...

So unbescheiden meine Wünsche an die Adresse der Historiker sind, so gering ist meine Bitte an Architekten, Landschaftsplaner und Denkmalpfleger. Sie lautet: Bitte tun Sie möglichst wenig. Belassen Sie es beim Konservieren dessen, was da ist. Versuchen Sie nicht zu rekonstruieren, auch symbolisch nicht, was dort war. Versuchen Sie auch nicht zu korrigieren, was zwischen 1945 und heute dort angerichtet wurde. Die Geschichte dieses Areals nach dem Ende des Nationalsozialismus ist eine Geschichte von Peinlichkeiten. In allem, was aus Gedankenlosigkeit und Gutgemeintheit dort getan wurde, hat sich das Verhältnis der Gesellschaft zu ihrer Vergangenheit materialisiert. Lassen Sie es uns als historisches Zeugnis der deutschen und der französischen Vergangenheitspolitik betrachten und thematisieren.

Ein Wort auch noch an die Adresse der Künstler. Was die Diskussion um die grundsätzliche Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Denkmälern und Antidenkmälern angeht, so besteht mein Beitrag hierzu nach gewissen Saarbrücker Erfahrungen in unhörbaren Argumenten. An dem speziellen Entwurf von Anstatt und Giegold gefällt mir, daß ihre Arbeit nur eine begrenzte Zeit gezeigt werden soll; und es wäre gut, wenn die Künstler sich künftig daran hielten, dem, was es auf der Neuen Bremm bereits gibt, nichts hinzuzufügen, was man nicht schnell wieder wegnehmen kann. Was mir mißfällt, ist die Vorstellung, künftig bei der pädagogischen Arbeit auf der *Neuen Bremm* vor einer Überwachungskamera agieren zu müssen und damit ohne mein Einverständnis zum Bestandteil eines Kunstwerkes gemacht zu werden. Es mißfällt mir auch die modische, also autoritäre Verbeugung der Künstler vor den elektronischen Medien, die sie ja, wenn sie Bilder des Lagers in die Stadt bringen wollen, gar nicht benötigen. Und dann mißfällt mir die Haltung des folgenlosen Vorwurfes, die ich in der Botschaft „Da war ein Lager und das habt ihr daraus gemacht!“ sehe. Ich werde später auf Adorno rekurrieren, dann wird deutlicher werden, warum ich an dieser Stelle folgenden Satz zitiere:

*„Es kommt wohl wesentlich darauf an, in welcher Weise das Vergangene vergegenwärtigt wird; ob man beim bloßen Vorwurf stehen bleibt oder dem*

*Entsetzen standhält durch die Kraft, selbst das Unbegreifliche noch zu begreifen“.*<sup>1</sup>

Ich komme nun endlich zu meinem eigenen Fach. Was wir von der VHS tun, ist sehr einfach. Im Rahmen von Stadtrundfahrten zu den Stätten der NS-Herrschaft besuchen wir auch das ehemalige Lagergelände. Wir stehen mit Jugendlichen am Löschteich – der ein Ort des Mordens und des Quälens war – und erzählen ihnen, was getan wurde, wer's getan hat, wer die Opfer waren. Vorgelesen werden lehrhafte Geschichten. Da wird beispielsweise die Gründungsgeschichte des Lagers dargestellt und mit ihr das systemische Chaos in Staat und Partei exemplifiziert – ein Chaos, das die NS-Herrschaft eben nicht als im strengen Sinne bürokratisch, sondern als einen angeschlagenen, entregulierten und nicht zuletzt deshalb sich radikalierenden Apparat erscheinen läßt; und was die Notwendigkeit rechtsstaatlicher Normen verdeutlicht.

Am Beispiel der größten Opfergruppe, der sowjetischen und polnischen Zwangsarbeiter, wird deutlich gemacht, daß der Krieg im Osten Vernichtung und Versklavung zum strategischen Ziel hatte. Die Leidensgeschichte von lothringischen Deserteuren und von Juden auf dem Transport in die Vernichtungslager, ab 1944 die Geschichte des Terrors gegen die deutsche Bevölkerung, dies wird berichtet und in den historischen und herrschaftssoziologischen Zusammenhang gestellt.

Zentral ist die Darstellung der Täter. Die meisten der in Rastatt Verurteilten waren vom Arbeitsamt notdienstverpflichtete Pensionäre und Invaliden, also keineswegs professionelle Nazis, sondern gewöhnliche Männer und Nachbarn aus dem Saarland, Männer, die zur Schicht gingen wie andere auch, nur daß diese Arbeit ihnen erlaubte, sich unvorstellbar grausam zu verhalten. Der NS-Staat hatte für sie die zivilisatorischen Normen aufgehoben; diese Chance nutzten sie. Bis auf eine Ausnahme, Eduard Leibfried aus Aschbach. Der tat nicht mit, gab den Gefangenen seine Pausenbrote und seine Zigaretten. Er wurde entlassen, dann zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt. Mehr passierte ihm nicht. Wir wissen sehr wenig über Leibfried, in meiner Phantasie ist er ein Romanheld, eben



*Projekt „Wetterfernsehen“,  
Monitorstandort Stadtgalerie,  
Photo: © Anstätt, Giegold*

weil er kein Held war. Er verhielt sich einfach nur menschlich. Und bewies, daß dies auch ging, als die zivilisatorischen Normen gefallen waren und seine Kameraden diese Chance zur Unmenschlichkeit nutzten. Eduard Leibfried setzte einen moralischen Maßstab. Von niemandem kann man verlangen zu tun, was etwa Willi Graf tat. Daß man heroischen Widerstand bei Risiko des eigenen Lebens leisten müsse, wäre eine moralische Anforderung, die selbst unmenschlich wäre. Aber was Leibfried tat, das kann man von jedem verlangen. Unter der Diktatur sind Nichtmittun, Bummeln, Sich-dummstellen moralische Pflichten eines jeden. In der DDR, einer gewöhnlichen Diktatur, glaubte man manchmal die gesamte Bevölkerung im Bummelstreik. Dem völkermörderischen NS-Regime gelang es, immer mehr Menschen mit immer größerem Eifer an seinem Funktionieren mitarbeiten zu lassen.

Sie ersehen aus meinem Vorgehen die didaktisch-methodische Konzeption unserer Stadtrundfahrten. Wir beginnen mit lokalen Geschichten und kommen zu den darin enthaltenen universalen Bedeutungen. Und indem wir in situ sprechen, verdeutlichen wir, daß der Nationalsozialismus nicht in Berlin und Auschwitz allein zu verorten ist, sondern daß auch Saarbrücken, eine Stadt, die in den Standarddarstellungen der NS-Geschichte höchstens einmal im Ortsregister steht, integriert war in das Gesamte der NS-Herrschaft, der es ja in der Tat gelungen war, ihr Programm der Volksgemeinschaft zu realisieren.

Indem wir dastehen und erzählen, also das uralte Medium der mündlichen Überlieferung nutzen, verdeutlichen wir die zeitliche Nähe zwischen NS-Herrschaft und Heute. Gesellschaftliche Strukturen wandeln sich langsam, sechzig Jahre sind hier wenige Jahre. Nachdem diese Zivilisation bereits einmal in Barbarei umgeschlagen ist, können wir nie wieder naives Vertrauen darin haben, daß die gegebenen gesellschaftlichen Strukturen uns davor

schützen, Opfer oder Täter zu werden. In den Worten Adornos:

*„Daß der Faschismus nachlebt; daß die vielzitierte Aufarbeitung der Vergangenheit bis heute nicht gelang und zu ihrem Zerrbild, dem leeren und kalten Vergessen, ausartete, rührt daher, daß die objektiven gesellschaftlichen Voraussetzungen fortbestehen, die den Faschismus zeitigten. Er kann nicht wesentlich aus subjektiven Dispositionen abgeleitet werden. Die ökonomische Ordnung und, nach ihrem Modell, weithin auch die ökonomische Organisation verhält nach wie vor die Majorität zur Abhängigkeit von Gegebenheiten, über die sie nichts vermag, und zur Unmündigkeit. Wenn sie leben wollen, bleibt ihnen nichts übrig, als dem Gegebenen sich anzupassen, sich zu fügen; sie müssen eben jene autonome Subjektivität durchstreichen, an welche die Idee von Demokratie appelliert, können sich selbst erhalten nur, wenn sie auf ihr Selbst verzichten. Den Verblendungszusammenhang zu durchschauen, mutet ihnen eben die schmerzliche Anstrengung der Erkenntnis zu, an welcher die Einrichtung des Lebens, nicht zuletzt die zur Totalität ausgebreitete Kulturindustrie sie hindert. Die Notwendigkeit solcher Anpassung, die zur Identifikation mit Bestehendem, Gegebenem, mit Macht als solcher, schafft das totalitäre Potential. Es wird verstärkt von der Unzufriedenheit und der Wut, die den Zwang zur Anpassung selber produziert und reproduziert. Weil die Realität jene Autonomie, schließlich jenes mögliche Glück nicht einlöst, das der Begriff von Demokratie eigentlich verspricht, sind sie indifferent gegen diese, wofern sie sie nicht insgeheim hassen. Die politische Organisationsform wird als der gesellschaftlichen und ökonomischen Realität unangemessen erfahren: wie man selber sich anpassen muß, so möchte man, daß auch die Formen des kollektiven Lebens sich anpassen, um so mehr, als man von solcher Anpassung das streamlining des Staatswesens als eines Riesenunternehmens im keineswegs so friedlichen Wettbewerb aller sich erwartet. Die, deren reale Ohnmacht andauert, können das Bessere nicht einmal als Schein ertragen; lieber möchten sie die Verpflichtung zu einer Autonomie loswerden, von der sie argwöhnen, daß sie ihr doch nicht nachleben können, und sich in den Schmelztiegel des Kollektiv-Ichs werfen.“*<sup>2</sup>

Aus solcher Verbindung von Vergangenem und Gegenwärtigem resultiert auch die mit Blick auf künstlerische Beiträge bereits zitierte Aufforderung, das Unbegreifliche begreifen zu wollen. Aufklärend ist nicht das ritualisierte oder symbolisierende Gedenken, Erinnern, Mahnen, Trauern, Erschauern, das Andächtige, sondern die Anstrengung der Vernunft.

Was heißt das nun für unsere Diskussion über die *Neue Bremm*? Wenn dort überhaupt etwas getan werden soll, dann sollte dort ein Lernort entstehen. Ein bescheidener Raum, in dem Bild, Ton- und Schriftdokumente studiert werden können, in dem Gruppen lernen und diskutieren können. Das wäre angemessener als neuerliche Bauten und Grüngestaltungen, die diesen bis zur Unkenntlichkeit veränderten Ort ohnehin nicht zum Sprechen bringen können. Aufklärung braucht langen Atem. Mit einer Aktion, die eine neue Gestaltung oder ein neues Denkmal hinterläßt, ist wenig gewonnen. Und vielleicht findet auch folgende schlichte Überlegung Berücksichtigung der weiteren Diskussion: 100.000 DM sind schnell verbaut. Damit kann man aber 400 Stadtrundfahrten finanzieren, die 10.000 Jugendliche zur *Neuen Bremm* führen und ihnen Nachhaltigeres bieten können als es jeder Gedenkstein und jede Baumgruppe und jedes Kunstwerk vermag.

Dem Argument, die Empfindungen, mit denen wohl ehemalige Opfer oder ihre Nachkommen die jetzige Gedenkstätte ansehen würden, seien ein Kriterium für die Neugestaltung der Gedenkstätte, möchte ich folgendes entgegenhalten: Vielleicht treffen diese Menschen bei ihrem Besuch auf der *Neuen Bremm* einmal auf eine Gruppe lernender Jugendlicher. Ich glaube, dann würden sie uns den desolaten Zustand der Gedenkstätte verzeihen.

1. Th.W. Adorno, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Ders., Eingriffe. Neun kritische Modelle, Frankfurt/M. 1963, S. 125-146, hier: S. 142.

2. ebd., S. 139 f.

# Grußwort zur Eröffnung der Ausstellung „Vernichtungskrieg . Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“

Von Ralf Fücks

Vom 22. Februar bis zum 28. März präsentierten das Adolf-Bender-Zentrum, die Heinrich-Böll-Stiftung Saar, die Stiftung Demokratie Saar und die VHS Stadtverband Saarbrücken die vom Hamburger Institut für Sozialforschung konzipierte Schau *Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944* im VHS-Zentrum am Saarbrücker Schloßplatz. Die umstrittene Ausstellung führte im Saarland zu besonders heftigen Kontroversen. Auf den folgenden Seiten dokumentieren die SAARBRÜCKER HEFTE die vorgetragenen Argumente und resümieren die Ereignisse. Red.

Herr Ministerpräsident, meine Damen und Herren, ich möchte Sie im Namen der Heinrich-Böll-Stiftung begrüßen.

Für uns ist dieses Ereignis in Saarbrücken kein einmaliger Akt – wir haben uns entschlossen, dem neuen Trägerverein der Ausstellung beizutreten und nach Kräften mitzuhelfen, daß sie noch in vielen Städten gezeigt werden kann – nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch in den Ländern, in denen die Verbrechen der Wehrmacht begangen wurden, die hier so eindringlich aus der Kameraperspektive der beteiligten Soldaten dokumentiert werden.

Diese Idee entspringt nicht einer Art nationalem Masochismus – und sie ist auch keine Warnung vor dem ewig wiederkehrenden Militarismus des wiedervereinigten Deutschland und seiner Armee.

Ich sage das bewußt auch an die Adresse unserer pazifistischen Freunde am Vorabend einer Beteiligung der Bundeswehr an friedens erzwingenden Kampfeinsätzen in Kosovo oder an Luftangriffen gegen serbische Militäreinrichtungen. Auch wenn alles getan werden muß, um eine politische Verhandlungslösung zu erreichen, kann der Einsatz militärischer Mittel nicht ausgeschlossen werden, wenn anders der Krieg gegen die Zivilbevölkerung nicht gestoppt werden kann. Jeder Krieg ist schrecklich – aber die Soldaten, die sich heute in Bosnien und morgen vielleicht im Kosovo an Militäraktionen gegen Massaker und ethnische Säuberungen beteiligen, handeln nicht in der Tradition der Wehrmacht und der Blutspur, die sie in Ser-

bien gezogen hat, sowenig die Bundesrepublik von heute die Fortsetzung des „3. Reichs“ mit anderen Mitteln ist.

Dennoch – die erinnernde Auseinandersetzung mit der Barbarei des Nationalsozialismus ist gerade für die neue „Berliner Republik“ unverzichtbar: Das vergrößerte, ökonomisch und politisch mächtige Deutschland kann das Vertrauen seiner europäischen Nachbarn nur bewahren, wenn es seiner Geschichte nicht ausweicht. Ich will dem neuen Kanzler nicht widersprechen, wenn er sagt, daß Deutschland inzwischen zu einem „normalen“ demokratischen Staat geworden sei. Die neonazistischen Umtriebe und fremdenfeindliche Exzesse in diesem Land dürfen jedenfalls nicht zur „Normalität“ werden. Auf jeden Fall ist die Vorgeschichte dieser Republik alles andere als „normal“, und sie ist immer noch gegenwärtig, wie die aktuelle Auseinandersetzung um die Entschädigung für ehemalige Zwangsarbeiter deutscher Konzerne zeigt. Auch eine Nation kann die Bürden ihrer Geschichte auf Dauer nicht aussitzen: das Verdrängte muß auf den Tisch, damit es die Gegenwart nicht vergiftet.

Die Interpretation der Vergangenheit ist auch prägend für das Selbstverständnis der neuen „Berliner Republik“. Das demokratische, zivile Selbstverständnis des wiedervereinigten Deutschlands kann nur in der Auseinandersetzung mit der Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus – und ich füge hinzu: auch mit der post-stalinistischen Diktatur der DDR – befestigt werden. Wer seine Geschichte verdrängt, läuft Gefahr, sie in veränderter Form zu wiederholen.

Schon deshalb kann und darf es keinen „Schlußstrich“ unter die Aufarbeitung des Nationalsozialismus geben, so quälend es sein kann, immer wieder mit der Shoa und dem Vernichtungskrieg konfrontiert zu werden. Eine Instrumentalisierung von Auschwitz für aktuelle politische Auseinandersetzungen ist anmaßend und irreführend – soweit kann ich Martin Walser folgen – aber daraus folgt keinesfalls, daß es jetzt genug sei und wir bitte nicht mehr mit den Zeugnissen der Nazi-Barbarei behelligt werden sollten. An wen sollte sich dieser Appell auch richten: etwa an die Überleben-



Ralf Fücks

geb. 1951, Studium Sozialwissenschaft, Ökonomie- und Politikwissenschaft. Lehrbeauftragter an der Universität Bremen und Dozent in der Erwachsenenbildung. Mitbegründer und Redakteur der Zeitschriften *MODERNE ZEITEN* und *HEFTE FÜR DEMOKRATIE UND SOZIALISMUS*. Seit 1982 Mitglied der GRÜNEN und ab 1985 Mitglied der Bremischen Bürgerschaft. 1989/90 Sprecher des Bundesvorstandes der GRÜNEN. 1991-1995 Senator für Stadtentwicklung. Seit 1996 Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung.

den der Vernichtungsmaschinerie, uns nicht mehr mit ihren Erinnerungen und Forderungen zu behelligen, an Schriftsteller, Regisseure, Wissenschaftler, Redakteure, Intendanten, Ausstellungsmacher?

Ich bin mir sicher, daß es diesen „Schlußstrich“ auf abschbare Zeit nicht geben wird. Immer wenn in den letzten Jahren danach gerufen wurde, brandete eine neue Welle der öffentlichen Erinnerung und Debatte auf; ausgelöst durch Filme wie *Schindlers Liste*, durch die Klemperer-Tagebücher, die Studie Goldhagens, durch diese Ausstellung oder die neuen Informationen über die Beteiligung der Banken und der Industrie an der Enteignung jüdischen Vermögens und am System der Zwangsarbeit und der Vernichtungslager.

Es ist ein Ausdruck der demokratischen Qualität unserer Gesellschaft, daß sich immer wieder Akteure, Initiativen und Medien finden, um das be-

wußt zu machen, was geschehen ist und es dem Dunkel der Archive und der Verdrängung zu entreißen – und es war dieser Prozeß, der die Entwicklung der Bundesrepublik von ihren obrigkeitstaatlichen und noch vielfältig mit dem Nationalsozialismus verwobenen Anfängen zu einer Demokratie westlicher Prägung vorangetrieben hat.

Wenn sich die Heinrich-Böll-Stiftung an solchen Initiativen beteiligt, dann geht es uns nicht darum, die Generation der Täter erneut auf die Anklagebank zu setzen. Für die nachfolgenden Generationen, die nicht mehr persönlich auf die Probe gestellt wurden, als Täter oder Mitläufer schuldig zu werden an der Versklavung und Ausrottung der zu „Untermenschen“ herabgewürdigten Völker, geht es vor allem darum, sich mit der Frage aller Fragen zu konfrontieren: Wie war das möglich – und wie können wir verhindern, daß es wieder geschieht? Für uns besteht Verantwortung gegenüber der Geschichte darin, die Erinnerung wachzuhalten, damit sie nicht in neuen Formen der Barbarei wiederkehrt.

Das Grundgesetz – und es dauerte eine Zeit lang, bis meine politische Generation die Qualitäten des Grundgesetzes entdeckte – hat in seinen erste Artikel die Quintessenz aus dieser Geschichte gezogen: *Die Würde des Menschen ist unantastbar.*

Darum geht es. Die Ausstellung zeigt uns, wie sich biedere Bürger in brutale, zu jeder Grausamkeit fähige Gewalttäter verwandeln können, wenn die Demokratie und die Achtung der Menschenwürde, wenn menschliches Mitgefühl und Respekt vor dem Anderen systematisch außer Kraft gesetzt, wenn Herrenmenschentum und Gewalt staatlich legitimiert werden.

Das bleibt die nachhaltige, irritierende Botschaft dieser Ausstellung. Ich hoffe, daß von ihr nicht nur ein tiefes Erschrecken, sondern der Impuls ausgeht, sich für Demokratie, Menschenrechte und Toleranz zu engagieren – international und vor der eigenen Haustür, in unserem gesellschaftlichen und politischen Alltag. Mit einem Wort: Es geht um Zivilcourage. Das ist der Stoff, von dem die Demokratie lebt.

# „Es bleibt nicht mehr viel Zeit, sich zu erinnern“

Eröffnungsrede zur Ausstellung  
„Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“  
Von Hannes Herr

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Aus dem Tagebuch des Gefreiten Rudolf Lange:

„27.6.41 Baranowitschi. Eine motorisierte Einheit überholt uns. Die zerstörte Stadt bietet einen schlimmen Anblick. Ruinen längs der Straße von Mir nach Stolpci. Wir fühlen kein Mitleid, nur eine große Lust zu zerstören. Meine Finger jucken meine MP in das Menschengewimmel zu halten und den Bügel durchzuziehen ... Es gibt für uns Deutsche kein Zusammenleben mit diesen Asiaten, Russen, Kaukasiern und Mongolen.“ —

Aus dem Tagebuch des Gefreiten Werner Bergholz:

„Krieg mit Rußland. 31.6.41. Als wir am 29. Juni durch Rowno kamen, wurden alle Geschäfte geplündert, jeder schleppte mit, was ihm unter die Finger kam ... 1.7. Heute schlachteten wir ein Schwein. Wir konnten auch ein Faß Bier auftreiben. Was kann man sich besseres wünschen? ... 2.7. Nachts wurden zwei unserer Wachen erschossen. Hundert Menschen wurden dafür an die Wand gestellt. Es dürften alles Juden gewesen sein.“ —

Aus dem Tagebuch des Obergefreiten Richter:

„1.7.41. Wir erschossen 60 Gefangene beim Regimentsstab... 7.7. Matula und ich stöberten ein bißchen in unserem Quartier herum. Es gab fette Beute: 25 Eier und einen Sack Zucker... 19.7. Udo erwischte einen Partisanen in den Wäldern und hing ihn auf.“ —

Aus dem Tagebuch von Major Reich:

„2.7.1941. Juden erschossen. 3.7. Wir brechen auf — 22 russische Soldaten, einige von ihnen verwundet, werden in dem Hof eines Bauern erschossen. Fruchtbare Tal. Windmühlen. 6.7. Rast bei einem ukrainischen Bauernhaus. Luftangriff, später noch mehrere Angriffe. Wir machen uns ein Omelette. Aufbruch (hell, Mondnacht). 7.7. Bomber. 9.7. Kommissar von einer MG-Abteilung erledigt. 10.7. Verlegung nach Norden mit dem Zug. (Alte Frau mit Kindern, Kontakt zu Partisanen).

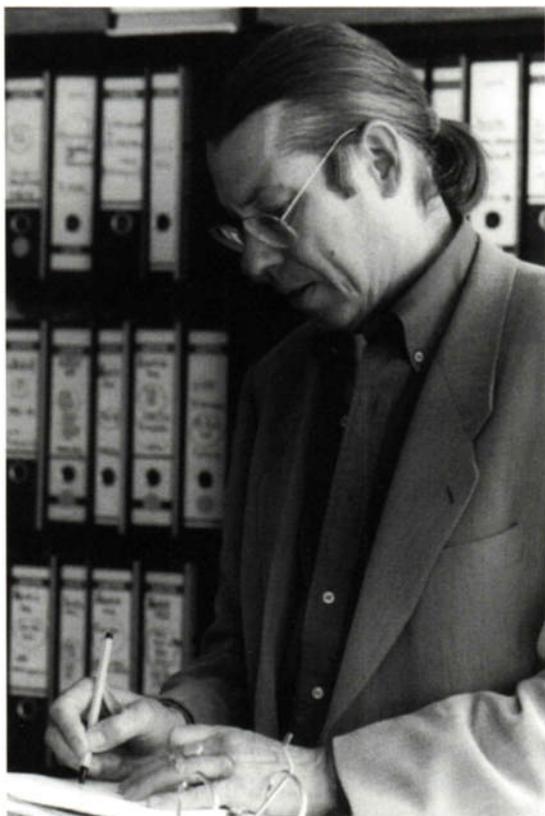
*Zwei Leichen in einem Haus. Verstärktes russisches Artilleriefeuer. 12.7. Hübsche, ordentliche Dörfer. Ein Streifschuß von hinten auf meinem Stahlhelm. Dafür sterben drei Dorfbewohner. Ich liege in einem Obstgarten, als plötzlich eine Handgranate explodiert, ganz in meiner Nähe. 13.7. Ein deutscher Luftwaffensoldat getötet, 50 Juden erschossen.“<sup>1)</sup>*

In diesen Eintragungen aus drei Wochen Krieg sind alle Opfergruppen dieses Vernichtungskrieges genannt – die Kriegsgefangenen, die Juden, die restliche Zivilbevölkerung. Man braucht nur noch die Mordzahlen hinzuzufügen – 3,3 Millionen sowjetische Kriegsgefangene, 1,5 Millionen in Beihilfe oder in eigener Regie ermordete Juden, 5 bis 7 Millionen außerhalb von Kampfhandlungen, meist im Rahmen des Partisanenkrieges getötete Zivilisten, dann hat man das Ergebnis von drei Jahren Mord. Wie es geschah, zeigt an drei ausgewählten Fallbeispielen die Ausstellung. Man sieht, wie in Serbien innerhalb des ersten Jahres alle männlichen Juden als sogenannte Geiseln ermordet wurden, man wird Zeuge, wie die 6. Armee auf ihrem Weg durch die Ukraine den für den Judenmord verantwortlichen Einsatzgruppen tatkräftige Amtshilfe geleistet hat durch Befehle an die Juden, sich zu sammeln, aber auch indem sie beim Zusammentreiben, Abführen und Erschießen der Opfer half; man erlebt, wie die Wehrmacht während der dreijährigen Besetzung von Weißrußland vom ersten Tag an einen unerbittlichen Rassenkrieg gegen Juden und „slawische Untermenschen“ exekutiert hat:

– Sie ist verantwortlich für das sorgfältig geplante Massensterben von fast einer Million sowjetischer Kriegsgefangener durch Hunger, Entkräftung, Erfrieren, Seuchen und Exekutionen.

– Sie wird durch die Einrichtung der Ghettos in den Städten, durch die Ermordung der Juden auf dem flachen Land und durch die Unterstützung von SD und Polizei beim Massenmord in den Ghettos zum Komplizen der „Endlösung“.

– Sie ermordet, im Zusammenwirken mit anderen Besatzungsformationen, hunderttausende Zivilisten im Rahmen des Partisanenkrieges und deportiert Millionen zur Zwangsarbeit nach Deutschland bzw. zu Verteidigungsarbeiten hinter



Hannes Heer

geb. 1941, Historiker und Filmregisseur, Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Leiter der Ausstellung Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Photo: © Noel Matoff, Hamburg

die Front.

Dies alles hat die Kriegsgeneration aus ihrer Erinnerung ausgeblendet. Überliefert hat sie das Bild eines ganz normalen Krieges, der aus Feldzügen an wechselnden Fronten und aus einer Vielzahl spektakulärer militärischer Operationen bestand und von vorbildlichen Offizieren mit anständigen Soldaten geführt wurde. Angeboten wurde dies Grundmuster in zweifacher Ausfertigung:

– Als eine den Blitzkriegen nachempfundene unterhaltsam-sieghafte Variante: Der Krieg war ein tolles Abenteuer; die Männer in den Stukas und an den Torpedos, in den Panzertürmen und an den MGs hatten bewiesen, daß sie ihm gewachsen

waren – alles Teufelskerle.

– Oder als mehr dem Rückzug und dem Ende verpflichtete heroisch-tragische Version: Das Schicksal der Tapferen war längst entschieden und besiegelt; sie waren verdammt und verloren, ihr tragisches Scheitern war durch keinen noch so hohen Einsatz aufzuhalten, sie waren – von Hitler mißbraucht und um ihre Siege betrogen, von einer Welt von Feinden mit schier unerschöpflichen Ressourcen gejagt – Todgeweihte.

Der Umgang mit der Vergangenheit kann auf zweierlei Weise geschehen: als subjektive Erinnerung derjenigen, die sie erlebt und gestaltet haben, und als um Objektivität bemühtes Erklärungsmodell der Geschichtsschreiber. Die Erinnerung eines Kollektivs, z.B. einer Generation, bezieht aus den gemeinsamen Erlebnissen eine in die Gegenwart fortwirkende und das Gruppen-Ich stabilisierende Identität. Der Historiker dagegen, meist später geboren, läßt sich von anderem leiten: Er liefert eine Rekonstruktion von Ereignissen und Prozessen, um das Vergangene verstehbar zu machen. Der französische Sozialwissenschaftler Pierre Nora hat, um diese zwei unterschiedlichen Interessen und Sichtweisen zu charakterisieren, von Gedächtnis und Geschichte gesprochen:

*„Das Gedächtnis ist ein stets aktuelles Phänomen einer in ewiger Gegenwart erlebten Bindung, die Geschichte hingegen eine Repräsentation der Vergangenheit ... Das Gedächtnis rückt die Erinnerung ins Sakrale, die Geschichte vertreibt sie daraus, ihre Sache ist die Entzauberung. Das Gedächtnis entwächst einer Gruppe, deren Zusammenhang es stiftet ... Die Geschichte dagegen gehört allen und niemandem ...“<sup>2</sup>*

So antagonistisch, wie es hier beschrieben wird, stehen sich die beiden Zugriffe auf Vergangenheit im realen Leben nicht gegenüber. Sie verbinden sich normalerweise in einem Prozeß der Auseinandersetzung und gegenseitigen Korrektur, der Integration und Tolerierung von Differenzen zu einer dritten Art, mit Vergangenheit umzugehen. Man könnte es nach einem Vorschlag des Ägyptologen Jan Assmann kulturelles Gedächtnis nennen. Es respektiert das Erleben der Zeitgenossen, ist aber auch offen für den kritischen Kommentar der

Nachgeborenen und gewinnt aus beidem objektive Deutungen und konsensfähige Symbole der Vergangenheit.

Ich sagte, „normalerweise“ gelingt diese Synthese. Ich muß hinzufügen: Sie ist im Fall des Zweiten Weltkrieges und der Rolle der Wehrmacht in Deutschland nicht gelungen. Dafür gibt es, meines Erachtens, drei Gründe:

1. Die Ereignisse der NS-Zeit hatten so traumatische Spuren hinterlassen, daß es zu einer Frage des psychischen Überlebens wurde, etwas aus dieser Zeit zu finden, das einen Rest von Normalität an sich hatte und also Identifikation ermöglichte. Genau dies leistete die Wehrmacht. In ihr erkannte sich der überlebende Rest des Volkes wieder. Keine andere NS-Institution bot sich – vom Umfang wie von der Zusammensetzung her – besser an, die Geschichte des Jedermann wie des Kollektivs abzubilden. In der Identifizierung mit ihrem Schicksal und in der Übernahme ihrer Deutungsmuster – in treuer Pflichterfüllung, geopfert für Volk und Vaterland – konnte es gelingen, die Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz nachzuweisen. Das Bild von der sauberen und anständigen Wehrmacht verteidigen hieß deshalb also zugleich, das eigene gute Selbstbild aufrechtzuerhalten.

2. Die fast lückenlos erfolgte Überleitung des Zweiten in den Dritten Weltkrieg, das heißt in den Kalten Krieg, mußte der Kriegsgeneration wie eine nachträgliche Rechtfertigung des eigenen Tuns vorkommen. Der rabiate Antikommunismus, der zur politischen Leitidee der Adenauerzeit wurde, verhinderte nicht nur die Auseinandersetzung mit den eigenen Verbrechen im Osten, sondern verbot sie geradezu. Und der Aufbau der Bundeswehr schien der beste Beweis, daß die neuen Verbündeten die deutschen Erfahrungen von der Ostfront und im Umgang mit den Bolschewisten nicht für Verbrechen hielten, sondern darin offensichtlich einen wertvollen, dringend benötigten Beitrag zur Wehrhaftmachung des westlichen Bündnisses erblickten.

3. Eine Geschichtswissenschaft, die sich mit der NS-Zeit detailliert und kritisch auseinandergesetzt hätte, hat es in der Bundesrepublik über Jahrzehnte

nicht gegeben. Frühere Wehrmachtsoffiziere und Nazi-Propagandisten besetzten die Ordinariate der Historischen Institute. Eine Ausnahmeerscheinung wie Eugen Kogon bestätigt nur die geltende Regel. Erst Ende der 60er Jahre kündigte sich hier ein Wechsel an. In der Militärgeschichte hat dieser Prozeß noch länger gedauert. Die ersten kritischen Ergebnisse wurden ein Jahrzehnt später, Anfang der 80er Jahre, vorgelegt – mit den Arbeiten von Christian Streit, Helmut Krausnick und Hans Heinrich Wilhelm. Damals begann unter der Ägide von Manfred Messerschmidt die Edition des Epochenwerks *Das Deutsche Reich im Zweiten Weltkrieg*.

In einer ersten Phase, die fast zwei Jahrzehnte dauerte, gab es also statt historischer Forschung eine absolute Dominanz der Erinnerungskultur der Kriegsgeneration. Ab 1968 bekam dieses monolithische Mauerwerk erste Risse, aber erst seit Mitte der 80er Jahre existierten zwei Sichtweisen auf Krieg und Wehrmacht, gab es so etwas wie eine Koexistenz von kollektivem und historischem Gedächtnis. Erst die Ausstellung *Verbrechen der Wehrmacht* hat diese bizarre Koexistenz 1995 beendet, indem sie das Mauerwerk der kollektiven Legenden weggesprengt und die geschichtliche Deutung um neue Ergebnisse bereichert hat. Erst jetzt – in einem nachholenden Akt – kann das entstehen, was ich mit Assmann kulturelles Gedächtnis genannt habe: ein Umgang mit Geschichte, der es ermöglicht, aus dem Bann der Vergangenheit, das heißt aus ihren unbewußten Zwängen herauszutreten und bewußt und verantwortungsvoll mit ihren Lasten umzugehen.

Lassen Sie mich im folgenden auf diesen Prozeß eingehen, der seit der Präsentation der Ausstellung 1995 in Gang ist. Um ihn zu verstehen, muß man der Sprengkraft dieser Ausstellung inne werden und sich die Erinnerungsstrukturen der Kriegsgeneration genauer anschauen. Die Ausstellung, so stellen ihre publizistischen Gegner, nachdem sie ihr seitenlang Fälschungen, Manipulationen, Einseitigkeiten und soweit möglich 'nachgewiesen' haben, am Schluß ihrer Beweisführung regelmäßig fest, habe ja nichts Neues zu bieten. Und auch manche, vor allem ältere Historiker, merken etwas sauer-töpfisch an, sie habe ja nur die Ergebnisse von

## Vernichtungskrieg

Am 30. März 1941 hält Adolf Hitler vor ca. 250 Generälen der Wehrmacht eine Rede, in der er sie auf den neuen Krieg im Osten vorbereitet. Es handele sich um einen „Vernichtungskampf gegen den Bolschewismus“, in dem die Wehrmacht von dem sonst üblichen „Standpunkt des soldatischen Kameradentums“ abrücken müsse, der russische Soldat sei „vorher kein Kamerad und nachher kein Kamerad“. Aus dieser ideologischen Einschöpfung für den Überfall auf die Sowjetunion (22. Juni 1941) resultierten u.a. zahlreiche Befehle von führenden Generälen (Reichenau, Hoth, Manstein, Hoepner etc.), in denen die völlig neue Qualität des Krieges im Osten in immer radikalisierten Versionen dargelegt wurde. Sowohl die gegnerischen Soldaten als auch die Zivilbevölkerung insgesamt wurde zum Feind erklärt, den es auszurotten galt. Die grausame Realität dieser Kriegsführung zeigt sich u.a. in den folgenden Zahlen:

– 3,3 Millionen sowjetische Kriegsgefangene starben in diesem Krieg, das waren fast 60% von ihnen, während von den britischen und amerikanischen Soldaten in deutscher Gefangenschaft lediglich 3,5% ums Leben kamen. Verantwortlich dafür war ausschließlich die Wehrmacht.

– In der Sowjetunion wurden von der Wehrmacht 70.000 Dörfer zerstört und 1.700 Städte zerbombt. Mit ca. 29 Millionen Toten hatte die Sowjetunion

die Hauptlast des Zweiten Weltkriegs, ca. 40% aller Toten des Krieges zu tragen.

– In Zusammenarbeit mit der SS praktizierte die Wehrmacht als Institution die systematische Vernichtung der jüdischen Bevölkerung auf dem Balkan und in der Sowjetunion.

– Im Zuge der sog. Bandenbekämpfung (Partisanenkrieg) wurden zwischen 5 und 7 Millionen Zivilisten ermordet.

– Die ‘Politik der verbrannten Erde’ hinterließ eine systematische Zerstörung der Industrie und lebenswichtiger ziviler Einrichtungen, an der die Sowjetunion jahrzehntelang zu leiden hatte.

– All dies wurde durch verbrecherische Befehle (Kommissarbefehl, Kommandobefehl etc.) von höchsten Stellen der Wehrmacht herbeigeführt.

Nirgendwo in Europa hat die Wehrmacht zusammen mit SS, Sicherheitsdienst (SD) und Polizei so gemordet – und zwar nicht als wildgewordene Soldateska, sondern als Teil eines organisierten Apparates – wie im Osten und Südosten. Der Faschismus-Forscher Ernst Nolte hat diesen Krieg bereits 1963 als den „ungeheuerlichsten Eroberungs-, Versklavungs- und Vernichtungskrieg, den die moderne Geschichte kennt“, charakterisiert.

**Werner Brill**

ihren eigenen, schon vorliegenden dicken Büchern in das effektvolle Genre einer Ausstellung überführt. Demgegenüber haben etwa amerikanische Historiker – wie zum Beispiel Richard Geyer oder Omar Bartov, Raoul Hilberg oder Christopher Browning –, aber auch die Medien das Neue, die Grenzüberschreitung der Ausstellung sofort erkannt und gewürdigt:

„Sie führt“, wie DIE ZEIT (17.3.1995) feststellte, „den Begriff Holocaust in die Kriegsgeschichte“ ein, sie wirft, schrieb die FAZ (6.4.1995), „ein neues Licht auf den Partisanenkampf“, das heißt, sie zeigt ihn als Teil des Rassekrieges und sie etabliert eine neue Quelle mit reichem Material für eine Mentalitätsgeschichte der Wehrmacht: „Die Truppenangehörigen haben von den Massakern nicht nur gewußt, sie waren nicht nur beteiligt, sie haben den Schrecken auch mit ihren privaten Fotoapparaten für das Familienalbum festgehalten“, merkte DIE WOCHE (3.3.1995) an und fügte, um den Furor der Hobbyfotografen zu charakterisieren, hinzu: „Da wurde geknipst, als habe der Regisseur von Natural Born Killers den Auslöser

betätigt.“

Diese neuen Ergebnisse haben schon die Forschung – wie sich an Doktor- und an Magisterarbeiten ablesen läßt – stark beeinflusst. Daß sie über die Fachdebatte die breite Öffentlichkeit erreicht und erregt haben, hängt mit drei zusätzlichen Elementen zusammen:

1. Die Ausstellung redet nicht ganz allgemein von der Wehrmacht und ihren Verbrechen, sondern sie zeigt ganz bestimmte kriminelle Akte und beweist ihren systematischen und geplanten Charakter, sie zitiert die beteiligten Einheiten und benennt die verantwortlichen Befehlshaber.

2. Die Hunderte von Fotos, die von den Landsern selbst geschossen wurden, demonstrieren exemplarisch, daß Millionen an diesen Verbrechen beteiligt waren bzw. davon gewußt haben. Der Blick des Fotografen, der die ermordeten Juden, Gefangenen oder Partisanen wie Trophäen vorführt, läßt ahnen, daß Gewaltbereitschaft und Gewaltausübung nicht auf die SS beschränkt waren. Die Geschichte der nationalsozialistischen

Verbrechen hat damit den Personenkreis der für den Mord geschaffenen Spezialkommandos – der SS, des SD, der KZ-Totenkopfverbände und der Einsatzgruppen – verlassen und Millionen deutscher Familien erreicht. „Verbrechen der Wehrmacht“, so hat es Jan Philipp Reemtsma formuliert, „sind potentielle Verbrechen des Jedermann, Verbrechen von ... Mann, Vater, Bruder, Onkel, Großvater“.<sup>3</sup>

3. Der im Untertitel der Ausstellung verwendete Terminus „Verbrechen“ führt eine moralische Kategorie in die Debatte ein und verbindet sie mit einer Institution, der Wehrmacht, die durch ein Oberkommando, eine Befehlsstruktur, Disziplin und Sanktionen definiert war. Der Untertitel erlaubt aber nicht den Kurzschluß, jeder Wehrmachtssoldat sei ein Verbrecher gewesen, und er propagiert daher auch keine neue Kollektivschuld, aber er zwingt jeden ehemaligen Soldaten dazu, sich Rechenschaft abzulegen, wo er damals stand und wie er sich verhalten hat. Der Film *Schindlers Liste*, die Tagebücher Victor Klemperers und das Buch Daniel Goldhagens haben mitgeholfen, ein Klima für solche Fragen zu schaffen. Die Moral,

das läßt sich als Fazit dieser Debatten ziehen, ist in die Geschichte zurückgekehrt und jeder, der in der NS-Zeit gelebt hat, muß sich für seine eigene Lebensgeschichte damit auseinandersetzen. Nicht öffentlich, nicht vor einem Tribunal, sondern vor sich und bestenfalls innerhalb der eigenen Familie.

Diese Ladung, diese Sprengsätze treffen auf ein Verhalten der Kriegsgeneration, das durch fünf typische Reaktionsweisen geprägt ist. Sie sind mir in unzähligen Gesprächen mit ehemaligen Soldaten begegnet, und sie wurden unlängst, durch die Auswertung der 150 Interviews, die wir mit Ausstellungsbesuchern durchgeführt haben, ausdrücklich bestätigt.

– Erste Reaktionsweise war das Schweigen. Eine Besucherin beschreibt das Klima ihrer Kindheit.<sup>4</sup> Wir, die Angehörigen der zweiten Generation, haben das alle erlebt und darunter gelitten. Wir wissen also, wovon die Rede ist:

*„Das war die Krux ..., daß der Vater zurückkam und wie die meisten Väter keinen Ton herausließ ... Es kann nicht sein, daß er nichts gewußt hat,*

## Ein Photoalbum aus dem Krieg:

Einem Saarbrücker Besucher der Ausstellung „Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944“, kamen einige der präsentierten Bilder merkwürdig bekannt vor. Selbst der Nachkriegsgeneration angehörig, wurde ihm kurz zuvor ein Photoalbum aus dem Krieg übergeben.

Die Mutter eines lothringischen Freundes hatte es unter der Hinterlassenschaft ihres gerade verstorbenen Gatten wiedergefunden und sich erinnert: 1945/46 war ihr Mann als Mitglied der französischen Militärverwaltung, die zu jener Zeit auch inhaftierte SS-Angehörige verhörte, in Pirmasens tätig. Eines Tages steckte ihm heimlich einer dieser Inhaftierten bei einer zufälligen Begegnung etwas zu, ohne daß er es weiter beachtet hätte. Erst am Abend, in die Dienstwohnung zurückgekehrt,

schaute er nach. Er fand ein Photoalbum in seiner Tasche, das er mit wachsendem Erschrecken betrachtete. Diesen Vorfall meldete er seiner vorgesetzten Dienststelle nicht. Aber er konnte das Album wohl auch nicht vernichten. So lag es für Jahrzehnte vergessen auf dem Speicher.

Wer jener SS-Angehörige, der sich damals der ihn kompromittierenden Photographien entledigte, gewesen und was aus ihm geworden ist, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Die SAARBRÜCKER HEFTE, denen das Photoalbum nun überlassen wurde, bilden die Photographien, die 1942 in Jugoslawien aufgenommen worden waren, auf den folgenden Seiten vollzählig, in chronologischer Reihenfolge und in Originalgröße ab, um ihren dokumentarischen Charakter zu erhalten.

*noch dazu in seiner Position [als Arzt]. Es war kein Thema ... Zu seinem eigenen Schutz [hat] er bis zu seiner letzten Sterbestunde nicht ein Wort darüber [verloren].“*

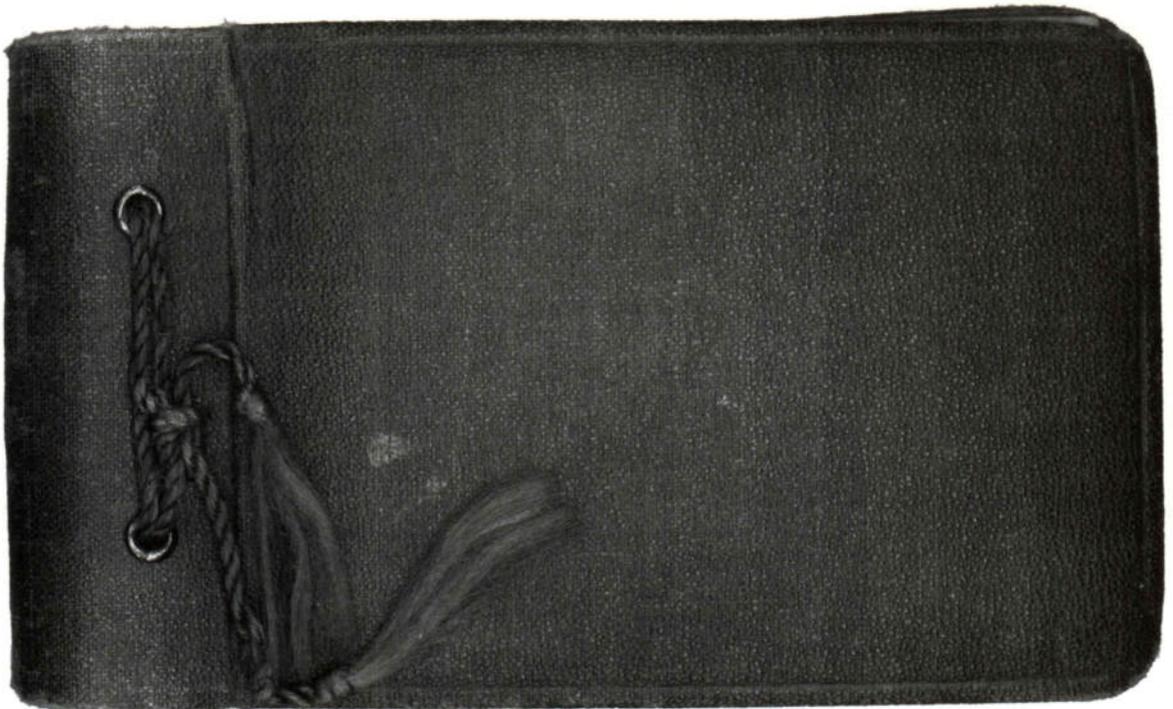
– Eine zweite typische Form der Abwehr: Die Verbrecher waren die anderen, die Deutschen haben nur darauf reagiert. Der Krieg war die Abwehr eines drohenden Angriffs durch die Rote Armee, es war Stalin, der den Partisanenkrieg hinter den deutschen Linien begonnen und mit brutalen Mitteln exekutiert hat usw. Sie alle kennen das Vokabular.

– Drittens: Die ehemaligen Soldaten haben jahrzehntlang, wenn sie geredet haben, immer wieder Anekdoten und Abenteuer, idyllische Geschichten, von der Freundschaft mit der Zivilbevölkerung oder aber erfundene, dramatische Geschichten erzählt – wie sie Gefangenen zur Flucht verholfen, wie sie zum Erschießen zusammengetriebene jüdische Kinder befreit, wie sie Partisanen laufengelassen haben usw. Der Grund für diese Reaktion ist die Absicht, das vergangene Leben so umzumodeln, daß es zur Wirklichkeit von heute, zu den

jetzt gültigen moralischen Normen paßt. Ich zitiere die Sozialwissenschaftler Berger und Luckmann: „Da man leichter etwas erfindet, was sich nie ereignet hat, als etwas vergißt, das sich ereignet hat, fabriziert man Ereignisse und fügt sie ein, wo immer sie gebraucht werden, um Erinnerung und neue Wirklichkeit aufeinander abzustimmen. Weil dem Einzelnen die neue Wirklichkeit nun absolut plausibel erscheint, kann er absolut ‘aufrichtig’ sein. Subjektiv erzählt er keine Lügen über die Vergangenheit, er bringt sie vielmehr ‘auf Vordermann’ jener einen ‘Wahrheit’, die Vergangenheit und Gegenwart umgreifen muß.“<sup>5</sup>

– Die vierte Möglichkeit, alles von sich abzuweisen, ist, die Verbrechen zwar zuzugeben, aber zu betonen: Wir waren gezwungen – durch Wehrpflicht und Eid in diesen Krieg hinein, durch Befehlsnotstand und Todesstrafe im Alltag dieses Krieges selbst. Wir sind also nicht verantwortlich. Schuld sind der Führer, die Generäle usw.

– Das fünfte feststellbare Muster ist das der doppelten Botschaft. Die Väter haben in Andeutungen über die Verbrechen gesprochen, so daß neugierige



Kinder etwas ahnen konnten, ohne alles zu entdecken:

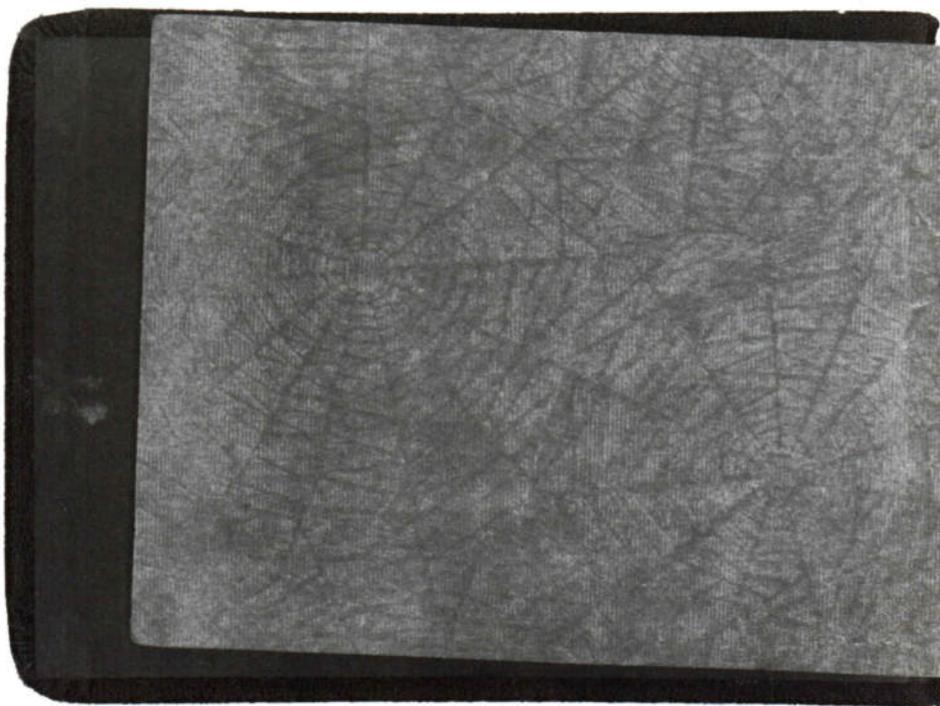
*„Es gibt so einen Dialog zwischen mir und meinem Vater und der hat zwei Seiten ... Er möchte mir einerseits etwas mitteilen und andererseits möchte er es mir nicht mitteilen ... Einerseits wollte er mir berichten und andererseits hatte er immer Angst, zu viel zu sagen und von mir für immer verurteilt und verdammt zu werden.“<sup>6</sup>*

In dieser Mauer der Abwehr und Verleugnung, des Schweigens und der halben Andeutungen sind die Risse nicht mehr zu übersehen. Renate Schostack hat dafür in der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG am Beispiel der Männer auf dem Münchner Marienplatz ein eindringliches Zeugnis abgelegt:

*„Sie standen einfach da, in der Hoffnung, aus der jahrzehntelang antrainierten Stummheit herauszukommen ... Sie waren das, was Goldhagen 'Hitlers willfähige Vollstrecker' nennt: kleine Handlanger, deren Taten, die heute die ganze Welt verabscheut, vor mehr als fünfzig Jahren nach den Gesetzen eines verbrecherischen Regimes nicht strafbar waren ... Einige dieser Männer, von denen es nicht mehr viele gibt, standen auf dem Marien-*

*platz und sprachen abwehrende Sätze, die indes als Bitte um ein Gespräch, womöglich um eine Beichte gemeint waren. Fast immer verlief das nach dem gleichen Muster. Der Sprechende wies auf sich oder zeigte ein Foto: Sehe ich, sieht mein Bruder aus wie ein Verbrecher? Sie erwarteten die Antwort: Nein, Sie sehen nicht aus wie ein Verbrecher. Dann erzählten sie rasch von Greueln, von denen sie gehört oder die sie im Fernsehen gesehen hätten, um sogleich hinzuzusetzen: So etwas haben wir damals nicht gemacht. Danach der dritte Schritt: Wir mußten es ja tun. Man hätte Beichtvater sein müssen, um zu fragen, was sie denn gemacht hatten. Doch niemand nahm diesen Männern die Beichte ab. Sie finden keinen Trost in den Bemerkungen der Politiker, die Soldaten im Zweiten Weltkrieg seien keine Verbrecher gewesen. Die Erinnyen heulen ihnen anderes ins Ohr. Diese Männer standen und warteten auf Absolution. Doch die konnte ihnen niemand erteilen.“ (FAZ v. 8.4.1997)*

Die Assoziation der Beichte trifft genau den Kern des Vorgangs, der hier abläuft, in München wie überall. Eine ganze Generation ist noch einmal in Bewegung geraten, kurz bevor sie die Erde ver-



läßt. Viele haben die Chance begriffen, vorher noch einiges in Ordnung zu bringen. Voraussetzung dafür ist – „Gewissensforschung“. Wer diesen schmerzvollen Prozeß behindert – durch Dif-famierung der Ausstellung, durch Boykottaufrufe, durch Aufrechterhaltung der alten Legenden und Lügen, wie es konservative Blätter wie der FOCUS, RHEINISCHER MERKUR, BAYERNKURIER usw. oder viele Politiker, aber auch ganze Gliederungen der CDU und CSU gemacht haben und machen –, der mißbraucht diese Männer für populistische, eigensüchtige Manöver. So wenig es eine „rechte“ oder „linke“ Geschichte von Auschwitz oder Treblinka gibt, so wenig gibt es eine „rechte“ oder „linke“ Sicht auf die Verbrechen des Vernichtungskrieges. Das ist unsere gemeinsame Geschichte, unabhängig davon, welche Partei jeder einzelne von uns wählt. Das ist das Leiden, das Durcharbeiten unserer aller Väter und Großväter. Wer das aus wahltaktischen Gründen oder um sich zu profilieren blockiert, bringt diese Männer um die Gnade, von den Racheurien erlöst zu werden, verwehrt ihnen das Glück, den Krieg endlich innerlich zu beenden. In Saarbrücken trägt diese Gemeinheit die Namen Rauber und Presser. Sie hetzen mit dreisten Lügen, für die sie sich verantworten müs-

sen, gegen die Ausstellung und ihre Wahrheiten. Hetze und Verleumdungen verhindern, daß ein Klima von Vertrauen entsteht. Nur in einem solchen Kontext ist Dialog möglich.

Nur wenn wir Jüngeren uns in Demut und Geduld mit den Alten verbünden, können wir den Prozeß, der mit der Ausstellung für sie in Gang gekommen ist, zum Abschluß bringen. Es bleibt nicht mehr viel Zeit dafür – die ehemaligen Soldaten der deutschen Wehrmacht sind heute Greise. Einer von ihnen schrieb mir im vorletzten Jahr, nachdem er die Ausstellung in Karlsruhe besucht hatte, den folgenden Brief:

*„Ich möchte über die Erschießungsaktionen des III. Bataillons/Infanterie-Regiments 125 in Serbien, dem ich als Funker und Fernsprecher (damals 19 Jahre jung) im Bataillonsstab angehörte, berichten. Ich bin nicht sicher über den Ortsnamen, aber ich glaube, es war in der Nähe von Valjewo, wo für 2 erschossene Soldaten am nächsten Tag 123 Männer (es hätten 200 sein sollen) aus umliegenden Dörfern aufgegriffen, wahllos aus den Häusern geholt und von Männern der 9. Kompanie erschossen wurden. Dann wurden sie auf ei-*



*nen Haufen geworfen und mit Benzin angezündet. Ich selbst war kein Augenzeuge, aber die Aktion war Gesprächsgegenstand. Da ich damals immun war gegen Mitgefühle jeder Art, nahm ich das Töten mit kaum einer inneren Regung hin.“*

Nachdem er mitgeteilt hat, daß einer der beiden erschossenen Deutschen einen Holzstab mit einer Kerbe für jeden Erschossenen bei sich trug, fährt er fort:

*„Eingangs dieses Briefes spreche ich von Erschießungsaktionen, also im Plural. Außer der spektakulären Ermordung der offensichtlich Unschuldigen, war es an der Tagesordnung, einzelne in der Landschaft aufgegriffene Männer (einmal auch eine Frau) zu erschießen, da ihnen immer unterstellt wurde, Partisanen oder deren Unterstützer zu sein ... Ich brauchte viele Jahre, bis ich Sensibilität und Mitgefühl für Ost- und Südeuropäer zurückgewann.“<sup>7</sup>*

Der Briefschreiber hat gebeichtet und sich selbst die Absolution erteilt. Eine Ausstellung – was immer man gegen sie einwenden kann – die das erreicht, ist notwendig. Sie könnte ein weiteres

ermöglichen: endlich mit einer Stimme auch denjenigen gegenüberzutreten und um Vergebung zu bitten, die unter den Verbrechen der deutschen Wehrmacht so unendlich zu leiden hatten – den überlebenden Juden, Zigeunern, Kriegsgefangenen, Zwangsarbeitern, allen Zivilisten der besetzten Länder. Auch für die überlebenden Opfer bleibt nicht mehr viel Zeit, diese Geste zu erleben. Auch sie sind uralt.

Anmerkungen:

1 True to type. A selection from letters and diaries of German soldiers and civilians, collected on the Soviet-German front (Hutchinson), London / New York / Melbourne / Sydney o.J., S. 11, 19, 22f.

2 Pierre Nora, Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990, S. 12f.

3 Münchner Eröffnungsrede am 24.2.1997, zit. nach: Mittelweg 36, 2/1997, S. 56.

4 Interview Stuttgart Nr. 29, S. 3.

5 Peter L. Berger/Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt a.M. 1980, S. 171; vgl. auch Primo Levi, Die Untergegangenen und die Geretteten, München 1995, S. 23.

6 Interview Stuttgart Nr. 7, S. 2.

7 Brief vom 26.3.97 an das Institut.



# Nachdenken über Geschichte

Eröffnungsrede zur Ausstellung  
„Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“  
Von Reinhard Klimmt

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

wir sind heute abend hier im Staatstheater zusammengekommen, um für Saarbrücken eine Ausstellung zu eröffnen, die bereits in vielen anderen deutschen Städten gezeigt worden ist und jedesmal – zuletzt in Kiel und jetzt im Vorfeld auch bei uns – zu heftigen Diskussionen geführt hat. Demonstrationen, verbale Proteste und eine Flut von Protestschreiben an Veranstalter und Zeitungen zeigen, wie sehr die Vergangenheit unseres Volkes und die in ihr enthaltenen Untaten und Verbrechen heute noch schmerzen können.

Niemand – außer einigen Verblendeten – wird heute noch leugnen, daß das Nazi-Regime verbrecherisch war; seine Verstöße gegen die Ideale der Demokratie, gegen das Völkerrecht, gegen die Menschlichkeit in der vielfach tödlichen Verfolgung von Andersdenkenden und Minderheiten, verbunden mit einem mörderischen Antisemitismus, sind belegt und bewiesen.

Warum jetzt dieser vehemente Proteststurm? Wohl deswegen, weil diese Ausstellung eine der letzten Lebenslügen Nachkriegsdeutschlands zerstört, die Hoffnung nämlich, daß es mit der Wehrmacht

Reinhard Klimmt

geb. 1941, Historiker, 1970-75 Vorsitzender der saarländischen Jungsozialisten, 1979-82 stellvertretender Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion, seit 1990 Vorsitzender der Medienkommission, 1995-98 Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion, seit November 1998 Ministerpräsident des Saarlandes.

einen vom System nicht vergifteten Bereich gegeben habe, den man zur Wahrung des eigenen Selbstbewußtseins aus den realen und moralischen Trümmern habe retten können. Terror und Barbarei waren in der Nazizeit aber nicht auf die Konzentrationslager beschränkt, vielmehr durchdrangen sie die gesamte Lebenswirklichkeit. Es gab kaum mehr einen nazifreien Raum, keine Oasen vollkommener Normalität, keinen gesellschaftlichen Bereich, der sich sozusagen seine Unschuld hätte bewahren können. An diesem Punkt, der im Kreis historischer Fachleute unstrittig ist, gibt es in der Öffentlichkeit, wie mir scheint, nach wie vor einen erheblichen Aufklärungsbedarf.

Der Protest gegen die Ausstellung nährt sich aus drei Quellen:



1. Aus der Leugnung von Verbrechen überhaupt und der Unterstellung „ritterlichen“ Verhaltens der Wehrmacht im Gegensatz zu den unmenschlichen Aktionen der Nazi-Organisationen und hier vor allem der SS.

2. Aus dem Vorwurf, die Ausstellung sei einseitig, weil sie nur Beispiele für verbrecherisches Handeln zeige, damit die Wirklichkeit verfälsche, die Zeugnisse des Mitleids, der Hilfsbereitschaft und des Widerstands unterschlage und damit Tote und Lebende ins Zwielficht rücke und eine ganze Generation über das harte, erlittene Schicksal hinaus noch zusätzlich um ihre Ehre bringe.

3. Aus dem Vorwurf – oft mit dem Begriff der „Nestbeschmutzung“ denunziert –, die Ausstellung vermittele ein falsches Bild, weil die Kriegsverbrechen anderer Völker im Zweiten Weltkrieg und in den Kriegen davor und danach ausgeblendet blieben.

Diese Einwände lassen sich widerlegen. Ich danke deshalb den Veranstaltern, daß sie die Kraft und den Mut aufgebracht haben, diese Ausstellung im Saarland zu zeigen, und ich danke auch für die vielen Veranstaltungen im Umfeld, die zu einem vertieften Verständnis der Ausstellung beitragen können. [...]

Die Ausstellung zeigt kein umfassendes Bild der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. Es geht bei dieser Ausstellung nicht um eine pauschale Anklage gegenüber der gesamten Wehrmacht – und noch viel weniger geht es um eine moralische Verurteilung aller im Krieg eingesetzten deutschen Soldaten, von denen der größere Teil nicht aktiv an diesen Verbrechen beteiligt war und nur wenig davon wußte. Das Thema sind nicht die deutschen Soldaten, sondern die nachweisbaren Verbrechen von Soldaten, ihre Verstrickung in den Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg, der 1941-1944 in Osteuropa geführt wurde. Diese „Einseitigkeit“ ist erlaubt und gefordert, damit die Erinnerung dem leichten Weg der Verdrängung nicht folgt.

Es geht um die Korrektur eines falschen Geschichtsbildes. Das Bild von der „sauber gebliebenen Wehrmacht“, dieses Bild, das die öffentliche Wahrnehmung über Jahrzehnte bestimmte, ist eine historische Legende, wie übrigens auch das Bild vom „marschierenden Schlachthaus“ ein falsches ist. Die Wehrmacht und viele ihrer Angehörigen der verschiedensten Ränge waren mitbeteiligt am Terror des Nazi-Regimes – sie waren genauso darin verstrickt wie zum Beispiel auch viele Ärzte und Richter – nicht mehr, aber eben auch nicht weniger. Was wir uns bewußt machen müssen – und dazu hilft uns diese Ausstellung – ist gerade die damalige Allgegenwart der Unmenschlichkeit, ist vor allem auch die Tatsache, daß ganz normale Leute in den Sog der Gewalt dieser kalten Barbarei gerieten und zu Mittätern werden konnten.



Die Auseinandersetzung um die deutsche Vergangenheit hat in den vergangenen Monaten wieder an Aktualität gewonnen. Sie ist Gegenstand einer breiten nationalen Debatte, die längst nicht nur mehr die Historiker beschäftigt, sondern auch die Feuilletonseiten der regionalen und überregionalen Presse beherrscht. Ich nenne dazu das Stichwort Walser-Bubis-Streit, und ich verweise auf die Diskussion um das Holocaust-Denkmal in Berlin. Auch die Ausstellung, die wir heute eröffnen, gehört in diesen Zusammenhang. Und für diesen Zusammenhang hat sich inzwischen auch ein neuer Begriff herausgebildet: Ich meine damit den Begriff der „Erinnerungskultur“.

Die kontroversen Diskussionen der letzten Monate haben uns allen mehr als deutlich vor Augen geführt, daß es sich hier immer noch um eine zutiefst gespaltene und fragmentierte Kultur handelt. Je nachdem, ob wir es mit alt oder jung, Deutschen oder Ausländern, Opfern oder Mitläufern zu tun haben, werden die Ereignisse der Nazi-Zeit weiterhin sehr unterschiedlich erinnert. Gerade die bisherigen Reaktionen auf diese Wehrmachtsausstellung zeigen, wie unversöhnlich die Meinungen aufeinander prallen, wieviel Unbelehrbarkeit es nach wie vor gibt.

Wie aber sollte diese Erinnerungskultur eigentlich aussehen? In welche Richtung könnten wir sie entwickeln? Es geht also ganz einfach um das Problem: Wie gehen wir heute und in Zukunft mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in unserem Land um? Ich denke, keiner von uns kann hier fer-

tige Lösungen präsentieren. Ich möchte an dieser Stelle aber einige Anregungen formulieren, die eine allgemeine Richtung vorgeben könnten.

Zu einer tragfähigen Erinnerungskultur gehört ohne Frage die Erkenntnis, daß das historische Erbe unteilbar ist. Wir können uns unsere Geschichte mit anderen Worten nicht aussuchen, wir können nicht Teile daraus einfach wegblenden, sondern müssen sie als ganzes annehmen, wenn wir zu einer stabilen Identität finden wollen. Bundespräsident Roman Herzog stellte vor einigen Wochen zurecht fest, daß ein Ausblenden der Nazi-Verbrechen nur „eine besondere Form intellektueller Feigheit“ sei. Beim Nachdenken über unsere Geschichte darf es keine Tabus geben. Und weil die Wehrmachtsausstellung das Tabu von der „sauber gebliebenen Wehrmacht“ gebrochen hat, schadet sie nicht, wie manche meinen, dem Gedenken an früher – sondern sie erhöht im Gegenteil die Glaubwürdigkeit unseres heutigen Erinnerns.

Das ist also durchaus vorbildhaft, und wir wollen uns auch hier in Saarbrücken, das sein tausendjähriges Jubiläum feiert, an dieses Beispiel halten. Und das bedeutet, daß ein solches Jubiläum nicht nur Anlaß dafür sein darf, an die kulturellen und



wirtschaftlichen Glanzzeiten der Stadtgeschichte zu erinnern. Wir wollen vielmehr auch die Schattenseiten zeigen, nicht vergessen, daß es in dieser Stadt einmal eine Gestapo-Zelle und ein KZ gab, in denen der staatlich verordnete Terror wütete. Hier wegzusehen, hieße unsere Geschichte verleugnen. Auch dieses Haus, 1938 in Anwesenheit Hitlers feierlich eröffnet, war Stätte der braunen kulturellen Propaganda, die den Boden vorbereitete für innere und äußere Aggression.

Eine sensible Kultur des Erinnerns bedarf immer auch eines gewissen Mindestmaßes an Pietät. Gerade beim Umgang mit den schlimmen Menschheitsverbrechen des Nationalsozialismus darf es keine Beliebigkeit bei der kollektiven Erinnerung geben. Zwar hat jeder Mensch ein Recht auf eine eigene, private Erinnerung, die ganz persönlich bestimmt sein mag – so weit kann ich Martin Walser folgen. Für die öffentliche Diskussion jedoch müssen andere Regeln gelten. Hier gilt der Grundsatz, daß man die Wahrheit aushalten muß. Und ebenso gilt, daß das Mitgefühl gegenüber den Opfern und ihren Hinterbliebenen vorrangig bleiben muß im Vergleich zur moralischen Entlastung all jener, die nicht mehr an diese Vergangenheit erinnert sein wollen. Mich erschreckt bei vielen Brie-

fen zur Ausstellung die Sprachlosigkeit gegenüber den Opfern. Kein Wort des Bedauerns, kein Zeichen des Mitleids mit den Entwürdigten, Geschundenen und Ermordeten. [...]

Der Diskussionsprozeß um die Wehrmachtsausstellung hat deutlich gemacht, daß es zwar eine sehr große Zahl von Wehrmachtsangehörigen gab, die in unterschiedlichster Weise freiwillig zu Mittätern wurden. Auf der anderen Seite haben sich zu dieser Ausstellung aber auch viele ehemalige Kriegsteilnehmer geäußert, die gewiß glaubwürdig darstellen, daß sie das Kriegsgeschehen persönlich ganz anders erlebt haben, ohne sich zugleich damit von jeder Mitschuld freizusprechen. Ich denke, wo es um kollektive Erinnerungen geht, spielen immer auch subjektive Momente hinein, die wir ernst nehmen müssen.

Wir müssen ein Klima der Aufnahmebereitschaft schaffen für alle diejenigen, die sich erinnern und mitteilen wollen. Denn zuzuhören heißt ja nicht, seinen ethischen Standpunkt zu verlassen. Nur im gemeinsamen Gespräch bleibt Erinnerung lebendig – und es wäre ganz falsch, wenn wir in der Öffentlichkeit nur bestimmte Formen der Erinnerung zulassen würden – weil das im Endergebnis



dann darauf hinausliefe, daß jeder das Gleiche sagt, ohne davon überzeugt zu sein. Deshalb plädiere ich für Vielfalt – denn nur wenn alle, die das glaubwürdig tun, mit ihren verschiedenen Erinnerungen zu Wort kommen, kann es am Ende auch einen Konsens geben.

Ein solcher Konsens ist notwendig, weil das Erinnern ja nicht zweckfrei ist, sondern eine Funktion hat, weil es uns Orientierungen vermittelt für unser gesellschaftliches und politisches Handeln. Wir haben in Deutschland nicht nur eine einmalige historische Situation, sondern auch eine besondere historische Verantwortung. Nicht nur den Opfern und ihren Angehörigen gegenüber, was zum Beispiel die heute wieder aktuelle Frage von Entschädigungsleistungen betrifft. Wir stehen vielmehr auch allgemein in der Verantwortung, uns in besonderer Weise zu engagieren gegen alle Formen von Diskriminierung, Ausgrenzung und ethnischer Gewalt.

Ich kann verstehen, wenn gerade viele junge Menschen heute nicht mehr persönlich für die Verbrechen der Nazi-Zeit haftbar gemacht sein wollen. So ist das Prinzip der historischen Verantwortung aber auch nicht gemeint. Verantwortung bedeutet,

daß wir die humanitären Einsichten und Werte, die wir aus der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Deutschland gewonnen haben, daß wir diese Einsichten in unserer Werteskala ganz oben ansiedeln und sie entsprechend auch in unserer politischen Erziehungs- und Bildungsarbeit berücksichtigen. Die Möglichkeit, aus der eigenen Katastrophe zu lernen, sollten wir uns von niemandem nehmen lassen – und das ist ein Prinzip, zu dem sich gerade junge Menschen bekennen können, ohne damit eigene Schuldgefühle zu verbinden.

Die Qualen und Leiden der Opfer – und auch die Scham und Reue der Täter – verlangen Konsequenzen. Zum Beispiel die Abkehr von dem preußischen Militärtheoretiker Clausewitz, der sinngemäß den Krieg als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln definierte und damit auch rechtfertigte.

Konsequenzen, die von der Bundeswehr gezogen worden sind. Das Leitbild vom Bürger in Uniform spricht eine ganz andere Sprache als die der Wehrmacht. Die Bundeswehr ist ein legitimer und legitimierter Bestandteil unseres Gemeinwesens. Das Soldatengesetz verlangt ebenfalls Gehorsam ge-



genüber den Befehlen von Vorgesetzten, doch es erwartet geradezu Ungehorsam bei einem Befehl, „der die Menschenwürde verletzt oder nicht zu dienstlichen Zwecken erteilt worden ist“. Das Gesetz bringt damit – so hat es Jutta Limbach formuliert – die konkurrierenden Ziele der Disziplin und der Mündigkeit in Einklang. Und es ist gut, daß Volker Rühe in der Debatte über diese Ausstellung im Bundestag Folgendes gesagt hat: „Die Wehrmacht war als Organisation des Dritten Reiches in ihrer Spitze, mit Truppenteilen und mit Soldaten in Verbrechen des Nationalsozialismus verstrickt. Als Institution kann sie deshalb keine Tradition begründen.“ Und weiter: „Die Werte, für die die Frauen und Männer des Widerstands litten und starben, gehören heute zu den ideellen Grundlagen unserer Nation und zum moralischen Fundament der Bundeswehr.“

Diese Worte sind nicht deswegen wichtig, weil ich sie mittragen kann, sondern weil sie eine Teilantwort auf die Frage geben, an welchen Werten und Idealen wir uns orientieren können. Wer kann unserer Jugend Vorbild sein, wer sind die Helden einer demokratischen Gesellschaft? Am Widerstand können wir anknüpfen. Am Widerstand aus den Reihen der Wehrmacht, der unter anderem

zum mißlungenen Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 führte, – spät, zu spät. Und es gab den Widerstand, der bereits von Beginn an – gestützt auf humanistische oder religiöse Ideale, gestützt auf freiheitliche und demokratische Gesellschaftsentwürfe – der Barbarei entgegentrat, beseelt von dem Wissen, daß die Würde aller Menschen unantastbar ist, wie wir es in unserem Grundgesetz formuliert haben.

Und die Verbrechen der anderen? Ist es denn angemessen angesichts der Ungeheuerlichkeit, der Einzigartigkeit der Verbrechen sich hinter den Verfehlungen anderer verstecken zu wollen? Wollen wir wirklich die Greuel in Ex-Jugoslawien, die Kriegsverbrechen der Briten im Burenkrieg oder erst kürzlich im Falklandkrieg, die der Franzosen und Amerikaner in Vietnam, der Japaner in China, der Chinesen in Tibet, der Vietnamesen in Laos usw., usw. aufrechnen, um uns auf diese Weise von der Schuld zu befreien bzw. sie zu relativieren? Die Schrecken des Krieges sind auch in der Ausstellung als allgemeines Phänomen enthalten. Dieses Phänomen in all seiner Abgründigkeit wird auch durch unsere Vergangenheit belegt und – das ist für uns schmerzhaft – in ganz besonders abstoßender Weise.



Wer die Leserbriefe in der SAARBRÜCKER ZEITUNG aufmerksam liest, wird feststellen können, daß die Entschuldigung durch Aufrechnen – „die anderen doch aber auch!“ – breiten Raum einnimmt. Solange wir immer nur aufzurechnen versuchen und diese Aufrechnung zur offenen oder stillschweigenden Rechtfertigung dient, werden wir nie Frieden finden. Wir müssen bei uns selber beginnen. Das Wort, andere sollen vor ihrer eigenen Türe kehren, gilt nämlich ebenso für uns.

Diese Ausstellung, die Vergangenes dokumentiert, trifft, wenn wir genau hinsehen, aber auch uns – auch ganz persönlich. Für mich ist das Faktum wichtig, daß der Krieg eben selten das Gute, wie Hilfsbereitschaft und Ritterlichkeit, sondern eher atavistische, brutale – zuweilen bestialische – Eigenschaften in den Menschen weckt.

Der Krieg zerstört die offensichtlich dünne zivilisatorische Decke, in der unsere Fähigkeit zum friedlichen Zusammenleben wurzelt. Die ehemaligen Soldaten, die uns nach dem Krieg begegneten, waren wieder liebevolle Familienväter, pflichtbewußte Beamte, Biedermänner, ganz normale Menschen eben. Vorher waren sie im Krieg, es waren dieselben Menschen, und die Ausstellung zeigt,

was der Krieg aus vielen von ihnen gemacht hat. Im ehemaligen Jugoslawien sind es nicht die Serben, die Kroaten, die Bosnier, die Albaner, die per se Kriegsverbrecher sind, es ist der Krieg, der viele dazu macht.

Mein Vater war selber Soldat der Wehrmacht. Ich traue ihm auch heute noch nichts Verbrecherisches zu – aber ich weiß es auch nicht genau – so wie ich mich vielleicht selbst nicht kenne. Améry hat die Frage nach den Abgründen in uns selbst wie folgt gestellt, und als ehemaliger Soldat der Wehrmacht soll er das letzte Wort haben und auch für mich sprechen:

*„Die Geschwulst, die noch immer eitert, die Wunde, die sich nicht schließen will, ist die ... Frage: Wie hätte ich als Soldat X gehandelt, wenn ich, sagen wir, nach Kragujevac in Serbien abkommandiert worden wäre, um ganze Schulklassen zu füsilibieren – als Vergeltung ...? Hätte ich den Mut gehabt, den Befehl zu verweigern?“*

\*Die hier abgedruckte Rede ist leicht gekürzt. Die saarländische Staatskanzlei hat den vollständigen Text als Broschüre herausgegeben.



# Fragen und Antworten zur Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“

Von Hans Horch

Im Zusammenhang mit der Ausstellung *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944* habe ich zahlreiche Diskussionen geführt und zahlreiche ablehnende Leserbriefe studiert. Der folgende Text stellt die häufigsten Einwände und meine Antworten hierauf zusammen.

*In der Ausstellung ist von „Verbrechen der Wehrmacht“ die Rede. Werden dadurch alle Soldaten beschuldigt?*

Wenn man sagt, der deutsche Staat sei eine Demokratie, dann sagt man nicht, jeder Staatsbürger sei ein Demokrat. Wenn man von der Wehrmacht spricht, meint man die Institution oder den Appa-

rat. Für die Soldaten gebraucht man Begriffe wie „Soldaten“, „Wehrmichtsangehörige“, „Landser“, „die Fronttruppe“ usw. Jeder kann den Unterschied zwischen dem die Institution bezeichnenden Begriff und den die Einzelnen oder die Teile der Institution bezeichnenden Begriffen verstehen. Man kann aber auch so tun als verstünde man diesen Unterschied nicht. Dann kann man der Ausstellung den Unfug pauschaler und gleichmäßiger Verurteilung aller Soldaten – vom Generalfeldmarschall bis zum Gefreiten – unterstellen, und in der Polemik gegen diese unterstellte Kollektivschuldthese kann man dann den Anschein kollektiver Unschuld (und verfolgter Unschuld) erwecken. Anstatt sich mit der Vernichtungspolitik auseinanderzusetzen, kann man sich selbstgerecht empören, und man kann auch versuchen, aus der geheuchelten Empörung politischen Profit zu ziehen.

*Müßte man nicht wenigstens von „Teilen der Wehrmacht“ sprechen?*

Wenn man damit zum Ausdruck bringen will, daß die Wehrmacht im Westen und in Nordafrika einen „Normalkrieg“ Militär gegen Militär und in der Sowjetunion einen Vernichtungskrieg Militär gegen Zivilbevölkerung geführt hat, dann kann man so sprechen. Man sollte aber nicht den Eindruck erwecken, im Osten sei ein gewöhnlicher Krieg geführt worden und nur Teile des Heeres hätten ausnahmsweise und gelegentlich Kriegsverbrechen begangen. Hier führte die Wehrmacht nach strategischem Plan Krieg gegen Wehrlose.

*Immer wieder wird behauptet, nur in Deutschland spräche man über die dunklen Kapitel der Vergangenheit.*

Erstens: In den USA diskutiert man über dunkle Kapitel wie beispielsweise den Vietnam-Krieg (womit natürlich nicht gesagt wird, dieser sei dem Krieg gegen die Sowjetunion gleichzusetzen). Im Falle des Vietnam-Krieges hat man in den USA bereits öffentlich gestritten, bevor



dieser Vergangenheit war, und die Proteste haben geholfen, ihn zu beenden.

Zweitens: Nicht alle Nationen haben in ihren Geschichtsbüchern von staatlich organisierter Massenvernichtung zu berichten, die unter direkter oder arbeitsteiliger Mitarbeit zahlreicher Institutionen und Personen sowie unter Billigung oder Duldung der großen Mehrheit ausgeführt wurde. Deshalb stehen auch nicht alle Nationen unter dem gleichen Druck, sich ihrer Vergangenheit zu stellen. Die Verbrechen des Kolonialismus beispielsweise bedurften der Unterstützung weniger. Hitler aber wurde von der großen Mehrheit verehrt, unzählige leisteten seinem Regime größere und kleinere Dienste, verschafften sich durch diese Vorteile und waren oder wurden beteiligt – direkt oder durch Arbeitsteilung – an seinen Verbrechen. Auch wenn die ganz große Mehrheit, wie ich glaube, die Vernichtungspolitik nicht gewollt hatte, so haben doch Millionen immer wieder Hitlers Regime in ihrem kleinen Rahmen zugearbeitet und es so am Funktionieren gehalten. Die Integration nicht nur der Eliten, die natürlich die größte Verantwortung tragen, sondern fast der gesamten Gesellschaft in das NS-System, ist auch heute noch im Gedächtnis. Und genau deshalb wird auf historische Aufarbeitung immer wieder mit hochemotionaler Verleugnung reagiert, und genau daran liegt es, daß viele, die damals kleine, womöglich verführte oder getäuschte Mitläufer waren, bis auf den heutigen Tag das große Ganze trotzig zu rechtfertigen suchen.

Drittens: Auch wenn es Nationen gibt, die sich einer öffentlichen Auseinandersetzung über die Verbrechen der Vergangenheit verweigern, wie z. B. Japan, so können diese nicht Vorbild sein. Wenn wir nämlich wollen, daß nie wieder Zivilisation in Barbarei umschlägt, müssen wir in unserem Bewußtsein haben, daß dieses schon einmal geschehen ist, daß dieses nicht nur eine Möglichkeit unserer Kultur ist, sondern schon Realität war.

*Die Frage nach dem Verhältnis von Zivilisation und Barbarei stellt sich nicht nur in Deutschland.*

Das ist richtig. Gewalt und Destruktivität müssen analysiert werden, wo immer sie aufgetreten sind und immer sie auftreten. Die Ausstellung ist ja hervorgegangen aus einem entsprechenden Forschungsprojekt des *Hamburger Instituts für Sozialforschung*, das durch Studien zu Nationalsozialismus, Stalinismus, dem Massenmord an den Armeniern und vielen anderen Scheußlichkeiten versuchte, die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen zu erforschen, unter denen Gesellschaften verhältnismäßig gewaltarm existieren, unter denen die Gewalt herrscht, und unter denen



die zur Gewaltverhinderung geschaffenen Institutionen wie der Staat umschlagen in Mordinstrumente.

Was man aber bitte nicht tun sollte: Es geht nicht an, Gewaltausbrüche zu einem unabänderlichen Naturschicksal zu stilisieren, das mal diese, mal jene Nation überkomme, und das man nur hinnehmen könne. Alle Verbrechen haben analysierbare Ursachen, man muß sie analysieren, und man muß aus der Analyse lernen.

*Der These vom verbrecherischen Krieg in der Sowjetunion wird oft entgegengehalten, jeder Krieg sei verbrecherisch.*



Der Krieg der Alliierten gegen Deutschland verhinderte, daß der größte Mordplan der Geschichte zu Ende geführt wurde. Wer den Krieg der Alliierten verbrecherisch nennt, kann nicht ernst genommen werden.

*Aber die Alliierten haben auch Kriegsverbrechen begangen.*

Stimmt. Die Luftbombardements gegen Zivilisten waren Kriegsverbrechen, die Gewalttaten sowjetischer Soldaten gegen Zivilisten und Gefangene waren es auch. Kriegsverbrechen sind nicht zu entschuldigen, auch nicht durch den Hinweis, daß Deutschland schließlich angefangen habe. Aber man darf nicht aufrechnen. Wenn einer sagt: Seit Dresden sind wir quitt!, zweifle ich an seinem Verstand und an seinem Herzen. Wenn einer wirklich etwas empfindet für die Opfer auf deutscher Seite – kann er sie dann zu makabren Aufrechnungen benutzen?

Im übrigen verwischt das Insistieren auf den Kriegsverbrechen der Alliierten einen wesentlichen Unterschied: In der Sowjetunion sind nicht einzelne Kriegsverbrechen begangen worden, dort wurde ein verbrecherischer Krieg geführt mit dem strategischen Ziel der Vernichtung und der Versklavung. Und so schlimm die Kriegsverbrechen der Alliierten sind, Vernichtung und Versklavung waren nicht ihr strategisches Ziel. Nicht einmal Stalin, der Millionen eigener Landsleute auf dem Gewissen hat, wollte die Deutschen deportieren und vernichten, obwohl er doch Gründe hatte, Rachegefühle zu verspüren. Die Klage über die Kriegsverbrechen der Alliierten verliert also ihre Glaubwürdigkeit, wenn sie dazu eingesetzt wird, den grundlegenden Unterschied zwischen der Strategie Deutschlands und der Strategie der Alliierten zu verwischen.

*Der Ausstellung wird Einseitigkeit vorgeworfen, weil sie Leiden und Opfer auf deutscher Seite verschweige.*

Thema der Ausstellung sind die Leiden und Opfer der anderen und die deutschen Untaten. Diese Einseitigkeit ist berechtigt. Sie gleicht eine vorangegangene Einseitigkeit aus. Fünfzig Jahre lang war hierzulande fast ausschließlich die Rede von den eigenen Leiden im Krieg. Indem

man ausschließlich diese beschwor, legte man eine Decke über die Erinnerung an die fremden Opfer und an die Taten und die Täter. In der Polemik gegen die Ausstellung wird sogar das Andenken an die deutschen Gefallenen heuchlerisch benutzt, um es gegen die Erinnerung an die fremden Opfer auszuspielen. Für mich selbst hatten solche Instrumentalisierungen lange die Folge, daß ich an die deutschen Opfer gar nicht denken mochte. Dieses Thema gehörte den Rechtfertigern und Aufrechtern. Heute ist das anders, auch dank der Arbeit des *Hamburger Instituts für Sozialforschung*.

*Die Ausstellung zeigt, daß die Wehrmacht ihre russischen Gefangenen verhungern ließ. Die deutschen Gefangenen sind nicht Thema.*

Niemand wird versuchen, das harte Los der deutschen Gefangenen zu bestreiten oder zu beschönigen. Aber man muß der Gerechtigkeit willen berücksichtigen: Die sowjetischen Gefangenen ließ man verhungern, obwohl Deutschland über reichlich Nahrungsmittel verfügte. Das geschah vorsätzlich, es war Mord. Die deutschen Gefangenen erhielten die gleichen Rationen wie die sowjetische Bevölkerung. Diese Rationen waren kümmerlich. Aber das lag daran, daß die Wehrmacht das Land verwüstet hatte und die sowjetische Bevölkerung selbst hungerte. Die deutschen Gefangenen, sofern sie sich nicht ohne Zwang an Verbrechen beteiligt hatten, sind in der Tat zu bedauern, aber man sollte in seinem Bedauern nicht einseitig sein.

*Die deutschen Soldaten waren durch ihren Eid an Hitler gebunden.*

So wahr mir Gott helfe: Auch damals wußte jeder, daß ein Eid nicht zur Teilnahme an Verbrechen verpflichtet kann.

*Die deutschen Soldaten handelten auf Befehl. Auf Befehlsverweigerung stand die Todesstrafe.*

Die verbrecherischen Befehle sind vom Oberkommando und vom Generalstab dienstfertig ausgearbeitet worden. Hier wäre Widerstand möglich gewesen, denn die Wehrmacht war der größte Machtfaktor im NS-System. Aber der Widerstand fand nicht statt, weil die Wehrmachtsführung mit den Zielen Hitlers übereinstimmte.

Die Soldaten an der Front und in den besetzten Gebieten standen in der Tat unter Befehlen. Aber man kann ja nicht jeden Schritt und jede Handlung bis ins kleinste vorschreiben und kontrollieren. Also hatten die Soldaten gewisse Möglichkeiten, größeren oder kleineren Eifer zu zeigen. Manche baten darum, an Exekutionen nicht teilnehmen zu müssen. In aller Regel wurden sie freigestellt, bestraft wurden sie nicht. Zwar wußten die meisten Soldaten dies nicht, so daß sie glaubten, sie stünden unter Befehlsnotstand. Aber dennoch bleibt der Satz: „Wer nicht mittat, wurde selbst an die Wand gestellt“ eine Legende.

Läßt man diese Legende bei Seite, so lauten die Fragen, die sich jeder ehemalige Soldat stellen



müßte: Habe ich etwas getan, was ich hätte vermeiden können? Habe ich eine Chance, ein Verbrechen zu verhindern oder zu behindern, ausgelassen? Wenn die Antwort Ja ist: Kann ich zu meiner Entschuldigung etwas vorbringen, wie zum Beispiel jungendliches Alter, Verhetzung durch die Propaganda, Verrohung durch die Kriegsumstände? Ist die Antwort Ja, und wird hinzugefügt „Es tut mir leid!“, so wird niemand eine moralische Verurteilung aussprechen.

*Die Ausstellung vernachlässigt, daß es auch Formen von Verweigerung und menschlichem Verhalten gegenüber der Zivilbevölkerung gab.*



Hier liegt in der Tat eine Schwäche der Ausstellung. Nicht weil humanes Verhalten, etwa gutes Betragen gegenüber der Zivilbevölkerung, ein Einwand gegen die Charakterisierung des Krieges als Vernichtungskrieg wäre. Sondern weil man durch Beispiele von Verweigerung und stillem Widerstand hätte zeigen können, daß in manchen Situationen Offiziere und Soldaten Handlungs- und Entscheidungsspielräume hatten – und sie selten zum humanen Handeln nutzten. Z. B. haben einige Offiziere den Kommissarbefehl boykottiert. Sie haben damit bewiesen, daß dies ging. Leider blieben sie eine Minderheit. Manche Soldaten haben auf fliehende Zivilisten geschossen, manche taten dies nicht, manche hinderten ihre Kameraden

daran. Aber leider wurden solche Chancen zu wenig genutzt. Die Killerkommandos der SS beispielsweise waren hinsichtlich Versorgung, Transport und Unterkunft von der Wehrmacht abhängig. Es ist nicht bekannt geworden, daß diese Abhängigkeit je genutzt wurde, um sie an ihren Mordtaten zu hindern. Im Gegenteil, die Wehrmacht stellte ihnen die Opfer vor die Maschinengewehre, und sie versorgte sie so, daß sie ihre gesamte Zeit für Erschießungen zur Verfügung hatten.

*Die Ausstellung reiht die Partisanenbekämpfung unter die Wehrmachtsverbrechen ein. Diese jedoch entsprach dem Kriegsvölkerrecht.*

Es wurden in der Tat viele deutsche Soldaten Opfer von Partisanen. Besonders dies ist, zumal es von der Propaganda entsprechend benutzt wurde, vielen Veteranen in Erinnerung geblieben, und diese selektive Erinnerung, die es erlaubt, sich als Opfer zu sehen, verdeckt vieles andere und vor allem die tatsächliche Geschichte der Partisanenbewegung und ihrer Bekämpfung. „Partisanen“ wurden schon erschossen, bevor es sie gab. Die Bevölkerung der besetzten Gebiete empfing die Wehrmacht in der Hoffnung auf Befreiung vom stalinistischen Terror. Als jedoch die Juden und

Zigeuner und versprengte Soldaten, auf Hamsterfahrt befindliche Zivilisten, Verdächtige jeder Art (laut Hitler genügte ein schiefer Blick) ermordet und die Bevölkerung ausgehungert wurde, als schließlich die jungen Männer und Frauen zur Sklavenarbeit nach Deutschland verschleppt wurden, begann die Bevölkerung sich zu wehren.

Die Reaktionen der Wehrmacht standen nicht im Einklang mit dem Kriegsvölkerrecht. Dieses erlaubt zwar, präventiv Geiseln zu nehmen und sie bei Partisanenangriffen zu erschießen, und es erlaubt auch nachträgliche Strafaktionen. Aber es verlangt, daß Verhältnismäßigkeit gewahrt wird und daß die Geiseln im nachweisbaren Zusammenhang mit den Partisanenaktivitäten stehen. Diese Regeln hat die Wehrmacht mißachtet. Sie hat unverhältnismäßig getötet, ganze Dörfer und Landstriche niedergemacht, egal ob die Opfer die Partisanen unterstützt hatten oder nicht.

*Wie hätten Sie sich denn verhalten?*

Ich stelle mir vor, ich sei um 1920 geboren, und ich sei durch Schule und HJ verhetzt als junger Mann in den Krieg gezogen. Dann denke ich an die Bilder der Ausstellung und meine Phantasie versagt.

Hierüber sollte aber niemand triumphieren und sagen: Wer selbst nicht sicher ist, stets menschlich zu handeln, der soll still sein. Dann müßten nämlich alle ehrlichen Menschen schweigen. Und wenn es möglich ist, daß ganz normale Menschen unter bestimmten gesellschaftlichen und politischen Umständen Unsägliches tun, dann ist das entsetzlich, grauenhaft, und ein Appell, alles zu tun, damit gesellschaftliche und politische Verhältnisse herrschen, die uns vor uns selbst schützen.

*Wie würden sich die Menschen heute verhalten?*

Ich traue uns alles zu. Und Sorge mich, ob die Demokratie in Deutschland eine

ernsthafte Wirtschaftskrise überleben wird. Ich fürchte, dann werden politische Paranoia und politisch motivierte Gewalt – wie bei den Pogromen gegen Ausländer schon geschehen – um sich greifen. Ich bin nach den Erfahrungen mit der sogenannten Asyldebatte und der Staatsbürgerschaftskampagne der CDU sicher, daß auch gestandene Politiker der Mitte dann noch schlimmere Demagogie betreiben werden, als sie es heute schon tun. Und ich fürchte, daß die große Mehrheit sich dann genauso ängstlich und unterwürfig verhalten wird, wie sie es heute in ihrem Alltag praktiziert. Ich habe aber auch Hoffnung auf vernünftiges Bewußtsein. Nicht zuletzt deshalb veranstalte ich diese Ausstellung.



# „Gedenke der vorigen Zeiten“

## Streiflichter auf den Umgang mit der Vergangenheit in der Kirche

Von Ute Vos

„Es ist der schönste Vater-Sohn-Film, den ich kenne“ sage ich und lade damit einige Gottesdienstbesucherinnen ein ins Kino.

*Das Leben ist schön* von Roberto Benigni wird gespielt. Die meisten Frauen haben darüber in der Zeitung gelesen und lehnen ab mitzukommen.

„Das mit dem KZ – nein, das wollen wir nicht sehen.“

Da bleibe ich auf der Strecke mit meinem Versuch, diejenigen, die ihr Leben lang von der Rede über Gott als Vater und Sohn getröstet werden, anzustiften, sich einen Film anzusehen, den ich so wohltuend für die Seele halte, weil er das Schreckliche nicht ausblendet, sondern sozusagen „Theologie nach Auschwitz“ ist.

### Theologie nach Auschwitz

Ich suche selbst nach einer solchen Theologie. Dieses Anliegen haben viele Theologen. Dennoch ist dieser Gedanke den Christen in den sogenannten Kerngemeinden fremd, daß die Kirche nach einer „Theologie nach Auschwitz“ suchen muß. Für Gemeindeglieder ist es wichtig, daß es heute so ist, wie es gestern war und morgen sein wird. Na-

Ute Vos

1982 ins Saarland gekommen, um in der JVA Ottweiler als Pfarrerin zu arbeiten, danach in Leitungsfunktionen der Evangelischen Kirche im Rheinland gewählt.

türlich kann der Kirche nicht daran liegen, das, was seit Generationen als Glaube formuliert wurde, einfach aufzugeben. Aber um das Glaubensgut wirklich lebendig weiterzugeben, ist es nötig, die neuen Erfahrungen mit hineinzunehmen und dadurch vom christlichen Glauben anders zu reden, als die Vorväter und Vormütter es getan haben.

Christlicher Glaube 1999 setzt deswegen Vergangenheitsbewältigung voraus, um in der Gegenwart tragfähig zu sein. Aber genau das stößt oft auf den Unwillen in den Gemeinden.

„Es muß doch mal Schluß sein mit der Vergangenheitsbewältigung,“ hört man in und außerhalb der Kirche gleichermaßen. Zu verführerisch ist die Tatsache, daß das sonntägliche Liedgut einen Zeitraum von ca. 500 Jahren umspannt und damit den Anschein erweckt, als sei der Glaube ewig.



Es ist ja auch wirklich eine wundersame Sache, daß das Singen von Liedern aus dem 30jährigen Krieg einigen wirklich noch das Herz weitet. Aber diese Lieder genügen nicht, und um neue zu dichten, muß man sich in der Kirche darüber verständigen, was gemeinsamer Glaube nach den Erfahrungen zweier Weltkriege und der Weltentwicklung nach diesen Kriegen ist. Aber wie das Beispiel mit dem Film zeigt, ist es fast nicht möglich, Menschen zu gewinnen, sich noch einmal der Vergangenheit zu stellen.

Es gibt allerdings Situationen, in denen man der Beschäftigung mit der Vergangenheit gar nicht ausweichen kann. Der Tod eines Menschen führt zwangsläufig zur Reflektion darüber, was das Leben dieses einzelnen Menschen ausgemacht hat.

Aber selbst im Rückblick auf ein Leben ist es fast ein Tabu, die schwierige Vergangenheit zu benennen. Da kann ein ganzer Ort wissen, daß ein ehemaliger SS-Mann zu Grabe getragen wird, benennen darf ich es als Pfarrerin nicht. Tue ich es dennoch, ist die Abschiedsstunde für die Angehörigen genau so zerstört wie für die Dorfgemeinschaft. Vergangenheitsbewältigung – sie ist

schwer in der Kirche. Obwohl die Kirchen an die Vergebung der Sünden glauben, scheint es den Christen nicht mehr möglich zu sein, über die Sünden zu reden. Wie paradox.

## Hitlers „Geschenke“

Als ich nach Wiebelskirchen kam, fiel mir auf, daß eigentlich nie über die Zeit zwischen 1939 und ca. 1950 geredet wurde. Ich habe den Eindruck, die Jahre sollen nicht stattgefunden haben. In der „Siedlung“ hat das Leben 1936 angefangen, und es ist dort irgendwie 1936 auch stehengeblieben.

1936 haben alle dort Lebenden zusammen die Siedlung aufgebaut. Detailliert wurde mir bei Geburtstagen und Jubiläen erzählt, wer wie viele Stunden unter welchen Bedingungen abgeleistet hatte, wer welches Häuschen per Los dann sein eigen nennen konnte, wie Ziege und Hühner zur Hausgemeinschaft dazugehörten und wie gut es seitdem allen gegangen war, auch in Zeiten der Lebensmittelknappheit. Die Häuschen waren klein gewesen, aber sie waren ihr Eigentum. In der Zeit des Wirtschaftswunders und auch später hat man



angebaut. Erst langsam erfuhr ich, daß die Menschen Hitler diese „Geschenke“ verdanken. Durch das Siedlungsprogramm des Nationalsozialismus hatten sie den genossenschaftlichen Ansatz umgesetzt und konnten so in ihren eigenen Häusern leben, Häuser, die nicht zerstört worden sind im Krieg.

Für die Menschen in der Siedlung überwiegen die Gefühle der Dankbarkeit gegenüber den ersten Jahren des Nationalsozialismus – und die wollen sie sich nicht kaputtmachen lassen durch jemanden, der nachdrücklich fragt: und was kam danach?

## **„Unsere“ Vergangenheit – ein Irrtum**

Ähnliche Einsichten sammelte ich bei einem anderen Versuch der Vergangenheitsbewältigung. 40 bis 50 Frauen kamen Anfang der 90er Jahre alle vierzehn Tage zum Nachmittag der Evangelischen Frauenhilfe. Alle hatten das Dritte Reich bewußt erlebt, und dennoch erzählten sie mir, der Jünge-

ren, nichts davon. Jedenfalls nicht, solange ich direkt danach fragte. Schon in meiner vorigen Gemeinde hatte ich viele Geschichten über die Kindheit der Frauen jener Generation herauslocken können, aber an die Nazizeit kam ich nicht heran.

So schlug ich nun den Frauen von Wiebelskirchen vor, miteinander einen Kalender zu schreiben. Wir begannen mit den Aufzeichnungen mit dem Jahre 1923. Die Fragestellung lautete: „Was ist in dem Jahr geschehen in meinem Leben? Woran erinnere ich mich?“ Der erste Eintrag in diesem kleinen Kalender lautet:

*1923:*

*Am 12. April findet die Konfirmationsfeier für H.L. und M.G. bei J.J. statt.*

*Die Väter der beiden ersten sind arbeitslos und konnten die Konfirmation nicht bezahlen.*

*J.J. bittet ihre Eltern, mit den beiden feiern zu dürfen.*

*In diesem Jahr die Umstellung auf französische Franc.*

*Der 100tägige Streik beeindruckt die Jugendlichen.*



Die Einträge enden mit:

1946:

*Es ist das Jahr des Hungerns und des Hamsterns.  
Für Salz fährt man bis Heilbronn.*

*Tauschen ist verboten, aber alle tun es.*

*In jener Zeit ist die Kirche voll besetzt.*

*Das einzig Schöne in dieser Zeit: es gibt keine  
Standesunterschiede, weil niemand mehr etwas  
hat.*

*Und Geld hat keinen Wert.*

*Die Karl-Marx-Straße ist ganz besetzt von Ameri-  
kanern.*

1947:

*Es ist das Jahr der Entnazifizierung.*

*Um „entnazifiziert“ zu werden, braucht  
man Zeugen, die aussagen, daß man  
nicht dazugehört hat.*

*In jener Zeit lernen sich Menschen auf  
eine ganz andere Weise kennen.*

Monatelang haben wir an diesem Kalender gearbeitet. Ich habe gelernt, mit den 70- und 80jährigen mitzufühlen. In welchen inneren Konflikten leben sie doch! Da sind die Erlebnisse der Jugendzeit, die in ihnen wach und schön sind, Jungmädchenzeit, erste Liebe, Hoffnung, Sehnsüchte, Lieder, Reisen und Gemeinschaft. – Sie waren der häuslichen Enge entwichen, wanderten zu Fuß oder mit dem Fahrrad in Gruppen durch die deutschen Lande, waren überall freundlich aufgenommen – die Verbandsarbeit ermöglichte viel. Im BDM waren sie gut aufgehoben, durchorganisiert durch alle Jahresgruppen. Die Unternehmungen mit Freundinnen waren erlaubt, die Begegnung mit Jungengruppen bei Festen, Gedenktagen und Aufmärschen waren spannend.

Und alles das, so sagen sie, dürfen sie nicht erzählen, weil die Zeit ihrer Jugend und ihres jungen Erwachsenseins nur als schwarz und gräßlich und schuldbeladen angesehen wird. Eine Frau sagte während der Erinnerungen so eindrücklich: „Ich

weiß ja, was alles kam. Ich weiß ja wie alles ausging. Und das ist auch schrecklich. Aber gefühlsmäßig kann ich die Zeit nicht verdammen, wenn sie doch schön war.“ Das Dilemma wurde mir deutlich.

Ich erwartete, daß diejenigen, die das „Tausendjährige Reich“ begrüßt und bewußt erlebt hatten, es als schrecklich schildern würden und daß sie ihre Blindheit und ihr Taubsein am ehesten benennen würden. Sie selbst aber erleben sich im Rückblick als wach und fröhlich und unbefangen, voller Unternehmungsgeist, dem sie mehr Raum geben konnten, als ihre Mütter ihn zur Verfügung hatten.



Eine Mitverantwortung für die politische Entwicklung sah man nicht. Politik kam erst zu ihrem Leben hinzu, so meinen sie, als diejenigen, für die ihr Herz heimlich schlug, mit denen sie verlobt waren, nicht zurückkehrten, sondern im Krieg fielen. Und die anderen Frauen, etwas älter, die waren damit beschäftigt, Kinder zur Welt zu bringen, sie in schwierigen Zeiten zu versorgen und zu behüten. Unter den Jahreszahlen von 1941 bis 1944 stehen nicht die Ereignisse, von denen ich erwartete, daß sie genannt würden, sondern die Blätter sind gefüllt mit Vermerken zu Geburten.

Die jungen Frauen waren ja geprägt davon, daß das ihre Aufgabe sei für Volk und Vaterland. Sie hatten beim BDM die Fähigkeiten entwickelt, gute Mütter und Haushaltsvorstände zu sein. Das hatte in ihren Augen gar nichts mit Politik zu tun. Und sie begreifen nicht, wie man sie 50, 60 Jahre danach auf ihre politische Verantwortung hin ansprechen kann.

Ich weiß noch, wie verblüfft ich war, als ich den Kalender für jede Frau vervielfältigte, und diese stolz auf die vollen Seiten zeigten, „ja, wir waren damals Mütter, die sich nicht unterkriegen ließen.“ Und sie lachten und erzählten einander, wie sie es

doch geschafft hatten, an Milch zu kommen, wie sie Brot geteilt hatten, wie sie Heizmaterial ergattert hatten. Und ich hatte sie für trauernde Witwen gehalten, denen das Leben nur eine Last war. Ich glaubte, sie sähen diese Jahre im Rückblick als dunkle Jahre. Aber nein, letztlich waren es helle Jahre, wenn es ihnen gelungen war, die Kinder gut durchzubringen.

Diese Erfahrung aus der Frauenhilfe ist für mich einschneidend gewesen. Ich mußte zur Kenntnis nehmen, daß es „unsere“ Vergangenheit gar nicht gibt – jeder und jede von uns verbindet mit der Vergangenheit etwas anderes. Das mag banal klingen, ist aber wichtig, wenn Menschen sich daran machen, „die“ Vergangenheit zu beschreiben, wie viele das wollten mit der Wehrmachtausstellung.

## Die „Wehrmachtausstellung“ in der Kirche

Woher rührt die Erbitterung über diese Wochen, in denen gefordert wurde, einen Blick zurück auf die Jahre 1941 bis 1944 an der Ostfront zu werfen? Was für die einen lebensnotwendig ist, ist für die anderen lebenszerstörend. Ich, Jahrgang 1943, habe es für notwendig gehalten, mich anhand dieser Ausstellung noch einmal auseinanderzusetzen mit der Zeit, in der mein Vater 34 Jahre alt war und nicht älter als 37 wurde. In der Ausstellung ist mir klar geworden, in welcher Weise er als Kriegsberichterstatter dem OKW und dessen Sprachrege-



lung gefolgt ist, wenn er von „bolschewistischen Untermenschen“ schrieb, und die Partisanen schon 1941 und 1942 an allen Orten auftauchten. Das hat mich wieder ratlos gemacht, das der, von dem ich gerne ein so gutes Bild hätte, so fürchterlich verherrlichend vom deutschen Soldaten schrieb und unkritisch die Ideologie verbreitete.

In der Ahnung, daß die Ausstellung zu viel Erschütterung führen könnte, hatte ich mir im Vorfeld vorgestellt, daß man diese Ausstellung am ehesten in einem Kirchenraum zeigen sollte. Ich glaubte, daß das Zeugnis der Steine, die über so viele Jahre Gebete eingeatmet hatten, Verzweiflung und Schuld gesehen hatten, Freude und Trost erlebt hatten, uns besser hätte schützen können vor Verzweiflung und Angst, der Wut und dem Entsetzen, und daß es in einem Kirchenraum möglich gewesen wäre, Nischen zu finden, um sich zurückzuziehen und um Kerzen anzuzünden für die Opfer und die Täter. Aber man hatte sich kirchlicherseits nicht dazu entschließen können, die Ausstellung in die eigenen Räume zu holen. Die Angst vor dem, was an Konflikten aufbrechen könnte, war größer als das Vertrauen in die befreiende Kraft der Vergebung.

Wie sehr es darum zu gehen schien, mit Schuld umzugehen und Vergebung zu erfahren, machte mir die Auftaktveranstaltung der Ausstellung im Saarbrücker Staatstheater deutlich. Einige Redner versuchten die Sehnsucht nach Vergebung zu benennen! Bloß: Wer spricht die Vergebung aus in einer Gesellschaft, in der der christliche Glaube

nicht mehr verbindet? Kann man sich selbst Absolution erteilen, wie jemand vorschlug? Ich hatte bei der Veranstaltung das Gefühl: Hier sitzen wir nun als Unerlöste, die wir die Last der Vergangenheit tragen und nicht wissen, wohin damit. Und ich bedauerte, daß es nicht möglich gewesen war, zumindest die Ausstellungseröffnung in Zusammenarbeit mit der Kirche zu gestalten.

## **Aggression und Regression**

Die Menschen in der Kirche sind möglicherweise noch ungeübt, sich der Vergangenheit zuzuwenden und all dem damaligen Geschehen ins Auge zu blicken, als außerhalb der Kirche. Denn die Schuld derer, die an die Liebe Gottes zu jedem Menschen glauben, wiegt doch wohl schwerer angesichts der Bilder, die in der Wehrmachtsausstellung gezeigt wurden. Da kann man schon irre werden an Gott und den Menschen, wenn man sieht, was möglich war an Menschenverachtung und Gottlosigkeit!

So verstehe ich inzwischen die vielen zornigen, verzweifelten oder aggressiven Anrufe bei mir, nachdem ich gesagt hatte, daß ich es gut fände,



wenn wir das Tabu brechen und über das reden, was die Vätergeneration erlebt hat außer Kameradschaft, Mut und Vaterlandsliebe. Wenn wir Bilder ansehen von dem, was sie getan haben vor und nach dem Schreiben von Feldpost nach Hause, in der sie sich sehnten nach Frau und Kindern. Die Briefe von Wehrmatsangehörigen aus dem Buch „Ich will raus aus diesem Wahnsinn“ hatte ich an Volkstrauertagen in Wiebelskirchen schon vorgelesen in der Kirche, und da waren keine Aggressionen entstanden, sondern Tränen und Klagen waren die Antwort gewesen. Im Männerkreis erzählten sie einander von ihrer Sehnsucht und wie sie sie bekämpft hatten. Da waren die Opfer zu Wort gekommen, die beklagten, daß ihnen so viele Jahre ihres Lebens genommen worden waren.

Aber die Täterseite, die wollten die meisten nicht mehr ansehen. So blieben die Busse leer, die aus den Gemeinden zur Ausstellung fahren sollten. Die Gespräche verstummten, wenn Pfarrerrinnen und Pfarrer die Ausstellung zum Thema machten. Empörte alte Männer drohten mit Kirchenaustritt. Eine Anruferin fand, ich müßte meines Amtes enthoben werden, weil ich die Gebote öffentlich mißachtet hätte. Eine andere Anruferin sah voraus,

daß ich demnächst an einer schlimmen Krankheit elendiglich sterben müßte, nachdem ich mich so versündigt hätte. Beide bezogen sich auf das 4. Gebot („Du sollst Vater und Mutter ehren auf daß es dir wohl geht und du lange lebest auf Erden.“) Beide Anruferinnen betonten, daß sie in ihrer Gemeinde ehrenamtlich tätig seien.

Zwei Männer führten bei einer Gemeindeveranstaltung mir gegenüber gar ins Feld, Jesus selbst habe doch dazu aufgefordert, die Vergangenheit Vergangenheit sein zu lassen und nur noch nach vorn zu blicken („Laßt die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin.“ Mt. 8, 22). Mit der geballten Abwehr gerade aus dem inneren Kreis der Gemeinden hatte ich trotz langjähriger Erfahrungen mit Verdrängungsprozessen nicht gerechnet. Dabei hätte ich es wissen können. Der Versuch, die Kirche immer wieder zu einem Zufluchtsort zu formen, in dem Politik und Gesellschaft nichts zu suchen haben, wo man ganz persönlich und individuell als Kind – ohne Verantwortung – zum Vater kommen kann, hat Erfolg. Kirche als Ort der Regression – da gehört die Aufarbeitung der Vergangenheit nicht hin.



## Delegation an die Jugend

Deswegen ist es nicht verwunderlich bei näherer Betrachtung, daß die sogenannte „Aufarbeitung der Vergangenheit“ in der Kirche bisher dort am klarsten geschehen ist, wo die Sehnsucht nach dem Herauswachsen aus der Kindheit im Vordergrund steht. Das Evangelische Jugendwerk hat über Jahrzehnte hin mit Jugendlichen, die eben das Kindheitsalter hinter sich gelassen haben, unsere Vergangenheit wahrgenommen und darauf Antworten gesucht.

Es finden schon seit 1962 Studienfahrten nach Israel statt. Seit Jahren organisiert das Evangelische Jugendwerk Fahrten nach Polen und auch einzelne Gemeinden fahren im Sommer zu Partner-Kirchengemeinden und fördern den Jugendaustausch. Dabei wird auch über die Großeltern gesprochen, die sich gegenseitig als Unmenschen vor Augen haben. Während einer Aktionswoche des saarländischen Landesjugendringes wurde 1978 unter maßgeblicher Beteiligung der Evangelischen Jugend das Gelände der *Neuen Bremm* aufgeräumt und gesäubert. Seit 1988 wird jährlich der

Reichspogromnacht gedacht, was in Neunkirchen mit zur Veränderung des Oberen Marktes geführt hat. Alternative Stadtrundgänge in Saarbrücken und in Neunkirchen, bei denen man sich mit der Zeit des Faschismus auseinandersetzt, haben wohl die meisten Jugendlichen schon mitgemacht, die das Evangelische Jugendwerk erreicht.

Im Religionsunterricht bleibt das Hinschauen und Besprechen der Jahre im „Dritten Reich“ ein Thema. Die evangelischen Religionslehrerinnen und Lehrer ringen mit den Jugendlichen um das Verständnis der Vergangenheit. Ja, auch im Konfirmandenunterricht der Gemeinden ist die Auseinandersetzung mit Krieg und Schrecken, Schuld und Verhängnis, Verantwortung und Verstrickung möglich, ohne daß Eltern und Großeltern sich eregen.

Gemessen an diesen Bemühungen könnte man davon ausgehen, daß in der evangelischen Kirche mit der Vergangenheit klar und bewußt umgegangen wird. Es mangelt nicht an Initiativen und Beharrlichkeit bei der Aufarbeitung der Vergangenheit durch diejenigen, die sich der Jugend widmen. Die Jugendlichen sind bereit, hinzusehen und



die Vergangenheit zu erkunden und die Verantwortung der Großeltern zu benennen. Aber nur selten führt das zum direkten Gespräch der Generationen miteinander. Geld geben, aber wenig darüber reden, das scheint mir die einzige Brücke zu sein, zwischen der inhaltlichen Arbeit des Evangelischen Jugendwerkes und der sogenannten „Gottesdienstgemeinde“.

Ich schreibe das, während im Kosovo Krieg ist. Am Anfang der Wehrmachtsausstellung in Saarbrücken fragte ein Journalist die Gruppe der Seelsorgerinnen und Seelsorger, die sich auf eine Begleitung der Ausstellung vorbereiteten, wie sie zu einem möglichen Einsatz der Nato im Kosovo stehen würden. Hilflos, verwirrt, zaghaft, nachdenklich reagierten die Kolleginnen und Kollegen auf diese Frage. Genauso vielfältig und ohnmächtig, wie man es inzwischen gewohnt ist von den unzähligen Interviews in Radio und Fernsehen, Zeitung und Illustrierten mit Personen, die nicht in die Regierungsarbeit eingebunden sind.

Manche Menschen bedauern, daß die Kirche als Institution nicht klarer und einheitlicher redet. Es besteht die Erwartung, daß die bekennenden Chri-

sten aus dem Glauben heraus eindeutiger Stellung nehmen können müßten. Aber wir sind auch in der Kirche nicht einer Meinung. Wir suchen genauso nach dem Weg, der richtig ist, wie Menschen ausserhalb der Kirche. Das mag einige enttäuschen, so wie ich enttäuscht war und immer wieder auch bin, daß Menschen in der Kirche nicht weiter sind in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Immer wieder hoffe auch ich, daß wir in der Kirche der Wahrheit näher sein könnten und mutiger vorangehen könnten, daß wir also inzwischen tun könnten, was 1945 im *Stuttgarter Schuldbekennnis* von den Repräsentanten der Kirche ausgesprochen worden ist. Es ist nicht so im Alltag.

Das ist in gewisser Weise beschämend und erfüllt nicht die Wünsche nach klarem und beispielhaftem Tun. Aber vielleicht ist es auch nicht das, was die Kirche weiterzutragen hat. Sie versucht vielmehr, dem nachzugehen, was das älteste Christuszeugnis besingt: daß Gott nicht im Licht geblieben ist, wo alles klar und eindeutig ist, sondern daß Gott mit den Menschen auch das Dunkle und Rätselhafte und Schuldigerwerden teilt. Darin besteht die Hoffnung für die Welt.



# Die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ in Saarbrücken

## Ein Rückblick

Von Hans Horch

Der folgende Beitrag ist eine ergänzte und überarbeitete Fassung der Redebeiträge, die der Autor bei der Abschluß-Diskussion zur Ausstellung *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944* am 27.03.1999 gehalten hat. Red.

Eine Schulklasse aus einem Saarbrücker Elendsviertel, von der Lehrerin bis dahin als rauhbeinig und als an nichts interessiert erlebt, hat von sich aus den Wunsch geäußert, die Ausstellung zu sehen. Die Klasse folgt aufmerksam und geduldig den Erläuterungen, ist entsetzt angesichts der abgebildeten Grausamkeiten, tief berührt beim Anblick der auf ihre Hinrichtung wartenden Opfer, bewegt über das Schicksal der Kinder von Belaja Zerkow und erschrocken über den kalten Befehl des Generalfeldmarschalls von Reichenau, sie zu ermorden. Die Klasse wagt erste Fragen zu stellen, geht erschüttert davon. Die Wirkung der Ausstellung wird anhalten. Die Schüler, aus einem Milieu der Verrohung kommend, entwickeln in ihrer Weise größeren Respekt vor der Menschenwürde, einen sorgfältigeren Blick auf alles physisch oder verbal Gewalthafte.

Ein Lernerfolg ist zu verzeichnen. Aber es gab bei gleicher Gelegenheit noch einen zweiten – im Fach Deutsch. Eine Schülerin, mit ihren Eltern aus einem in Gewalt versinkenden asiatischen Land zu uns geflüchtet, weint. Als die Ausstellungsleiterin von der Räumung der Ghettos und dem weiteren Fortgang der Judenvernichtung gesprochen hatte, ist ihr klargeworden, was die Saarbrücker Nachbarin meint, wenn sie herüberruft: „Euch sollte man alle vergasen!“

Die Arbeit mit Jugendlichen – es gab über 200 Führungen mit über 5.000 Teilnehmenden – hat die Mühe, die Ausstellung in Saarbrücken zu zeigen, gelohnt. Ich bin sicher, daß sie die Wertschätzung gesitteten Zusammenlebens und eine sensiblere Wahrnehmung seiner Gefährdung gefördert hat. Die zuweilen geäußerte Befürchtung, durch Gewaltdarstellung in den Medien abgestumpfte Jugendliche seien durch die Ausstellung nicht anzusprechen, erwies sich als unbegründet. Und dies lag nicht zuletzt daran, daß die Jugendlichen den Unterschied zwischen Fiktion, aber auch zwischen den medial aufbereiteten Nachrichtenbildern und den gewissermaßen aus deutschen Familienalben stammenden, von Soldaten selbst aufgenom-



**Protestdemo Saarbrücken 20.02.1999**  
Beginn: 12:00 Uhr Treffpunkt: Parkplatz Kongresshalle

# Unsere Großväter waren keine Verbrecher



## **Keine Ruhe für die Schandausstellung!**

*Veranstalter:* Junge Nationaldemokraten und das Aktionsbündnis Saar gegen die Anti-Wehrmachtausstellung

*Unterstützt* wird das Aktionsbündnis vom Stahlhelm LV Saar und Pfalz, dem NPD LV Saar, dem Freundeskreis Saarpfalz, B&H Saar sowie zahlreichen freien Kräften und Einzelmitgliedern von Rep und DVU.

**Aktionsbündnis Saar gegen  
die Anti-Wehrmachtausstellung**  
c/o NPD - Postfach 1147 - 66694 Beckingen

menen Fotos zumindest gespürt haben. Die von den Professionals der Informationsgesellschaft als „Sparkassen-Ausstellung“ verspotteten Bildtafeln verdanken ihre Wirkung nicht zuletzt dem Verzicht auf modischen Medienfirlefanz.

## **Das Ende der saarländischen Freude**

Daß Jugendliche durch die Ausstellung leicht anzusprechen waren, lag an einer Unvoreingenommenheit, die sich bei Erwachsenen viel seltener fand. Mir scheint, daß ein Standardrepertoire von Legenden über den Krieg und von Rationalisierungen der deutschen Vernichtungspolitik von der Wehrmacht- oder Kriegsgeneration auf Kinder und Enkel durch mündliche Überlieferung – im vor-öffentlichen Kommunikationsraum insbesondere der Familien – weitergegeben worden ist, und daß diese Diskurse die heute unter 20jährigen alten (noch) nicht erreicht haben. Bei den älteren Jahrgängen jedoch beweisen sie eine Wirkung, die ich so nicht erwartet hätte.

Schon Wochen vor Eröffnung verbreitete sich das Gerücht, die Ausstellung brandmarke alle Soldaten der Wehrmacht unterschiedslos als Verbrecher. Journalisten, die auf der Straße zufällig ausgewählte Passanten befragten, stellten fest, daß ein ungewöhnlich hoher Anteil von der Ausstellung gehört hatte – und daß sie einhellig abgelehnt wurde. Nachdem ein im Lokalteil der SAARBRÜCKER ZEITUNG im Januar erscheinender Bericht über eine Tagung über die Zukunft der örtlichen KZ-Gedenkstätte bereits eine ganze Folge böse formulierter, aufrechnerischer und abwehrender Leserbriefe ausgelöst hatte, begannen nach dem ersten ausführlichen Vorbericht zur Ausstellung Anfang Februar mehr Leserbriefe einzutreffen, als dies je zu einem Thema der Fall gewesen war. Zeitweilig verlautete aus der Redaktion, es seien Tausende. Nach den zuletzt gegebenen Informationen waren es schlußendlich ca. 350 – zuzüglich ungezählter Anrufe. Zum Vergleich: Bei der BADISCHEN ZEITUNG in Freiburg waren insgesamt 200 Briefe dieser Art eingegangen, bei der MITTELBAYERISCHEN in Regensburg insgesamt 100, davon zwei Drittel

zustimmend. Den Anfang der Leserbriefwelle machten Zuschriften, die von der rechtsextremistischen Publizistik an allen Ausstellungsorten zum Abschreiben vorgegeben worden waren. Am Gebrauch der Tätersprache, am Antisemitismus, an den hochwissenschaftlichen und quellenkritischen Einwänden, die Herr Schmidtmeyer aus Untermenschen vorzubringen wußte, und an der Absicht, Hannes Heer und Jan Philipp Reemtsma persönlich zu diffamieren, hätte eine halbwegs gescheite Redaktion erkennen können, aus welcher Ecke diese Briefe kamen. Nicht so die der SAARBRÜCKER ZEITUNG. Sie dokumentierte Meinungsfreiheit.

Mit Konsequenzen: Der organisierten Aktion von Rechtsextremisten folgte der spontane Ausbruch des Volkszornes. Menschen, die sicherlich noch nie die NATIONALZEITUNG oder die JUNGE FREIHEIT in der Hand gehabt hatten, wiederholten mit sich steigerndem Eifer die immergleichen Anwürfe, die immergleichen Lügen von der pauschalen Verurteilung, und zur Rettung der nationalen Ehre war jede Verdrehung, jede Aufrechnung, jede Gehässigkeit recht. Die SAARBRÜCKER ZEITUNG dokumentierte Meinungsfreiheit.

Mancher Leserbriefschreiber stellte Phantasie und Kreativität unter Beweis: Da wurde der Intoleranz gegen deutsche Soldaten die Toleranz gegen kriminelle Ausländer entgegengehalten, und die Bundeswehr wurde aufgefordert, die Grenzen gegen Bürgerkriegsflüchtlinge abzuschirmen. Es wurde nachgewiesen, daß Generalfeldmarschall von Reichenau gewissermaßen ein Gegner Hitlers gewesen war, und daß der Russe sich den Zorn deutscher Männer selbst zuzuschreiben hatte, pflegte er doch deutsche Krankenschwestern, wenn ein Feldlazarett in seine Hände fiel, aufzuschlitzen. Die SAARBRÜCKER ZEITUNG dokumentierte Tatsachenfreiheit.

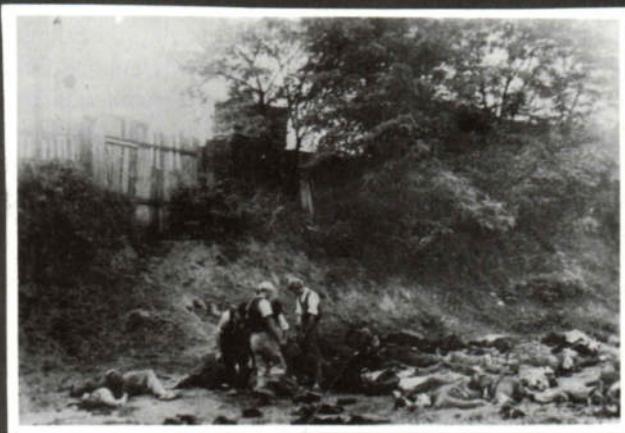
In den Büros der vier Ausstellungsveranstalter kamen weniger als 20 Protestschreiben und empörte Anrufe an. In der Ausstellung erschienen während der ersten Öffnungstage weniger als 20 protestierende Personen, die meisten von ihnen ehemalige Wehrmachtssoldaten. Eine höhere Zahl verweigerte sich still im Besucherbuch. Bei den für

Veteranen und ihre Familien angebotene Führungen erschienen Gegner der Ausstellung nicht, ebensowenig bei den Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen des Begleitprogrammes. So groß die Angst war vor den veranstaltenden Institutionen und vor argumentierenden Antworten ihrer Mitarbeiter, so groß war die hinterhältige Aggression, die als Telefonterror die wenigen Autoren nachdenklicher und bedauernder Leserbriefe traf.

Je mehr Leserbriefe abgedruckt wurden – es waren schließlich 260 –, desto mehr wurden geschrieben. Man war sich einig, die Flut der Briefe stiftete Gemeinschaft und Stärke, und die SAARBRÜCKER ZEITUNG, als einzige der Region gewöhnlich die Zeitung genannt, lieh dem ihre Autorität. Nach einigem Widerstand konzidierte die Redaktion schließlich zwei Repliken: einen ausführlichen Brief von Erich Später, dem Geschäftsführer der Heinrich-Böll-Stiftung, und ein Interview mit mir. (siehe Nachdruck auf S. 48f. dieses Heftes.) Die folgenden Leserbriefe ignorierten die vorgetragenen Argumente vollständig, polemisierten weiter gegen den Popanz, den sie selbst aufbauten. Spätestens nach dem dreißigsten der Protestbriefe hatte sich dort kein neues Wort mehr gefunden.

Dennoch weigerte sich die SAARBRÜCKER ZEITUNG, der stakkatohaften Wiederholung des Immergleichen – eine Debatte konnte man das nicht nennen – ein Ende zu setzen. Es gingen viele Briefe ein, also wurden viele gedruckt. Als es langsam der Chefredaktion dämmerte, daß man dadurch nicht nur dokumentierte, sondern auch aufforderte und ermunterte zum nationalistischen Loswüten, wurde genau dies im SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNK kritisiert – und also machte man stur weiter.

Wobei man sich bei der SAARBRÜCKER ZEITUNG damit glaubte rechtfertigen zu können, daß man – und das war in der Tat so – regelmäßig, ausführlich und in fairer Weise über die Ausstellung als Ereignis berichtete und Kommentare brachte, die keineswegs feindselig waren. Auch wurde die informierte, überzeugend argumentierende und klar Stellung beziehende Eröffnungsrede des Ministerpräsidenten abgedruckt. Aber um eine eigene Wiedergabe der zentralen Aussagen und Inhalte der Ausstellung drückte man sich herum. Auch weigerte sich die Redaktion, dem Vorbild anderer Regionalblätter zu folgen und einen in der Geschichte des Ostkrieges ausgewiesenen Historiker um einen Beitrag über den Charakter dieses Krie-



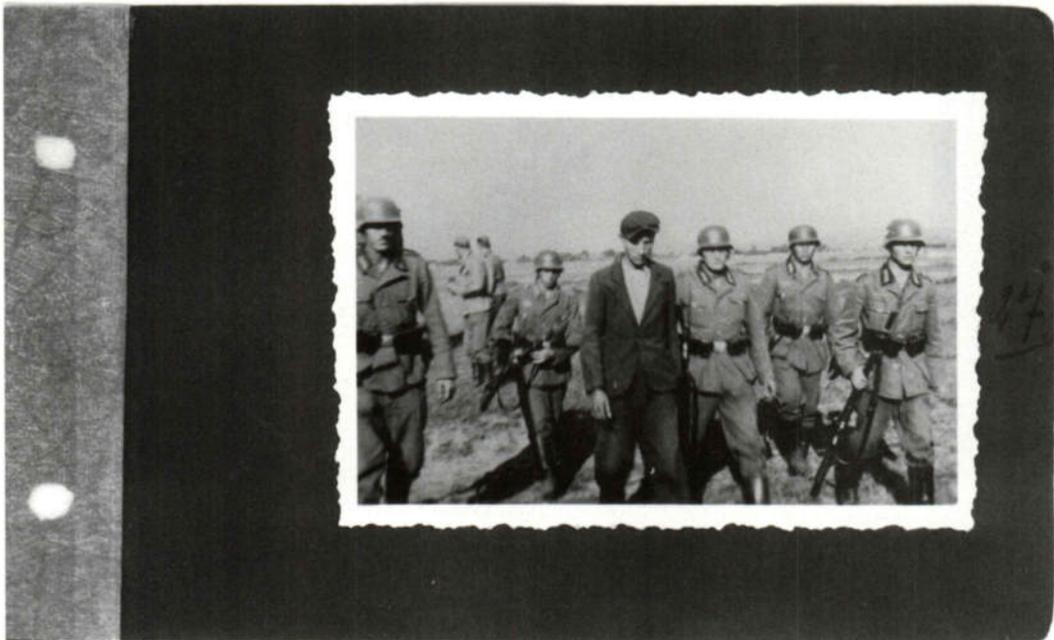
ges und die Rolle der Wehrmacht im NS-Staat zu bitten. Den Legenden der Ausstellungsgegner auf diese Weise entgegenzutreten scheute sich die Redaktion – offensichtlich in der Furcht, sich dadurch den Volkszorn selbst zuzuziehen. So hatte man täglich eine Zeitung vor sich, die auf der Landesseite ausführlich berichtete über Besucher der Ausstellung, Begleitveranstaltungen, parteipolitische Diskussionen etc., und die hinter dem Sportteil Volkes Stimme laut werden ließ. Auf der Bühne agierten Historiker, Pädagogen, Journalisten, Politiker, im Parkett erregte sich das Publikum so sehr, daß es nicht mehr zuhören konnte.

Die Protestbriefe gaben sicherlich die im Lande herrschende Stimmung wieder. Die Ausstellung beziehungsweise die über sie verbreiteten Gerüchte waren Thema in den Familien, unter Nachbarn und Arbeitskollegen, sie gaben Anlaß zu Tiraden, die auf der legendären F-Skala von Sanford, Adorno u.a. Spitzenwerte erreicht hätten. Wer (wie ich) geglaubt hatte, daß die Ressentiments dieses Typs seit den 70er Jahren dahinschwänden, allenfalls auf niedrigem Niveau stagnierten, sah sich getäuscht. Die Erregung über die Ausstellung zeigte, daß Ideologien und Mentalitäten der 50er Jahre

bloß überdeckt sind, daß die Volksgemeinschaft der Verstockten bloß in den seelischen Untergrund gegangen ist.

## Schluß mit liberal

So sah das wohl auch die CDU im Saarland, wo gerade Kommunal- und Landtagswahlen bevorstanden. Die regionale CDU-Spitze hatte sich bislang um ein liberales Ansehen bemüht. Als sich jedoch bei den Wahlen in Hessen fremdenfeindliche Agitation ausgezahlt und die Ausstellung im Saarland sich den Volkszorn zugezogen hatte, machte der Partei- und Fraktionsvorsitzende, der die Staatsbürgerschaftsdiskussion zum Vorwand nehmende Unterschriftenaktion noch boykottiert und die Polemik gegen die Ausstellung einem Hinterbänkler überlassen hatte, diese nun zur Chefsache. Obwohl er aus der Erfahrung mit der sogenannten Asyldebatte wissen mußte, daß rechtsextreme Gewalttäter dann zuschlagen, wenn sie die Bevölkerungsmehrheit und wichtige politische Autoritäten hinter sich glauben, spekulierte er auf die nationalistische Wut und heizte sie damit



## Reaktionen auf die Ausstellung

– Ende Februar 1999: Ein Kriegsteilnehmer erscheint an der Kasse der Ausstellung. Er packt aus einem Briefkuvert eine Reihe von Fotos während seiner Zeit als Soldat in Polen aus und zeigt sie dem Mann an der Kasse. Dabei erzählt er von seinen Kriegserlebnissen und weist zur Unterstützung auf die Fotos. Dort sind auch russische Kriegsgefangene zu sehen, die doch „gut genährt“ seien, man habe sie nicht schlecht behandelt. Der Mann ist sehr leise, man hat den Eindruck, er sei dankbar, angehört zu werden. Nachdem er sich einen Teil seiner Empfindungen von der Seele geredet hat und bei uns Gehör fand, bedankt er sich, packt seine Fotos ein und verläßt den Ort, ohne die Ausstellung gesehen zu haben. Bei ihm und bei vielen anderen bleibt der Eindruck zurück, sie suchten so etwas wie eine Absolution bei uns.

– In einem Brief vom Februar 1999 an mich bezieht sich ein französischer Germanistik-Professor auf die Rassenideologie, die ich in Ansätzen in meinem Buch *Mitleid ist fehl am Platz* dargestellt habe und kommentiert: „Wie war es möglich, daß gebildete Menschen einen solchen Blödsinn rechtfertigen konnten?“ Er berichtet, daß auch in Frankreich über diese Ausstellung informiert werde. Er kritisiert aber den französischen Philosophen Bernard-Henry Lévy, der im Februar in *LE MONDE* einen Bericht über den Umgang mit der Ausstellung veröffentlichte, in dem er die Deutschen allzu

manichäistisch einteilte (Befürworter=gute, Gegner=schlechte Deutsche).

– Dienstag, 2. März 1999: Um die Mittagszeit erscheint ein älterer Mann, Kriegsteilnehmer, an der Kasse und empört sich schrecklich darüber, daß den Deutschen die Verbrechen immer wieder vorgehalten werden. Er ist völlig außer sich, schreit verzweifelt durch die Halle und schwenkt einen Brief durch die Luft, in dem sein Lebensschicksal beschrieben ist. „Es muß endlich Schluß sein damit“, er sei ein Opfer der Nazis, des Krieges und der Gefangenschaft, seine Frau ebenso, er könne seit langem nicht mehr schlafen, alles verfolge ihn etc. Den Brief gibt er ab mit der Bitte, ihn ins Gästebuch einzulegen. Dort finden sich hanebüchene Argumentationen, die einerseits auf große Verwirrung, aber andererseits auch auf schreckliche Erlebnisse schließen lassen.

– Freitag, 5. März 1999: Ein Weltkriegsteilnehmer aus Zweibrücken, Jahrgang 1922, erscheint in der Ausstellung mit seiner Frau. Er bekundet von Anfang an seine Unterstützung für die Ausstellung, erzählt von der unerträglichen Situation im Bekanntenkreis, was die Ablehnung der Ausstellung betrifft, und zeigt seine Literaturliste zum Thema der Ausstellung, die völlig auf dem neuesten Stand ist. Ihn interessiert eine Antwort auf ein Argument der Gegner, zu dem er bis dato nichts



gefunden habe: Die gezeigten Fotos seien seit dem Nürnberger Prozeß bekannt und die Wehrmacht sei trotzdem nicht als verbrecherische Organisation verurteilt worden.

– Mitte März 1999: Ein ehemaliger Wehrmachtsoldat steht etwas hilfeschend vor mir und fragt, ob ich die Ausstellung von Anfang an kenne. Als ich dies bejahe, will er wissen, wo denn in der Ausstellung die Stelle zu finden sei, an der stehe, daß jeder deutsche Soldat ein Verbrecher gewesen sei; er hätte dies doch schon an anderen Orten, wo er die Ausstellung gesehen habe, gelesen. Ich erkläre ihm, daß es eine derartige Aussage nicht gäbe, sondern die Wehrmacht als Institution angeklagt sei. „Ja, wenn aber die Institution verbrecherisch war und ich ein Mitglied, dann war ich's also auch?!“ „Das müssen Sie selbst wissen.“ Pause. „Ihr macht mit dieser Ausstellung alles kaputt – alle Werte macht Ihr kaputt.“ Frage: „Welche Werte?“ Zum Teil wirre Argumente. Dann: „Was ist zum Beispiel die Folge von solch einer Ausstellung? Meine Tochter hat die Ausstellung gesehen, kommt nach Hause und fragt: ‚Papa, hast du auch Frauen vergewaltigt, und dein Kamerad hat mit dem Gewehr daneben gestanden?‘ Das ist die Folge davon.“ Ich frage: „Und, konnten Sie Ihrer Tochter eine Antwort geben?“ „Ja, natürlich.“ „Dann seien Sie froh, dann können Sie in Ruhe sterben. Viele Menschen meiner Generation haben nämlich keine Antwort auf Ihre Fragen bekommen oder konnten sie nicht mehr stellen. So hat doch die Ausstellung für Sie und Ihre Tochter etwas

Gutes bewirkt.“ Nachdenklichkeit, dann Zustimmung: „Das ist wahr.“. Mit den leise gemurmelten Worten „... und doch macht Ihr alles kaputt“ verläßt der sichtlich verstörte Mann die Ausstellung.

– 18. März 1999: Eine Gruppe der Jungen Union läßt sich eine Einführung in die Ausstellung geben. Man merkt ihr an, daß sie der Ausstellung kritisch gegenübersteht, es kommen auch entsprechende Nachfragen zu einigen historischen Fakten (zu Panzergeneral Guderian und seinem Nachkriegsbuch; zur Funktion von General Hoepner im militärischen Widerstand). Nach dem Besuch der Ausstellung äußere ich gegenüber einer älteren Frau in dieser Gruppe meine Hochachtung dafür, daß sie den Mut hätten, trotz der eindeutigen Kampagne der CDU als JU-Gruppe diese Ausstellung zu besuchen. „Die jungen Leute dürfen nicht in parteipolitische Querelen hineingezogen werden und sollen sich ein eigenes Urteil bilden.“ Im Gespräch äußert sie mehrfach ihre Empörung über das in der Ausstellung Gesehene: „Was hat das Deutschtum überall in der Welt ein Leid angerichtet.“

– Mitte März 1999: Ein Soldat der Wehrmacht, der im Krieg desertiert ist, weil er nicht mehr mitmachen wollte, erzählt mir von seinen Erfahrungen; am Ende der Unterhaltung sagt er mit Tränen in den Augen: „Wir haben alles niedergebrannt ohne zu schauen, ob jemand in den Häusern ist.“

**Werner Brill**



noch an. Die Gefahr kommt nicht mehr allein vom *lunatic fringe*, sie kommt aus der Mitte, aus dem Parlament.

Das Bombenattentat vom 10. März war wahrscheinlich von langer Hand vorbereitet worden. Es fand vermutlich deshalb in Saarbrücken statt, weil das dortige Ausstellungsgebäude leicht anzugreifen war. Es kann also nicht in einen direkten Zusammenhang mit der Leserbriefwelle und den Hetzereien der CDU gebracht werden. Die CDU allerdings hetzte auch noch nach dem Attentat weiter und die SAARBRÜCKER ZEITUNG druckte einen Leserbrief, in dem ganz offen Freude über den Anschlag ausgedrückt wurde.

Das Vorgehen der saarländischen Christdemokratie unterschied sich von der Überzeugungstäterschaft der bayerischen und schleswig-holsteinischen durch seine taktische Berechnung. Es scheint, daß es dadurch effizienter wirken konnte. Das tapsige Wüten Gauweilers und Würzbachs, ihre Rückkehr zum Stil der 50er und 60er Jahre, scheint dank seiner Lächerlichkeit geringeren Anklang gefunden zu haben als die verdrehenden Vorwürfe der Unwissenschaftlichkeit, die von einem Politiker erhoben wurden, der von seiner vormaligen Seriosität noch profitieren und also hetzen konnte, ohne dem bekannten Typus des rechten Hetzers allzu ähnlich zu sehen.

## Deutsch ist die Saar

Die CDU hat Öl ins Feuer gegossen, die SAARBRÜCKER ZEITUNG hat rechtsextremen Agitatoren erlaubt, es anzuzünden, sie hat vermieden, es zu löschen und zugeschaut, wie es immer neue Nahrung erhielt. Wo aber liegen die sozialen Ursachen, wie ist es zu erklären, daß soviel nationalistisch-aggressives Potential hier vorhanden ist?

Möglicherweise liegt in dieser Frage eine Selbsttäuschung verborgen, und das Potential ist anderswo nicht geringer, sondern wurde lediglich besser in Schach gehalten. Tatsache jedenfalls ist, daß demokratische Traditionen sich im Saarland historisch nur schwach ausgeprägt haben, daß der hier jahrzehntelang hegemoniale christsoziale Paternalismus in den 80er Jahren abgelöst worden ist durch den Absolutismus der SPD. Nationalistische Giftzwerges sind autoritär gestrickt, sie sind still, wenn sie Widerstand spüren, was sich ja auch darin bemerkbar gemacht hatte, daß sie sich zur Ausstellung nur äußerten, wenn sie viele waren und Gegenrede nicht zu fürchten brauchten. Und das brauchten sie im Saarland auch deshalb nicht, weil

kaum eine Organisation oder Institution, kein Prominenter, kein Intellektueller, auch nicht der bekannte Schriftsteller, der die saarländische Freude erfunden hatte, ihnen entgegentrat: Von den Gewerkschaften, der Arbeitskammer, der Universität, den Hochschulen und von den kulturellen Institutionen, von den Grünen, von Lehrerkollegien, von Vereinen, Bürgerinitiativen usw. war nichts zu hören. Der Chefredakteur der regionalen Fernsehnachrichten weigerte sich, den Ausstellungsveranstaltern Gelegenheit zur Gegenkritik zu geben.

Den Leserbriefschreibern kam es wesentlich auf zweierlei an: auf einen pauschalen Freispruch für die Wehrmachtsgeneration und auf die nationale Ehre der Deutschen. Letzterem Ziel diente die Forderung, über Vergangenes nicht mehr zu sprechen, damit das Ansehen der Deutschen im Ausland, durch imponierende Leistungen und hohe Geldzahlungen erworben, nicht beschädigt werde. Wenn aber über Vergangenes berichtet werde, so müsse dies im Zusammenhang geschehen, daß heißt, daß durch den Verweis auf die dunklen Kapitel in der Geschichte anderer Nationen klargestellt werde, daß, wenn die Deutschen schon nicht besonders gut, doch alle Völker gleich schlecht, wenn nicht gar schlechter als die Deutschen seien.

Die ausgeprägt nationalistische Orientierung der Briefe zeigt zumindest eines: Die seit fünfzehn Jahren betriebene, der überfälligen Länderneugliederung vorbeugende Regierungspropaganda, die den Saarländern einzureden versucht, sie seien gar keine Deutschen mehr, sondern grenzüberschreitende Regionalisten, *Saarlorluxiatiker* gewissermaßen, und zudem vorbildliche Europäer, diese Propaganda hat im Grunde nichts erreicht, außer vielleicht Aversion gegen das Intendierte. Unterhalb der medial vermittelten Fiktion vom regionalistisch-europäischen Saarland lebt offensichtlich der Nationalismus fort, der historisch in der Saarregion immer sehr stark ausgeprägt war.

Die regionalistische Propaganda im Saarland kommt natürlich nicht ohne Geschichtslegenden aus. Sie behauptet, die Saarländer seien, gewitzt durch die Wechselfälle der Geschichte, insbesondere der nationalen Zugehörigkeit, auf Distanz gegangen zu jeglicher politisch-ideologischen Festlegung, hätten pfiffig-privatistische Lebensstrategien entwickelt und die Leidenschaft für das gute Essen den politischen Leidenschaften vorgezogen. Wie alle National- oder Regionallegenden ist auch diese vollkommener Nonsense. Tatsache ist, daß seit der Zeit der Reichsgründung der preußische Staat nationalistische und militaristische Orientierungen stark förderte. Er vermochte

# Unsere Väter waren keine Mörder!

Die Ausstellung „Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944“ führt nach Auffassung ihres Schirmherrn, des SPD-Ministerpräsidenten Klimmt, zum tieferen Verständnis der Wahrheit über die deutsche Wehrmacht in jenen Jahren. Eine Ausstellung, die dieser Anforderung genügen will, muß zumindest ein Minimum an historischer Ausgewogenheit präsentieren. Nicht einmal diese Minimalforderung wird erfüllt. Das Magazin FOCUS hatte nachgewiesen, daß Bilder mit falschen Erläuterungen in die Irre führten und entfernt werden mußten. Auch die heutige Ausstellung ist nach Ansicht vieler Experten alles andere als eine Dokumentation der Wahrheit jener Zeit.

Die Wahrheit über den 2. Weltkrieg hat viele Gesichter. Diese Ausstellung zeigt – mit zum Teil fragwürdigem Material und völlig undifferenziert – nur das Gesicht, welches die Veranstalter sehen wollen.

**Der Titel der Ausstellung und ihre bewußte Einseitigkeit verstärken den Eindruck, ihr Ziel sei alleine die pauschale Diffamierung aller Wehrmachtangehörigen.**

Dieser Eindruck deckt sich mit jenem Zeitgeist, der es angebracht findet, Bundeswehrsoldaten als „Mörder“ zu titulieren. Hierzu paßt auch die ungeheuerliche Entgleisung des SPD-Kulturstaaatsministers Naumann, der die deutsche Wehrmacht vor wenigen Tagen pauschal als „marschierendes Schlachthaus“ verunglimpfte.

Solche Äußerungen leisten keinen Beitrag zur Aufarbeitung der Verantwortung der Wehrmacht im 2. Weltkrieg. Sie dienen nur dazu, nach mehr als 50 Jahren Millionen junge Deutsche zu verunglimpfen, von denen die allermeisten selbst Opfer waren, die mit ihrer Jugend, ihrer Gesundheit und oft genug mit ihrem Leben für den Wahnsinn der Naziherrschaft bezahlen mußten.

Wir glauben, Ziel solcher Äußerungen wie auch dieser unglaublich einseitigen Ausstellung ist das systematische Zerstören von etwas, das weltweit als völlig selbstverständlich gilt: Nationalgefühl und Vaterlandsliebe!

Wir glorifizieren weder die Wehrmacht noch den Irrsinn dieses Weltkrieges, aber wir wehren uns gegen die pauschale Diffamierung von Millionen deutscher Soldaten!

**Wir lassen unsere Väter von diesen Ausstellungsmachern und ihren Hilfstruppen nicht unwidersprochen als Verbrecher und Mörder diffamieren – und mit ihnen die vielen Millionen Toten, die sich nicht mehr wehren können!**

Dr. Gerd Bauer, MdL  
Fraktionsvorsitzender der  
CDU im Saarbrücker Stadtrat  
(Sohn eines im Krieg schwerverwundeten Soldaten)

Manfred Hayo  
Fraktionsvorsitzender der  
CDU im Stadtverbandstag  
(Sohn eines im Krieg vermißten Soldaten)

Anzeige der CDU-Mitglieder Dr. Gerd Bauer und Manfred Hayo in der Saarbrücker Zeitung vom 6./7.3.1999

te zwar nicht, wie beabsichtigt, die katholischen Arbeiter von der Zentrumsparterie zu lösen, zwang jedoch die Kirche und ihre politischen und sozialen Organisationen, selbst stets ihre Vaterlandsliebe unter Beweis zu stellen. Nachdem das Saargebiet durch den Versailler Vertrag für fünfzehn Jahre unter Völkerbundmandat gestellt worden war, nahm der Nationalismus so exzessive Formen an, daß er während der „Heimkehr“ von 1935 ohne weiteres in NS-Ideologie übergang. Auch die zweite Abtrennung 1947 konnte von nationalistischen Kräften ausgebeutet werden; die Volksabstimmung von 1955 geriet zum nationalistischen und insbesondere auch gegen Adenauers Westori-

entierung gerichteten Massenprotest. Daß in den folgenden Jahrzehnten die Saarländer von Nationalismus geheilt worden seien, und zwar vor allem durch die freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich, wird allgemein geglaubt. Nach meinen Erfahrungen ist die demonstrative Frankophilie, die von etlichen Angehörigen der neuen Mittelschichten gepflegt wird, ein schwacher Beleg für diese Annahme, und es werden im nichtöffentlichen Raum nach wie vor die alten Vorurteile weitergereicht. Jedenfalls ist, wie die Leserbriefe zeigen, das Angebot der regionalistischen Propaganda, die Naziherrschaft als pfälzische Fremdherrschaft (der Gauleiter entstammte der wenig geliebten Nachbarschaft) zu verstehen und sich damit – unter anderem auch durch die Umdeutung von Evakuierungen in Deportationen – auf die

Seite der Opfer zu schleichen, nicht akzeptiert worden. Ja, ich hege den Verdacht, daß die – in der Praxis künstliche – Orientierung auf eine europäische Region Saarland-Lothringen-Luxemburg bei vielen Saarländern neue Abtrennungsgänge auslöst.

Neben dem nationalistischen war ein weiteres Anliegen der Leserbriefe der pauschale Freispruch für alle Wehrmachtangehörigen und die Würdigung ihrer Opfer und Leiden und Wiederaufbauleistungen. Hier mag sich geltend gemacht haben, daß die Generationenbeziehungen im Saarland mit seiner wenig modernen Sozialstruktur enger sind als in urbanen Zonen. Das Saarland war einst ein montanindustrielles Zentrum mit dörflicher Siedlungsstruktur. Die alten Industrien sind dahin, geliebt ist, daß große Teile der Bevölkerung in weit über das Land verstreuten Ein- und Zweifamilienhäusern wohnen, daß zumindest unter den Alteingesessenen enge Nachbarschaftsbeziehungen bestehen und vor allem, daß die Generationen oft im gleichen Haus oder in enger Nachbarschaft leben. Der regionalen Mentalität ist noch deutlich anzumerken, daß die Bevölkerung von einer armen, von Großunternehmen strikt disziplinierten

und desolidarisierten Arbeiterschaft abstammt, die ihrerseits aus einer landhungrigen Kleinbauernschaft hervorgegangen ist. Die Tendenz, sich gegen eine mißgünstig betrachtete und als mißgünstig unterstellte Umwelt familiär zusammenzuschließen, zugleich aber auch die typischen Verbrüderungsrituale dieses Milieus zu pflegen, ist noch sehr stark. Alles, was Courage erfordert: ökonomische Selbständigkeit, politisches Engagement, intellektuelle und kulturelle Einlassungen, selbst Aufstiegsorientierung sind relativ seltene Erscheinungen. Dieses Milieu mag dazu beigetragen haben, daß die Abwehr einer Ausstellung, die als Angriff auf die Eltern oder Großeltern empfunden wurde, so heftig ausfiel wie die zornige Vergemeinschaftung im gemeinsamen Schimpfen.

Offen bleibt nach dem Ende der Ausstellung, ob man es als Erfolg ansehen kann, daß die von ihr provozierten Reaktionen zur Korrektur des Bildes vom gemütlichen und weltoffenen Saarland beigetragen und deutlich gemacht haben, wie tief die Region noch im schlechten alten Deutschland steckt.



## ... ricorda – erinnere ...

# Ein Konzert von PanArte zum Abschluß der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht“

Von Errico Fresis

Musik hat immer eine politische Dimension. Auf einer theoretischen Ebene ist dies leicht zu begründen und zu beweisen: Alles was den Menschen erreicht, verändert ihn. Musik wirkt auf die Menschen und verändert sie. Tolstois *Kreutzer Sonate* beschäftigt sich mit diesem Problem, auch die politischen Dimensionen in der Musik von Beethoven, Mozart, Chopin und Verdi sind ebenso zu beachten wie die eines Janecquin, Schütz oder Monteverdi. Unser Jahrhundert ist voller Musik, die Bezug auf politische Ereignisse nimmt, voller Gelegenheiten für Musiker, sich politisch zu bekennen. Ich denke einerseits an Musiker wie Richard Strauss, Carl Orff, Werner Egk und Karl Böhm, die sich lieber teuer verkauften und feiern ließen, andererseits an die menschlich integer und politisch konsequent gebliebenen Béla Bartók, Hermann Scherchen und Arturo Toscanini.

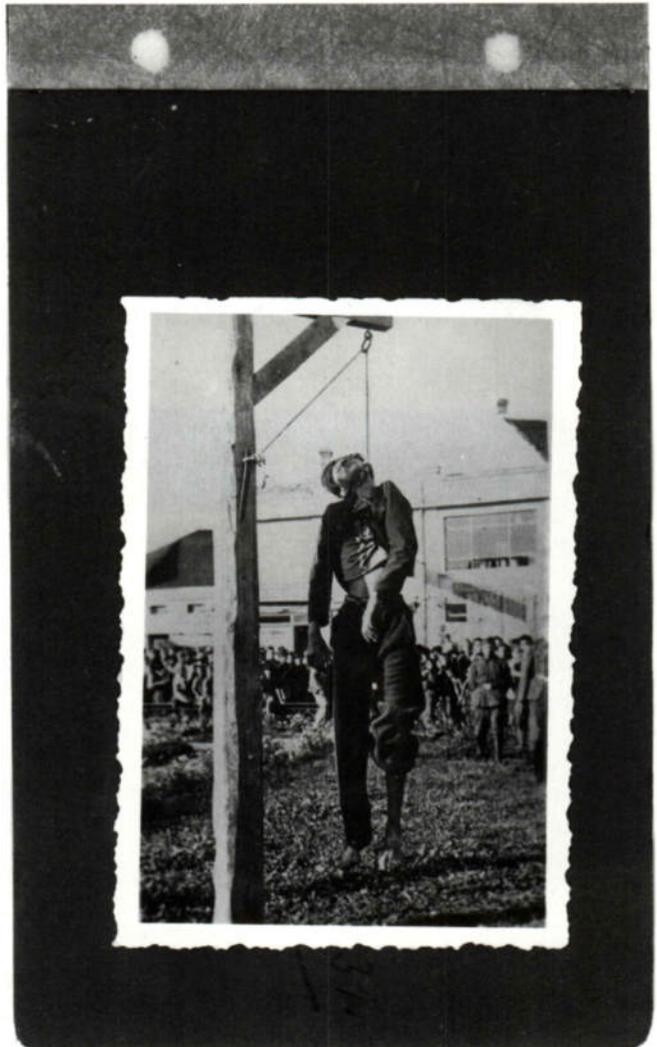
Zum Projekt von *PanArte* wollte ich engagierte Musik von engagierten Komponisten. Und da fielen mir gleich zwei Namen ein: Luigi Nono und Leon Schidlowsky.

Bei Nono reizte mich zuerst eine Aussage über das Wesen der Erinnerung zu seiner Tonbandkomposition *Ricorda cosa ti hanno fatto in Auschwitz* (Erinnere, was Dir in Auschwitz angetan wurde):

„Eine Erinnerung, nicht phänomenologischer Art, sondern gefordert vom politischen Bewußtsein im ständigen Kampf für die Abschaffung aller Konzentrationslager und Rassengettos. Erinnern bedeutet auch, die Ereignisse einer bestimmten Zeit in ihrer Aktualität wieder zu entdecken und dazu beizutragen, sie unwiederholbar zu machen, indem man ihre Ursachen aus der Welt schafft.“ Nono sieht „die Kultur als Moment der Bewußtwerdung, des Kampfes, der Provokation, der Diskussion, der Teilnahme.“

Mit den damals revolutionären Mitteln der Elektronik komponierte er 1966 auf

Einladung von Erwin Piscator die Musik zur *Ermittlung* von Peter Weiss. Die Musik sollte ausdrücken, was weder das Wort noch die Bühne darstellen vermochten: die Millionen von Toten in den Konzentrationslagern. Nono entnahm das Material für die Komposition aus verschiedenen Quellen, die er aufgenommen hatte: Kinderstimmen des Kinderchores des Piccolo Teatro Mailand, Klänge und Phoneme der Sopranistin S. Woytowitz, Instrumental- sowie elektronisch produziertes Material. Es entstand ein dreiteiliges Werk: a. Gesang vom Lager, b. Gesang vom Ende der Lili Tofler, c. Gesang von den Möglichkeiten des Überlebens. Mit diesem Werk hat unser Konzert angefangen. Kein Mensch auf der Bühne, kein



Errico Fresis

Studium an der Rubin-Academy of Music in Tel Aviv, Israel, bei Leon Schidlowsky, Konzerte u.a. mit dem Klangforum Wien, dem Rundfunk-Sinfonie-Orchester Athen und dem Staatsorchester Thessaloniki, Uraufführung der Oper *Viva la Vida* von Minas Alexiadis im Rahmen der Frankfurter Feste und *swin swin* von Tobias Schneid, Korrepetitor an der Wiener Staatsoper und der Volksoper, 1992-94 als Kapellmeister und Korrepetitor am Ulmer Theater, seit 1994 Kapellmeister und Studienleiter am Saarländischen Staatstheater sowie Dozent an der Musikhochschule des Saarlandes, seit 1996 künstlerischer Leiter von *Pan-Arte*.

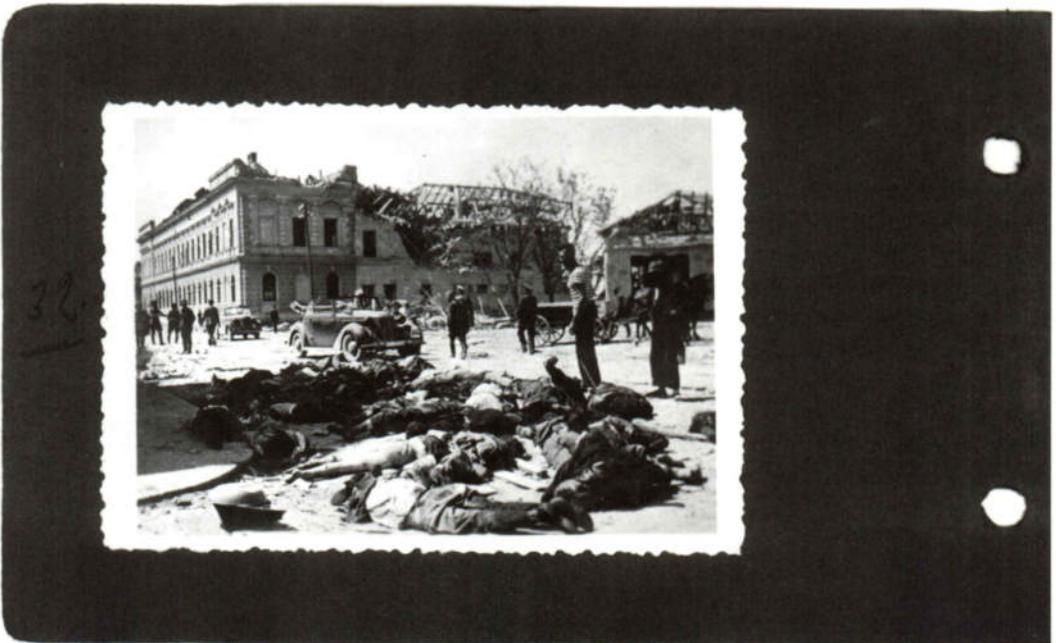
optischer Reiz, nichts, was ablenken könnte, jeder Zuhörer allein mit seinen eigenen Erinnerungen und Assoziationen, das Werk spricht für jeden Zuhörer eine eigene, persönliche Sprache.

Leon Schidlowsky hatte mir seine neue Komposition zur Uraufführung vorgeschlagen: *Lamento* für Stimme und Instrumente nach Texten von Heinrich Heine, in der ich die nötige Fortsetzung und

Erweiterung der Atmosphäre von *Ricorda cosa ti hanno fatto in Auschwitz* fand.

Schidlowsky wurde in Saarbrücken zuerst durch eine Ausstellung graphischer Kompositionen im Februar 1996 in der Stadtgalerie bekannt. 1997 wurde sein *Grabstein für Else Lasker-Schüler* für 6 Schlagzeuger und Stimme durch *PanArte* uraufgeführt. Es folgte 1998 die erste deutsche Aufführung seiner *Eclosion* – ebenfalls mit *PanArte*. Aus einem Zitat Schidlowskys wird man die Nähe zu den Idealen Nonos spüren können: „*Musik ist Politik, ist Engagement für das Leben der Menschen. Sie wird vom Menschen geschaffen, belebt, mit dem Ziel, andere Menschen zu erreichen. Ich glaube, daß Kunst ein Weg zu uns selbst ist; schöpfend habe ich gelernt, die Welt in mir auszudrücken, ohne Angst und ohne Kompromisse. Ich betrachte die Welt in ständigem Erstaunen, trachtend, das Unzugängliche und Unerreichbare zu erreichen.*“

Schidlowsky, geboren 1931 in Santiago de Chile, studierte dort Klavier, Komposition, Philosophie und Psychologie, 1952-54 seine musikalischen Studien in Detmold fortsetzend schloß er sich der *Tonus Gesellschaft zur Förderung zeitgenössischer Musik* an, die ihn 1957 zu ihrem Direktor ernannte. 1961 wurde er Sekretär des Chilenischen Komponisten-Verbandes, 1962 Leiter der Musikabteilung an der Universität von Chile. 1969 wurde Schidlowsky mit einem Stipendium der Guggenheim-Stiftung ausgezeichnet und verbrachte ein Studienjahr in Deutschland. Anschließend



übersiedelte er nach Israel, wo er seitdem als Professor für Komposition an der Rubin-Akademie der Universität in Tel Aviv tätig ist. Auf Einladung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes hielt sich Schidlowsky einige Jahre in Deutschland auf, wo einige seiner wichtigsten Kompositionen entstanden. Schidlowsky ist Maler und hat in mehreren Ausstellungen auch in Deutschland sein Werk gezeigt.

Seine Kompositionen wurden von Dirigenten wie Scherchen, Mehta, Kegel und Gottwald aufgeführt. Für die Opernbühne komponierte er zwei noch nicht aufgeführte Meisterwerke: die Oper *Dibbuk* (1993, nach An-Ski) und das Monodram *Vor dem Frühstück* (1998, Text von Eugene O'Neill). Seinen künstlerischen Werdegang hat er so beschrieben:

*„Ich bin zwischen Bergen und Meer aufgewachsen. Chile ist schon immer für fremde Kulturen und Einflüsse offen gewesen; es hat mir seine Poesie, die starken Farben und die Sprache gegeben – aber mich auch zum Rebellen, zum Fremden, zum Nicht-Chilenen gemacht. Meine musikalische Identität ist vom Ringen gegen Konservatismus, Folklorismus und von einer Sehnsucht nach chilenischen Wurzeln, die es nie wirklich gab, geprägt. Der Geist von Süd-Amerika ist in meiner musikalischen Sprache wiederzufinden, dieses besondere „Etwas“, das aus dem Dröhnen von riesigen Bergen, Erdbeben, Seen entstanden ist. [...] Mein musikalisches und ideologisches Leben hat in Chile begonnen. Dort habe ich*

*Musik studiert und war Mitglied von Hashomer Hatzair (eine links orientierte zionistische Jugendorganisation) und dort fing die Rebellion gegen mein Geburtsland an. Ich war Schüler von Free Focke, der mit Webern studiert hatte und mir die Tore zur Zweiten Wiener Schule öffnete. Von der anderen Seite gab mir Hashomer Hatzair Antworten auf die existentiellen Fragen meiner Jugend. Aus künstlerischen Gründen bin ich 1952 nach Deutschland gekommen, nachdem ich Musik, Philosophie und Psychologie studiert hatte. Ich habe das geistige Vermächtnis von Benjamin, Adorno, Schönberg, Tucholsky, Kafka, Trakl, Rilke, Kandinsky, Klee, Kokoschka absorbiert. [...] Ich nehme den Weg, den Luigi Nono gewählt hat: zuerst muß man etwas innerlich hören, erst dann verschlüsselt man es in Zeichen. Man könnte es als meinen Expressionismus bezeichnen: eine Zeichensprache, welche die Wirklichkeit so widerspiegelt, wie ich in sie mittels meiner eigenen Vision eindringe. Bei der schöpferischen Arbeit bin ich fasziniert von der menschlichen Fähigkeit, unbewusst mit Elementen, die doch a priori als bestimmt gelten, umzugehen.“*

Das *Lamento* entstand 1998 für Streichquartett, Harfe und Schlagzeug. Die Solostimme hat der



*Verbrennt man auch am Ende Menschen*  
(aus *Almansor*)

*Keine Messe wird man singen,  
Keinen Kadosch wird man sagen,  
Nichts gesagt und nichts gesungen  
Wird an meinen Sterbetagen*  
(aus *Romanzero*)

Kontratenor Ralf Peter übernommen. Als Textvorlage dient eine dreiteilige Collage aus Gedichten Heines. Die Proportionen der Komposition basieren auf der Zahl 7: die Tempo-Angaben sind einfache Multiplikationen von 7, der erste Teil besteht aus 4x7, der zweite aus 6x7 und der dritte aus 7x7 Takten. Takt 70 bekommt eine besondere Bedeutung durch eine Kadenz. Der erste Teil besteht aus „instrumentaler“ Musik: die Stimme wird zu Vokalisieren gebraucht, die die Vokale des ersten Textes nur andeuten. Der zweite Teil besteht aus der Klage „Ich hatte einst ein schönes Vaterland“. Der dritte Teil besteht aus der Mahnung „Dort, wo man Bücher verbrennt ...“, die nur vom Schlagzeug begleitet wird, und der Klage „Keine Messe wird man singen ...“. Beide Abschnitte des dritten Teiles werden durch ein kleines instrumentales Zwischenspiel verbunden. Die Text-Collage lautet:

*Ich hatte einst ein schönes Vaterland,  
Der Eichenbaum  
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.  
Es war ein Traum.*  
(aus den *Neuen Gedichten*)

*dort, wo man Bücher verbrennt,*

Luigi Nono schrieb über die erste Begegnung mit Leon Schidlowsky 1968 in Venezuela:

*„Nur zwei Diskussionen am runden Tisch über zeitgenössische Musik (mit dem polnischen Komponisten Penderecki, dem Chilenen Schidlowsky, dem venezuelanischen Professor Espejo und mir selber) belebten die Atmosphäre der Musikstudenten und riefen lebhaftes Interesse und Beteiligung hervor.“ Die Diskussionen betrafen „die Kultur in ihrer Bewährungsprobe und Verantwortung im Konflikt zwischen Kapitalismus/Neokolonialismus und Befreiungskampf/Sozialismus. Auf der einen Seite universelle Werte, ethisch-moralische Positionen, Glaube an die Technik, auf der anderen Seite Analyse der historischen Entwicklung, Unterscheidung zwischen ursprünglicher autochthoner und der durch die imperialistische Herrschaft angesteckten Kultur, schöpferische Verwendung und Erfindung neuer Ausdrucksmittel für eine neue Kultur, die konstruktiver Teil der nötigen ideellen und praktischen Führung der Arbeiter- und Studentenbewegung Che Guevaras und Camillo Torres ist.“*



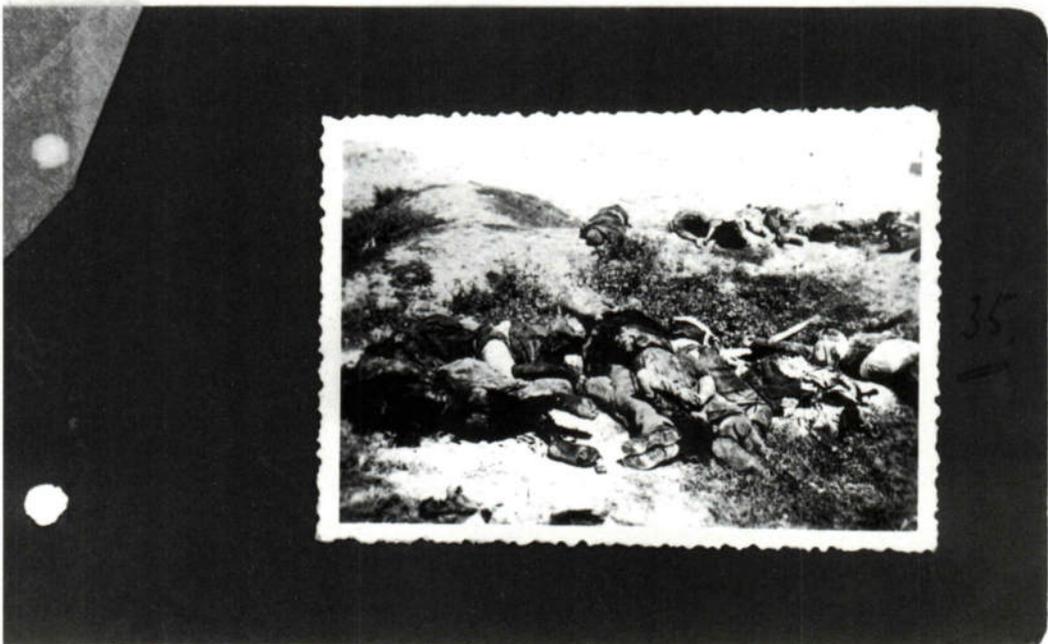
Die Verbindung mit Südamerika sollte auch im nächsten Programmpunkt der Aufführung bestehen bleiben – *Der Tribun* des Argentiniers Mauricio Kagel:

„In Argentinien geboren und in Südamerika aufgewachsen, habe ich dort reichlich Gelegenheit gehabt zu lernen, daß die Triebkräfte des politischen Handelns eher erotischer als heroischer Natur sind. In diesem Stück wird eine Synthese der politischen Rede dargestellt. Und damit sei in aller Deutlichkeit darauf hingewiesen, daß es sich hier nicht um einen bestimmten, bereits verblichenen noch existierenden Staatshauptling handelt, sondern um den Versuch, die sprachliche Haltung von politischen Rednern im allumfassenden Sinne bloßzustellen. Keine Ideologie von extrem links bis äußerst rechts ist vom Verdacht freizusprechen, sie bediene sich nach Bedarf demagogischer, irreführender oder schlicht unwahrer Darlegungen. Frappierend dabei ist der Zusammenhang zwischen Wortschatz und präziser Ungenauigkeit.“

Kagel beabsichtigte, einen Tribunen bei den Vorbereitungen zu seiner Rede voyeuristisch in den Blick zu nehmen und damit die Leere und den populistischen Kern aller politischen Reden zu enthüllen. In meiner Inszenierung wollte ich etwas mehr Unmittelbares ausdrücken: Ich wollte zeigen, daß man die Vorbereitung des Tribunen gar nicht zu erleben braucht, um die Wahrheit genauso klar zu erkennen. Nach Streichung von zwei Dritteln des Textes wurde daraus eine „endgültige Rede“. Eine Tonbandeinspielung, von Kurt Trenz

und mir erstellt, sorgte für ein Bühnenbild aus Klang: Musik aus *10 Märsche um den Sieg zu verfehlen* von Kagel, Applaus und Reaktionen eines imaginären Publikums und Bombendetonationen.

Nach diesem Programmpunkt folgten Vertonungen von Gedichten Bertolt Brechts: *Über den Selbstmord* (1942) von Hans Eissler ist die Vertonung eines Textes aus Brechts Parabelstück *Der gute Mensch von Sezuan*. Die Textvorlage weicht von Brechts endgültiger Fassung ab. Das *Lied der Kompanie* wurde von Rudolf Wagner-Régeny als Bühnenmusik für die Aufführung der 1706 entstandenen Komödie *Der Werbeoffizier* von George Farquhar durch das Berliner Ensemble komponiert. Die Protagonistin, Victoria Balance, duldet es nicht, daß ihr Held ohne sie in den Krieg zieht. Sie bringt ihn und sich ins Gefängnis. Dort klärt Captain Plume das zum Fähnrich verkleidete Bürgermädchen über das Liebesleben der Soldaten auf. *Und was bekam des Soldaten Weib* erschien im Jahr 1942 als Gedicht in der in Mexiko herausgegebenen Zeitschrift *NEUES DEUTSCHLAND*. Kurt Weill hat es 1943 für eine Rundfunksendung über deutsche Emigranten in New York, *The Schulzes of Yorkville* vertont. *Zu Potsdam unter den Eichen* entstand unter dem Eindruck eines Zeitungsberich-

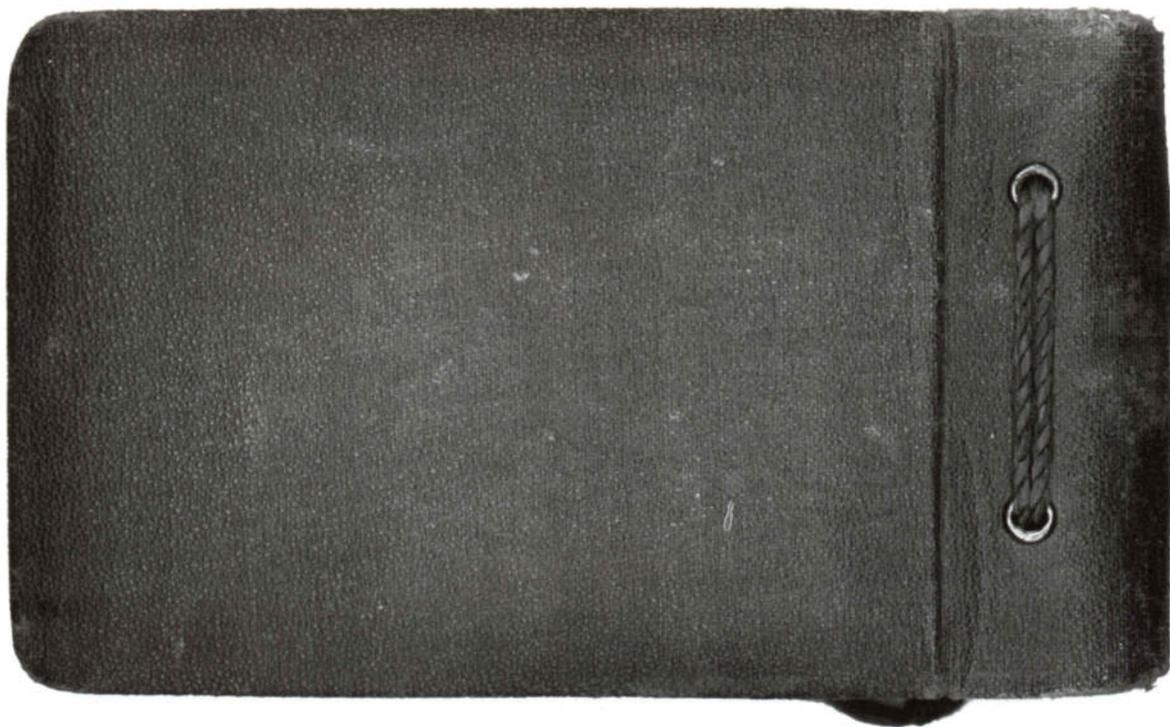


tes: Bei einer antimilitärischen Demonstration des Roten Frontkämpferbundes in Potsdam wurde ein Sarg mit der Aufschrift „Jedem Krieger sein eigenes Heim“ mitgeführt. Weill wollte die Ballade in sein *Berliner Requiem* integrieren, was aber von seinem Herausgeber nicht respektiert worden ist. Der *Kanonen-Song* stammt aus der berühmten *Dreigroschenoper* und ist ein Beispiel der Verführungskraft zu Krieg und Barbarei, gegen die Brecht und Weill dialektisch antraten.

Um den Kreis zu schließen, wurde wieder eine Tonbandkomposition Nonos eingespielt: *Non consumiamo Marx* ist dem revolutionären kubanischen Dichter Carlos Franqui gewidmet. Das Material besteht aus Tonaufnahmen von Demonstrationen gegen die Biennale von Venedig 1968, „eine kommerziell eingestellte kulturelle Institution zur Unterstützung von ökonomischen Monopol-Interessen (Montedison-Ciga) und der Regierungsmacht“ sowie aus zwanzig Mauerinschriften in Paris, 1968. „Kampf gegen den kapitalistischen und personifizierten (de Gaulle) Staat. Die Fusion zwischen elektronischem und naturalistischem

*Material wird auf eine Weise analysiert und komponiert, daß die Unterscheidung, wo das eine beginne und das andere ende, unmöglich gemacht wird. Die Demonstration auf der Piazza San Marco, die Zusammenstöße mit der Polizei, die Gesänge, die Schreie in den Calli, die Stimme des berichtenden Sprechers, die Einfügung von Slogans des französischen Mai, gesprochen von Edmonda Aldini, all das ergibt eine Technik-Form-Sprache, in welcher mir eine Form der Bach-Kantate latent zu sein scheint.“ (Luigi Nono)*

Das Konzert wurde dank der Unterstützung der Ausstellungsinitiatoren und des Ministerpräsidenten realisiert. Der Bombenanschlag auf die Ausstellung zeigte uns, wie wichtig es ist, auch im musikalischen Bereich politisches Bewußtsein zu kultivieren. Nicht zuletzt aufgrund des Ausstellungskonzeptes hatten wir ein besonderes Interesse: kein „Gedenkkonzert“ mit Trauermusik, sondern die Berührung zweier wichtiger Punkte, nämlich des Sinns der Erinnerung und der Kunst als politischer Aussage.



# Deutschland – lange Zeit

Von Alain Lance

*Allemagne.* Ein Wort, das ich vom ersten Tag an höre. Oder *Allemand* vielleicht. *Les Allemands*, im Plural. Mein Vater beobachtet sie mit dem Feldstecher, die Maginot-Linie versinkt im Schnee. Im Dezember 1939 erhält er zur Geburt des Sohnes Kurzaufenthalt, zu Beginn des Frühlings kommt er noch einmal. Und dann, zur Flieder- und Rosenzeit, bricht das Unheil herein. Wir werden uns ein paar Jahre lang nicht mehr wiedersehen. Im Juni 1940 stauen sich auf den Straßen Flüchtlingszüge, der Sonne und den Kugeln ausgesetzt. Ich lege die Strecke Rouen – Laval im Kinderwagen zurück. Die Deutschen sind schon da, sie sind überall, sie haben die Flüsse einen nach dem anderen überquert. Sie sind auch in Paris, wo ich meine ersten Kinderjahre mit Mutter, Großmutter und Cousine verbrachte. Jeden Abend, wenn mich eine von ihnen zu Bett bringt, muß ich das Foto eines Unteroffiziers küssen, mein Vater, wie sie mir versichern. Gefangener der Deutschen, jener Männer, deren Uniformen ich manchmal an den Gittern des Jardin des Plantes sehe, wo meine Großmutter mit mir spazieren geht. Dafür lasse ich zu Hause meine ersten Soldaten auf dem Linoleum im Eßzimmer aufmarschieren.

Durch einen glücklichen Umstand wird mein Vater ein paar Monate vor der Landung in der Normandie aus dem *Stalag* entlassen. An der Gare de l'Est gedämpfte Wiedersehensfreude. Einmal weil ich in diesem abgemagerten Freigelassenen, der in Sachen steckt, die weder eine Uniform noch sonstwas darstellen, den stolzen Artillerie-Feldwebel vom Foto nicht wiedererkenne. Vor allem aber weil ich begreife, daß eine Idylle zu Ende geht: Von jetzt an hat man mit dem lieben Heimgekehrten zu rechnen. Zu Hause findet in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr im Schatten des großen ein Krieg im Kleinen statt. Da mich sein ständiges Eingreifen in meine Erziehung erboste, soll ich einmal gedroht haben, wenn er mich nicht in Ruhe ließe, würde ich ihn bei der *Gestapo* anzeigen. Ich hatte um mich herum genügend Gesprächsfetzen aufgeschnappt, um daraus zu schließen, daß das ein ziemlich sicheres Mittel war, jemanden verschwinden zu lassen.

Aber der Konflikt hält sich in Grenzen. Nach und nach gewinnt der Vorteil, einen Vater zu haben,

die Oberhand über die Unannehmlichkeiten. Und so, versöhnt mit ihm, habe ich den Jubel des befreiten Paris erlebt.

Ich erinnere mich an die Luftangriffe der Alliierten, die dem Sommer 44 vorausgingen, an das Hinunterstürzen in den Keller, sobald die Sirenen aufheulten. Wie eine Bombe, die nicht explodiert ist, steckt die Angst vor dem Krieg in mir. Ich erinnere mich an die geheimnisvollen Botschaften von Radio-London. Ich erinnere mich an die kleine Barrikade, die die Bewohner unseres Hauses, Rue de l'Arbalète, eines Nachts Ende August 44 errichtet hatten. Ich erinnere mich an die Schüsse von den Dächern, als de Gaulle im Hôtel de Ville war. (Oder war es in Notre-Dame?) Wir brachten uns hinter den Panzerwagen Leclercs in Sicherheit. Ich erinnere mich an Menschen am Boden, an hingeworfene Fahrräder. Aber ich erinnere mich auch an jene kahlgeschorene Frau mit den nackten Beinen, auf die die Schmähungen der Menge eingehagelt. Und ich erinnere mich an etwas recht Sonderbares: Als ich die unbewaffneten deutschen Gefangenen sah, die von den Truppen der FF1 auf Lastwagen geschafft wurden, habe ich zum ersten Mal „bewußt“ die Angst verspürt, die sie mir eigentlich hätten einflößen sollen.

Die Amerikaner verteilen Kondensmilch und Kaugummi.

*Aus dem Panzer der feststeckt am Eck bei der Pinte  
Zog der schwarze Soldat eine Büchse mit Milch*

*Sperling schlau grau keiner findet dein Nest  
Uhu dein Tarnkleid gleicht ganz dem Geäst  
Altes Chamäleon wechsel die West'*

*Im Regen der abrechnet flügelt die Taube  
Und nimmt aufs neue das Dach in Besitz*

*Der Krieg entfernt sich  
Das Kind läßt die Trommel  
Und kriegt seinen Kuchen*

*Gegen Abend explodieren in den Kastanienbäumen  
die kleinkalibrigen Vögel*



1. August 1944: Befreiung von Paris, die  
kleine Barrikade Rue de l'Arbalète;  
A. Lance in den Armen seiner Mutter am  
Balkon im fünften Stock.

Fenster nach Frankreich

Der Krieg entfernt sich. Der Krieg verlischt bei uns. In fernen Reisefeldern wird er wieder aufflammen. 1946 entdecke ich in Villers das Meer. Deutsche Gefangene sind hier abgestellt, um den Strand von den Kriegsmalen zu räumen.

Mein Vater bietet ihnen Gauloises an. Ich weiß, daß Hermann, einer der Wachposten in dem Lager bei Trier, in dem er gefangen war, ein anständiger Kerl gewesen ist. Ich erfahre auch, daß die Bauersleute auf dem Hof, wohin mein Vater abkommandiert worden war, diesen Pariser gut behandelt haben, obwohl er sich so ungeschickt mit den Kühen anstellte. Der Bauer hatte sich vom Obernazi des Dorfes sogar eine Rüge eingehandelt, weil er einem *Kriegsgefangenen* zubilligte, am Familientisch mitzuessen.

Ein paar Jahre später, als ich aufs Gymnasium komme, steht fest, daß ich „Deutsch als erste Fremdsprache“ lerne, und mit Hilfe der Lektionen von Bodevin & Isler vermag ich dann jedes Jahr zu Weihnachten den rituellen Austausch von Glückwünschen mit Hermann zu übersetzen.

Übrigens stoßen wir durch ihn auf die Familie – eine Kriegerwitwe, ihr Sohn, ihre Schwester und ihre Mutter –, die mich 1956, bei meinem ersten Aufenthalt in Deutschland, in Tübingen aufnehmen wird.

[...] *Es gibt einen Ort in der Stadt, der ihn anzieht: jener Turm am Fluß, in dem der berühmte Dichter wohnte, dessen Namen die Witwe mit einer Mischung aus Verehrung und Schrecken ausspricht. Sie hatte ihm ein Büchlein geliehen, das gleich vorn das Porträt des schönen jungen Mannes zeigt. Er versucht vergebens, etwas zu verstehen. Ein paar Jahre noch bleibt ihm diese Sprache fern. [...]*

Ich habe wahrlich eine ganze Weile gebraucht, bis ich anfang, Hölderlin zu lesen! Aber in Tübingen schreibe ich mein erstes Gedicht, ein Sonett. Und in jenen Jahren, zwischen fünfzehn und siebzehn, erwacht in mir der Wunsch, Deutschland, seine Landschaften, seine Kultur kennenzulernen. Ein Deutschlehrer, der Romanautor Alfred Kern, ermutigt mich zu diesem Aufbruch.

Ich verbringe jeden Sommer ein paar Wochen in der Bundesrepublik. Manchmal in einer Familie, meistens aber trampe ich durchs Land und mache in Jugendherbergen halt. Ich entdecke München, seine Biergärten und die Gemälde der beiden *Pinakotheken*, den riesigen Hamburger Hafen, das Rheintal und den Loreleyfelsen, die Lüneburger Heide, den Bodensee. Der Wohlstand und das moderne Leben in diesem Land beeindruckt mich. Seine Gastfreundschaft berührt mich. Das Gewicht, das man der Religion beimißt, überrascht mich: Die Familien, in denen ich aufgenommen werde, klären mich immer gleich darüber auf, ob sie evangelisch oder katholisch sind. Oder anthroposophisch. Der Krieg? Eine böse Erinnerung. Oder vielmehr scheint es keinerlei Erinnerung mehr an den Krieg zu geben. Die meisten Gebäude sind neu oder ansprechend renoviert. Die sichtbarsten Spuren der Jahre 39-45 entdecke ich an den Körpern, in Badeanstalten, wo den Schwimmern mitunter ein Stück Arm oder Bein fehlt.

Im Sommer 61, einmal ist keinmal, verschlägt es mich in den Ferien weiter nach Norden. Mit einer Freundin breche ich per Anhalter ins stille Norwegen und ins gastliche Dänemark auf. Im September, als wir wieder nach Paris zurückkehren müssen, macht uns unsere finanzielle Situation noch mehr als sonst vom Trampen abhängig. Zwischen Dänemark und Belgien durchqueren wir die Bundesrepublik im Regen, aber in einer von der Wahlkampagne und den jüngsten Ereignissen angeheizten Atmosphäre: Am 13. August haben die Machthaber der DDR Maßnahmen ergriffen, um jeden nicht genehmigten Grenzübertritt zwischen den beiden Teilen Berlins zu verhindern. Im Osten spricht man vom *Antifaschistischen Schutzwall*, im Westen von *Schandmauer*.

Selbstverständlich sind die neue Situation in der alten Reichshauptstadt und die Wahlen zum Bundestag das Thema, das von den Autofahrern, die anhalten und uns mitnehmen, jedes Mal angesprochen wird. Aber häufig geht es auch um die letzten Jahrzehnte. Vielleicht haben wir Pech, doch die meisten Leute, die uns in ihren Wagen einsteigen lassen, halten unerträgliche Reden: Einer beteuert zwar, daß er die Nazis nicht billigt, ist aber der Meinung, daß die Juden Anfang der dreißiger Jah-

re einen entschieden zu großen Einfluß auf die deutsche Gesellschaft ausgeübt hätten; ein anderer legt Wert darauf, daran zu erinnern, daß die Widerstandskämpfer und Partisanen Wehrmachtssoldaten hinterrücks erschossen haben und damit das Kriegsrecht verletzt hätten; ein junger Vertreter für Kosmetikartikel sagt, daß man Hitler zumindest das Verdienst zugestehen müsse, Spanien vor dem Kommunismus gerettet zu haben, weil er Franco Beistand geleistet hätte.

Wieder in Paris, befand ich mich in einer verzwickten Lage: Einerseits war mir klar, daß ich um einen längeren Aufenthalt in Deutschland nicht herumkommen würde, wenn ich das Studium ordentlich abschließen wollte, andererseits hatte ich nicht die geringste Lust, mir ein Jahr lang derart empörende Ansichten anhören zu müssen. Später kam es vor, daß ich Gesprächspartnern aus der Bundesrepublik, die die Atmosphäre in den Jahren des Kalten Krieges nicht gekannt oder vergessen hatten, nur mit Mühe meine Reaktion begreiflich machen konnte.

Man lese indessen die Romane von Heinrich Böll oder von manch anderem bedeutenden Vertreter der Gruppe 47, und das erstickende Klima der Adenauer- und Erhard-Ära, auch als „Restauration“ bezeichnet, ersteht wieder vor einem. Diesen Schriftstellern kommt das ungeheuer große Verdienst zu, gegen den allgemeinen Gedächtnisschwund in den Jahren des *Wirtschaftswunders* angeschrieben zu haben. Da ich erfahren hatte, daß die Deutsche Demokratische Republik Stipendien vergab, wollte ich das *andere Deutschland* entdecken, und so stand ich an einem feuchten Novemberabend des Jahres 1962 in der gewaltigen Kuppelhalle des Leipziger Bahnhofs.

Erste Eindrücke, erste Empfindungen. Der charakteristische Geruch Ostdeutschlands, hervorgerufen von der Braunkohlenfeuerung und dem Benzinge-misch für Zweitakter. In den düsteren Straßen leuchtet keinerlei Reklame auf, nur ab und an quietscht und kreischt eine Straßenbahn. In den zu warmen Büroräumen surrende Neonröhren. Der sächsische Akzent, der keinen Unterschied zwischen B und P macht, läßt mich anfänglich annehmen, daß die meisten Einheimischen mit den

ersten kalten Herbsttagen einen Schnupfen bekommen. Viele Häuserfassaden tragen noch Kriegsspuren, Einschußlöcher. Bei manchen Gebäuden dauert es sehr lange, bis sie renoviert werden, auf ihren schadhafte Dächern wachsen bereits Sträucher. An den mehr oder weniger trostlosen Häuserfronten sind häufig rote Spruchbänder angebracht, auf denen in großen weißen Buchstaben die immer gleichen Parolen und Losungen stehen: *Die Erfüllung des Plans ist ein entscheidender Schlag gegen die Kriegstreiber!*

An der Karl-Marx-Universität höre ich Vorlesungen über deutsche Literatur, vornehmlich die brillanten Plaudereien von Hans Mayer im überfüllten Hörsaal 40, ein paar Monate vor seinem Entschluß, in den Westen zu gehen. Ich freunde mich mit anderen Studenten an – meist ausländischen übrigens, aus Algerien, Vietnam oder Lateinamerika. Ich kaufe viele Bücher und Schallplatten, die nicht teuer sind, ich gehe in Theater und Konzert. Über den langen politischen Diskussionen vergesse ich ein bißchen, daß meine kulinarischen Bedürfnisse ständig zu kurz kommen.

Natürlich entgeht mir nicht, daß es in den Geschäften an Vielem mangelt, daß bestimmte Bücher unauffindbar sind, daß die Propaganda für das Regime um so aufdringlicher wird, je mehr die Bevölkerung (aus guten wie aus schlechten Gründen, nebenbei bemerkt) sie – sehr gemäßigt – abwehrt. Ich weiß, daß es für meine ostdeutschen Kommilitonen, die an der Universität Französisch studieren, kaum möglich ist, ein Visum für einen Paris-Aufenthalt zu bekommen. Aber all das sind in meinen Augen lediglich Schlackenrückstände, unvermeidliche und vorübergehende Zwangsläufigkeiten im Großen-Klassenkampf-im-Weltmaßstab. Was für mich in erster Linie zählt: In diesem Teil Deutschlands ist die Macht in den Händen derjenigen, die sich im eigenen Land, in den Internationalen Brigaden, manche auch in der französischen Résistance am entschiedensten dem Faschismus widersetzt haben. Damals weiß ich nicht oder will ich nicht wissen, daß man, wenn auch auf weniger blutige Weise als in den übrigen Volksdemokratien, gerade jene Kommunisten aufs Abstellgleis geschoben hat.



Sommer 1963: A. Lance (Mitte) in einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft bei Leipzig.

Meine Generation ist vom Ende der Kolonialkriege geprägt worden. Die eindeutige Solidarität der DDR mit den Völkern der Dritten Welt im Kampf um ihre Befreiung vermochte meine Sympathie für einen Staat, zu dem die Regierungen meines Landes keine diplomatischen Beziehungen unterhielten und den sie hartnäckig weiter als *Sowjetische Zone* oder als *Pankow-Deutschland* bezeichneten, nur zu verstärken. Im November 1962, bald nach meiner Ankunft in Leipzig, sehe ich auf der Dokumentarfilmwoche den Film *Octobre à Paris*, eine Dokumentation über die bestialische Unterdrückung der Algerierdemonstration am 17. Oktober 1961. Die hatte ein Polizeipräfekt veranlaßt, von dem ein paar Jahrzehnte später im Prozeß gegen diesen beflissenen Staatsdiener noch einmal die Rede sein sollte. Um seine Schuldlosigkeit zu bezeugen, scheut sich ein unsterblicher Akademisekretär nicht, deutschfeindliche Parolen wieder aufleben zu lassen. Der in Leipzig aufgeführte Film war damals in Frankreich verboten. Unter den Ehrengästen des Festivals war auch Vladimir Pozner, den von der OAS gedungene Mordscheren ein paar Monate vorher schwer verletzt hatten.

Als ich Ende des Sommers 63 Leipzig verlasse, um nach Paris zurückzukehren, habe ich das Gefühl, das *gute Deutschland* gefunden zu haben.

Die Bundesrepublik ist dagegen für mich bis Anfang der siebziger Jahre lediglich ein *Transit*-raum, nur dazu bestimmt, um nach Leipzig oder Ostberlin zu gelangen. Eigene Erfahrungen und Überlegungen, die Begegnung mit einer neuen Generation in der BRD, aus der auch das junge Mädchen stammte, das später meine Frau wird, sowie die immer kritischere Haltung meiner ostdeutschen Freunde aber bewirken schließlich, daß ich mich von Scheuklappen-Denken und Schwarz-Weiß-Malerei allmählich verabschiede.

Bestimmte Ereignisse wie die Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann im Herbst 1976 sollten diese Entwicklung beschleunigen. Ich hatte davon im Zug, der mich von Karlsruhe nach Hause brachte, erfahren. Dort hatte ich als Beobachter an einem Prozeß teilgenommen, den ein junger Lehrer, Mitglied der westdeutschen KP und mit *Berufsverbot* belegt, beim Landgericht angestrengt hatte. Den Prozeß hat er übrigens gewonnen. Dieses bittere Zusammentreffen gab zu denken.

Der große Schock allerdings war schon Jahre vorher erfolgt, als im August 1968 sowjetische Panzer in Prag eindringen. Hatte ich denn nicht ausgerechnet in dieser schönen Stadt während eines kurzen Aufenthalts im Sommer 1963 vage ein



März 1990: Frankfurter U-Bahn-Station nahe der Universität, A. Lance vor einem Plakat, das Christa Wolf während ihrer Poetik-Vorlesung in Frankfurt zeigt.

Geist ihrer Landsleute zu stärken und die Wende im Herbst 1989 mit vorzubereiten. Selten habe ich mich diesen Freunden so nahe gefühlt wie in diesen Monaten intensiven demokratischen Lebens, als eine wirkliche Alternative denkbar schien, jener *dritte Weg*, der gewiß einen radikalen Bruch mit einem Regime bedeutet hätte, das unfähig war, sich zu reformieren – und für dessen eindeutiges Scheitern das aufgeblähte, groteske Monstrum der Stasi ein symbolhafter Ausdruck war –, ohne sich indessen auf einen bloßen Anschluß an die Bundesrepublik zu beschränken.

Man weiß, was aus dieser Hoffnung – oder aus dieser Illusion – geworden ist.

Im November 1990, im Zug von Frankfurt am Main, wo ich seit ein paar Jahren arbeitete, nach Leipzig, das ich zum ersten Mal nach der Wiedervereinigung wiedersah, schrieb ich dieses Gedicht:

*Geistergrenze, abgerüstet  
Doch hab ich sie überschritten  
Der Blick, tränenleer  
Erinnerungen, nasenflügelvoll*

*Braunkohle der sechziger Jahre*

*Rotes gibt es nicht mehr  
Außer diesen Apfelpyramiden  
Am Fuß der schwarzen Stämme  
In Arbeitergärten*

*Olivfarbener LKW, kyrillische Lettern  
Verspätete Zugvögel  
Vor zerfallenem Grau*

*Landschaft, Landschaft  
Verschlingt das Wiedergekäu  
Brüchiger Mannschaften unter Beschuß*

*Der Winter bringt das Licht zum Schmelzen  
Verlorene Zeit will aufgerechnet sein*

Übersetzung von Frauke Rothe.

Die Gedichte wurden von Paul Wiens (S. 79) und Hans-Martin Erhard (S. 84) übertragen.

Unbehagen verspürt, das von einem verzerrten historischen Gedächtnis herrührte?

*[...] Absätze hallten in den Sälen der Geschichte  
Den Pfeilen folgen Der Stahl das Blut Volkstri-  
bune hoch über fotomontierter Masse Ein Veteran  
putzte die Vitrinen Es roch nach Fahne Kleister  
Tod und später in jenem stillen Viertel wo sich die  
Gräber türmen irrte ich durch Massaker und Lite-  
ratur. [...]*

Ende 1964 wollte ich Volker Braun kennenlernen, ich hatte angefangen, seine Gedichte zu übertragen. Erst 1971 konnte er endlich, ausgestattet mit dem Ausreisevisum der DDR und dem Einreisevisum Frankreichs, zum ersten Mal nach Paris kommen, ein Jahr nach Erscheinen seiner ersten Gedichtauswahl in französischer Übersetzung. Seine Reise fiel mit dem 100. Jahrestag der Kommune zusammen. Ich habe ein Foto von der Demonstration aufbewahrt, auf dem Volker in einer Reihe mit Lionel Ray, Henri Deluy und Jean-Claude Montel zu sehen ist. Volker Braun hatte mich mit anderen Schriftstellern aus der DDR bekannt gemacht. Manche von ihnen haben später aus eigenem Entschluß oder gezwungenermaßen ihr Land verlassen. Andere, wie Christa Wolf und Volker selbst, sind geblieben, sie haben der Zensur die Stirn geboten oder sie überlistet, und so mit ihren Texten und ihrer Haltung dazu beigetragen, den kritischen

# Geschichtliches und ungeschichtliches Denken

## Gedanken zum Abschluß der Münchner Goethe-Ausgabe

Von Walter Müller-Seidel

Johann Wolfgang von Goethes Geburtstag jährt sich am 28. August dieses Jahres zum zweihundertundfünfzigsten Mal. Bereits Ende 1998 ist die 1985 begonnene Münchner Goethe-Ausgabe fertig geworden, die unter Federführung des Saarbrücker Germanisten Karl Richter und unter Mitarbeit zahlreicher in- und ausländischer Wissenschaftler, insbesondere auch der Universität des Saarlandes, entstanden ist. Am 18. März wurde die Ausgabe, die im Carl Hanser Verlag erschienen ist, im Rahmen einer Feierstunde im Saarbrücker Schloß erstmals der Öffentlichkeit

vorge stellt. Die Ausgabe umfaßt 20 Bände, aufgeteilt auf 32 Teilbände und einen Registerband, mit rund 35.000 Seiten, von denen etwa 14.000 Seiten auf Einführungstexte, Dokumente, Kommentare, Register und Abbildungen entfallen. Das bemerkenswert Neue, das u.a. in der nachfolgend abgedruckten Rede von Walter Müller-Seidel – emeritierter Münchner Germanist und Lehrer Karl Richters – eingehend gewürdigt wird, liegt in der Anordnung der Werke Goethes nach Schaffensepochen. Red.

Zwei Goethe-Gedenkjahre sind in dem zu Ende gehenden Jahrhundert mit unserem Gemeinwesen – erst der Weimarer Republik, dann der Bundesrepublik – verknüpft: die Jahre 1932 und 1949. In einem Aufsatz zum Gedenken an Ernst Beutler kommt Dolf Sternberger auf die "Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche" zu sprechen, die wir Beutler verdanken; sie war 1949 in Zürich erschienen. Jeder Band, heißt es in Sternbergers Aufsatz, trage das Datum des 28. August 1949, „das Datum, das die Finsternis der Zeitläufte erhellen und den Deutschen abermals eine Erhebung gewähren sollte...“ Eher beiläufig wird auch die Erinnerung an den Todestag des Dichters erwähnt, an denjenigen des Jahres 1944, als am 22. März das alte Frankfurt in Schutt und Asche versank. Aber schon 1947 hatte Sternberger in der von ihm mitherausgegebenen Zeitschrift DIE WANDLUNG zu bedenken gegeben, ob das alte Frankfurt nicht schon sehr viel früher untergegangen sei: „inwendig, ganz ohne Krieg...“ Er erinnert damit an das, was zwischen den beiden Gedenkjahren geschehen war, an finstere Zeiten, die ihre Vorgeschichte haben. An sie aber wollten die Deutschen im zweiten Gedenkjahr, im Gründungsjahr der Bundesrepublik, nicht so gern erinnern sein, wie ein aus dem unfreiwilligen Exil zurückgekehrter Hochschullehrer damals feststellte: kein anderer als Richard Alewyn.

Auf einen Vortrag Alewyns geht zurück, was fortan unter der abgekürzten, aber auch mißverständlichen Formel „Goethe und Buchenwald“ bekannt wurde; in seinen Worten: „Zwischen uns und Weimar liegt Buchenwald. Darum kommen wir nun

einmal nicht herum ... Was aber nicht geht, ist, sich Goethes zu rühmen und Hitler zu leugnen. Es gibt nur Goethe *und* Hitler, die Humanität *und* die Bestialität. Es kann, zum mindesten für die heute lebenden Generationen, nicht zwei Deutschlands geben“. Das heißt keineswegs, daß Goethes dichterische Welt unmittelbar etwas mit dem zu tun hat, was vor 1945 und nach 1945 in Buchenwald geschehen ist, und heißt noch weniger, daß sein Werk so viel nicht angehen kann, wenn und weil solches geschehen konnte. Aber es heißt sehr wohl, daß es zwischen Goethe und den Ungeheuerlichkeiten, die sich mit dem Namen Buchenwald verbinden, eine Aneignung seiner geistigen Welt gegeben hat, die nicht rechtens war, eine Rezeptionsgeschichte, in der Mitschuld und Mitschuldige auszumachen sind. Daher ist es nicht angezeigt, mit Ranke zu fragen *wie es eigentlich gewesen*. Wir wollen hinsichtlich dieser Aneignung wissen, wie kommen konnte, was gekommen ist.

Auf Fragen wie diese kann die Antwort nur lauten, daß Goethe und seine Welt zu keiner Zeit vergessen, verdrängt oder verschwiegen wurden. Sie waren seit dem Ende der Epoche, in der er gewirkt hat, stets präsent; sie wurden gefeiert, beschworen und verklärt. Die Art der Aneignung, die man als eine Fehlentwicklung bezeichnen muß, war eine solche der Instrumentalisierung, des Dienstbarmachens zu fremden Zwecken. Instrumentalisierung bedeutet im Anschluß an Max Horkheimer: bedenkenloses Verfügen über Mittel ohne Reflexion auf die Zwecke, um die es geht. Goethe und die Weimarer Klassik werden in solcher Aneignung auf ein Hier und Heute hin instrumentalisiert, indem

man die geschichtliche Wirklichkeit entstellt, verfälscht oder ausblendet. Sie werden in anderer Weise auf eine als zeitlos verstandene Vergangenheit hin instrumentalisiert, indem man sich der Gegenwart wie der Zukunft verweigert. Ungeschichtlich sind beide Betrachtungsarten, und sie haben zu dem Unheil, von dem die Rede war, nicht wenig beigetragen. Hier wie dort handelt es sich um gestörte Beziehungen im Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart.

## Falsche Synthesen

Zur Instrumentalisierung als einer Form ungeschichtlichen Denkens gehören die falschen Synthesen im Namen Goethes. Richard Alewyn benennt eine solche, indem er den „Geist von Weimar“ und den „Geist von Potsdam“ in einem kritischen Sinn zitiert. Im Blick auf Goethe und die Weimarer Klassik, und das heißt aus der Optik geschichtlichen Denkens, wie es sein sollte, haben die beiden Ortsnamen unmittelbar nichts miteinander zu tun. Aber wenigstens seit 1870 gibt es die rhetorische Überhöhung dieser Synthesen immer erneut. Gustav Roethe, Präsident der Goethe-Gesellschaft in der Weimarer Republik – und ein dezidierter Verächter dieser Republik –, hat von dieser Formel reichlich Gebrauch gemacht; ausdrücklich wird er in der Hauptversammlung des Jahres 1933 um dieser Synthesen willen gerühmt.

Die falschen Synthesen auf geschichtslosem Fundament haben einen Zug zur Erbaulichkeit, zur Beschwichtigung und zum Wegsehen von dem, was weniger erhebend ist; sie sparen die andere Seite der Erinnerung aus. Gerichtet auf eine zeitlose Zeit, in der im Gegensatz zur ungeliebten Gegenwart ewige Harmonie waltet, geht es in ihnen um Zonen der Windstille, die an die Gefilde der Seligen denken lassen. In den stürmischen Zeiten vor dem Ersten Weltkrieg, in denen der Expressionismus von sich reden macht, veröffentlicht der später in Weimar ansässige Friedrich Lienhard, einer der maßgeblichen Wortführer der rückwärts gewandten Heimatkunst, seine Buchreihe „Wege nach Weimar“. Ästhetische Kultur in Erinnerung an die Zeit um 1800 versteht er als „Sehnsucht nach Freude, Güte und Harmonie“. Noch in Emil

Staigers 1952 erschienener Goethe-Monographie ist das Verlangen nach Harmonie im Blick auf Goethe und seine Welt unverkennbar, wenn davor gewarnt wird, in der Geschichte nichts als Widerspruch und Bestätigung zu suchen, „statt ... unbekümmert und selbstvergessen in ihre Gefilde auszuschweifen“.

## „Sehnsucht nach Freude, Güte und Harmonie“

Es leuchtet ein, daß bei so ausgeprägtem Verlangen nach Geschichtsräumen der Windstille die Französische Revolution als ein Störfaktor empfunden wird, den man am besten nicht zur Kenntnis nimmt. In Hermann August Korffs gewaltigem Werk *Geist der Goethezeit*, zwischen 1923 und 1953 in vier Bänden erschienen, kommt sie als historisches Ereignis nicht vor. Die Geschichte des ungeschichtlichen Denkens im Blick auf das Ereignis des Jahres 1789 in Frankreich hat sich in der deutschen Literaturwissenschaft noch nach dem Zweiten Weltkrieg zu behaupten vermocht, und als 1969 der französische Germanist Pierre Bertaux, sicher etwas überspitzt, Hölderlin als Jakobiner vorzustellen suchte, war helle Empörung unter denjenigen vernehmbar, die nur Dichtung als Dichtung und nichts als Dichtung gelten ließen.

In der Geschichte der Aneignung Goethes und der Weimarer Klassik war Gundolfs Monographie lange Zeit tonangebend. Daß den Ereignissen in Frankreich ein eigenes Kapitel vorbehalten ist, ist fast erstaunlich. Aber enttäuschend ist die Art, wie die Wirkung in Deutschland und besonders in Weimar beschrieben wird. Bekanntlich war Goethe hinsichtlich dieser Ereignisse beträchtlich verwirrt und verstört. Gleichwohl heißt es bei Gundolf: „Er hatte inmitten des allgemeinen politischen Taumels, des Streits um abstrakte Ideale, um Parteiprinzipien und Interessenkomplexe die gefährdete Wirklichkeit des schönen und harmonischen Menschentums zu schützen“. Daß die Humanitätsidee der deutschen Klassik sich auf dem Hintergrund des Revolutionsgeschehens herausbildet, wie sich an Herders *Briefen zur Beförderung der Humanität* zeigt, wird in solchem Verlangen

nach Harmonie hoffnungslos verkannt. Statt dessen spricht Friedrich Gundolf in demselben Buch mit Beziehung auf Goethes *Iphigenie auf Tauris*, mitten im Ersten Weltkrieg, vom „Evangelium der deutschen Humanität schlechthin“.

Gundolfs *Goethe* ist schon von der Ausstattung her ein gewichtiges Buch, ein Dokument des monumentalischen Stils, wie er im Kreis um Stefan George geschätzt war. Aber solche Stilisierungen zum Großen hin beginnen früh, und sie setzen sich im 19. Jahrhundert fast ungebrochen fort. Vor anderen ist es der hochkultivierte Herman Grimm aus gelehrtem Hause, der zu solchen Stilisierungen das Seine beigetragen hat. „Wir verlangen monumentale Bilder unserer großen Männer ... Das Thronende, das Olympische, das seinen Mitlebenden schon als sein eigentliches Wesen hervortrat, muß seine Statue umschweben“, heißt es in einem Aufsatz aus dem Jahre 1898. Der monumentalischen Geschichtsbetrachtung als einem Typus neben anderen hatte Nietzsche in der zweiten seiner *Unzeitgemäßen Betrachtungen* das Wort geredet. Ihm vor allem ist das zu mythischer Größe stilisierte Goethebild Gundolfs verpflichtet, das sich mit einem ungeschichtlichen und ganz unwirklichen Bild von Harmonie verbindet, wenn es in seinem Buch abermals heißt: „Goethe ist der einzige Deutsche, der jene Harmonie völlig erreicht hat, er ist deshalb unser vorzugsweise klassischer Mensch“.

## Versagen vor der Moderne

Das ungeschichtliche Denken in solchen Sätzen beruht darin, daß die Geschehnisse, die das Leben erschweren – die Sorge, die kummervollen Nächte, die Tragik oder die Todesnähe – in derart lebensfernen Beschwörungen menschlicher Größe verdrängt werden. Mit solcher Erhebung zu mythischer Größe geht eine Erhebung zu zeitloser Norm einher, und in solchem Tun hat man einen der Erklärungsgründe zu sehen, wenn gefragt wird, wie kommen konnte, was gekommen ist. Wir haben es mit einem folgenreichen Versagen vor der Moderne zu tun – nicht vor derjenigen in Gesellschaft, Wissenschaft und Technik. Es geht

um ein Versagen vor der kulturellen, vor allem aber vor der literarischen Moderne, die mit ihren Mitteln auf die Modernisierung der Welt antwortet, ohne rückständig zu sein. Bejahung des technischen Fortschritts, was sein soll, bei gleichzeitiger Beschwörung der verblaßten Formel vom Guten, Wahren und Schönen, die nicht mehr sein soll, bezeichnet die Diskrepanz in der Geschichte des ungeschichtlichen Denkens. Diese Formel, der sich die Wortführer der Weimarer Klassik gelegentlich bedienen, war schon damals ungeeignet, den Reichtum dieser Kultur zu erfassen. Sie ist der wandelbare Teil in einer Kultur der Vergangenheit, in der es durchaus Konstanten gibt, Errungenschaften, hinter die nicht zurückgegangen werden darf, wenn es darum geht, Barbarei abzuwenden. Daher muß im Umgang mit einer Kultur wie dieser alles darauf ankommen, das in ihr Wandelbare einer späteren Gegenwart ebenso zu vermitteln wie die Konstanten, die nicht preiszugeben sind. [...]

## Münchener Goethe-Ausgabe – nach Epochen seines Schaffens

Die Münchener Goethe-Ausgabe des Hanser Verlages, die zu großer Freude ihrer Leser, Liebhaber, Herausgeber, Verleger und auch zu meiner Freude nunmehr abgeschlossen vorliegt, geht über die Ansprüche einer Studienausgabe herkömmlichen Stils deutlich hinaus. Das zeigt die geleistete Arbeit am Text. Hinter der Bezeichnung Textredaktion verbirgt sich nicht selten die Arbeit einer Textrevision. *Faust II* wie dem *Briefwechsel mit Zelter* kommen im Rückgang auf die Handschriften der Rang selbständiger Editionen zu. Doch hat die Münchener Ausgabe ihr Schwergewicht zweifellos in der chronologischen Anordnung der Texte – einer Neuartigkeit, die etwas Belebendes hat. [...] Dieses neuartige Prinzip der Gliederung ist nicht annalistisch, sondern es gliedert nach schriftstellerischen Epochen, wie ein bezeichnender Ausdruck lautet. Vielfach ungewohnte, aber durchaus ansprechende Bezeichnungen lernen wir auf diese Weise kennen wie „Epoche der Wahlverwandtschaften“, „Divan-Jahre“ oder „Letzte Jahre“. Der auffallendste und in seiner Neuartigkeit fast sensa-

tionelle Titel betrifft den vierten Band mit der Bezeichnung „Wirkungen der Französischen Revolution 1791 – 1797“. Er zeigt eindrucksvoll, daß diese Revolution auch für Goethe eine Revolution war, wie er sich gegenüber Jacobi geäußert hat. „Weimarer Klassik“ heißt der sechste Band. Er bezeichnet eine schriftstellerische Epoche, aber keine überzeitliche Norm.

In dieser nun vorliegenden Ausgabe, das zeichnet sie aus, wird in Zusammenhängen gedacht. Die „Amtlichen Schriften“ stehen im Zusammenhang der naturwissenschaftlichen Schriften, diese im Zusammenhang der dichterischen Werke wie der Autobiographik. Vielfältige Bezüge werden hergestellt: solche zur Lebensgeschichte, zur Sozialgeschichte, zur politischen Geschichte oder zur Wissenschaftsgeschichte. Ein unverkrampftes Verhältnis von Biographie und dichterischem Werk wird erkennbar, das mit dem Biographismus von ehemals nichts zu tun hat. Die Einführung zum Epochenband „Der junge Goethe“ (von Gerhard Sauder) verweilt wiederholt bei Familienkonstellationen wie dem Verhältnis zur Schwester, und ganz fern von dogmatischer Einseitigkeit wird beiläufig bemerkt: „Der Psychoanalytiker K. R. Eissler hat in seiner Goethe-Studie auf die Übertragung der Mutterliebe auf die Schwester und die Vielschichtigkeit dieser Geschwisterliebe hingewiesen.“ (MA I.1, S. 761) Man erinnert sich der Aufregung unter Germanisten bei der Verleihung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt an Sigmund Freud im Jahre 1930, die erst durch die Mitwirkung Alfred Döblins zustandekam. [...]

Goethe hat seiner amtlichen Tätigkeit viel Zeit gewidmet, aber er hat sich ihr nicht verschrieben, sondern mehrfach kommt es zu einer Flucht vor ihr. Von Eskapismus zu sprechen, wäre durchaus verfehlt; in Wirklichkeit handelt es sich um einen Fall von Opposition: Ein weimarerischer Staatsminister opponiert im Namen der Poesie gegen ein Zuviel an amtlicher Tätigkeit. Er will um der Poesie willen auch einmal wieder seine Ruhe haben. Und nun lesen sich auf dem Hintergrund der „Amtlichen Schriften“ einige der herrlichsten Gedichte aus dieser Zeit doch sehr anders. Zu sprechen ist über Gedichte wie *Wanderers Nachtlied* („Der du von dem Himmel bist, / Alles Leid und

Schmerzen stillest...“), *An den Mond* („Füllest wieder Busch und Tal / Still mit Nebelglanz...“) oder um *Wanderers Nachtlied* erneut („Über allen Gipfeln / Ist Ruh...“). Alle diese Gedichte sind der Mühsal amtlicher Tätigkeit abgerungen; sie sind Gegenwelt und Gegengewicht. [...]

## Opposition im Namen der Poesie

Die naturwissenschaftlichen Schriften erhalten in der Münchner Ausgabe ein Gewicht, über das man sich nur freuen kann. Das Spektrum der Erkenntnisinteressen ist weit gespannt. Sie handeln von Mineralogie, Geologie, Biologie, Morphologie, Optik, Physik und Meteorologie, wie einzelne Kapitel seit dem ersten Weimarer Jahrzehnt überschrieben sind. Es wäre eine unzutreffende Ausdrucksweise, wenn man sagen würde, daß die naturwissenschaftlichen Schriften das dichterische Werk seit der Übersiedlung nach Weimar begleiten. Der Zusammenhang ist ein anderer: Die beiden Abteilungen, in der Weimarer Ausgabe voneinander getrennt, stehen nicht nur gleichberechtigt nebeneinander, sie sind vielmehr als eine Einheit anzusehen, die sich nur im sprachlichen Ausdruck voneinander unterscheiden. Dieser Zusammenhang wird vollends evident in der Art, wie Lyrik und Naturwissenschaft aufeinander bezogen sind.

Das Gedicht *Urworte. Orphisch*, als Eröffnungsgedicht des I. Heftes *Zur Morphologie* zuerst 1820 erschienen, wird in dieser Ausgabe mehrfach gedruckt, weil es in vielfältigen Zusammenhängen steht. In anderer Weise wird dieser Zusammenhang von Karl Richter in der Einführung zum *West-östlichen Divan* am Gedicht *Entoptische Farben*, einem unbestreitbar herrlichen Gedicht, verdeutlicht, und in einem grundsätzlichen Sinn heißt es: „Von der italienischen Reise an war Goethe zu allen Zeiten bemüht, seine poetische Verfahrensweise von der naturwissenschaftlichen Reflexion her zu fundieren“ (MA 11.1.2, S. 328). Solche Zusammenführung von Lyrik und Naturwissenschaft ist aus heutiger Sicht eine Unmöglichkeit. Die für Goethe selbstverständlich verbürgte Einheit ist historisch geworden – und wirkt dennoch in unsere heutige Welt als etwas Mögli-

ches oder möglich Gewesenes hinein. In beiden Geistestätigkeiten sah Goethe humanes Denken am Werk. [...]

## „Größe ist das, was wir nicht sind“

Daß man dem zweiten Teil von Goethes *Faust* nur gerecht wird, wenn man den Stil des Spätwerks begreift, wird heute kaum noch bestritten. Von dieser unverrückbaren Zuordnung zum Alterswerk versteht sich die Aufteilung der *Faust*-Dichtung auf verschiedene Bände, die den verschiedenen Epochen entsprechen, in denen an ihr gearbeitet wurde. Im Kommentar von Dorothea Hölscher (zu *Faust II*), in dem man unschwer den Niederschlag eines Lebenswerkes erkennt, ist das Auseinander-treten der Werkteile unter Hinweis auf drei Gesichtspunkte erläutert: Zum ersten handelt es sich um den fundamentalen Unterschied des Subjektiven im ersten Teil vom Objektiven des zweiten, was die Darstellungsart angeht; hinzu kommt die durch die Naturwissenschaft veränderte Denkweise; schließlich das Anderssein des zweiten Teils, das darin beruht, daß in ihm frühere Lebensepochen – der Sturm und Drang in den Schülerszenen, die Klassik in der Helena-Tragödie – thematisiert werden. – Wie sehr sich dieser Kommentar von dem entfernt hat, von dem einleitend die Rede war, vom Monumentalen in der Vielzahl seiner Spielarten, bezeugen eindringlich die ersten Sätze der Einleitung:

*„Die Zeit ist durch Größe verwundet, sie ist sie gründlich satt ... Das ‚immer strebende Bemühen‘ – Movens für Fausts Größe –, wurde schon in der wilhelminischen Epoche als Definition deutscher Tüchtigkeit mißbraucht; diese Vokabeln sind strapaziert, vernutzt, sie transportieren keine Wahrheit mehr. Das Menschliche erfahren wir heute eher in der Spiegelung des Durchschnittlichen, an Randexistenzen, in der Darstellung nicht geglückten Lebens.“* (MA 18.1, S. 535)

Es folgt im Zitat der Satz aus Jacob Burckhardts *Weltgeschichtlichen Betrachtungen*: „Größe ist das, was wir nicht sind“; und an Burckhardt denkt

man auch sonst, an den Ausspruch: „Das Wesen der Geschichte ist die Wandlung.“

Der Münchner Goethe-Ausgabe als einer solchen nach Epochen seines Schaffens ist der Sinn für Wandel von vornherein mitgegeben. Die ältere Forschung hat sich einseitig am jungen Goethe erfreut, der Wandel schuf, weil er eine überlebte Welt hinter sich ließ. Aber aufs Ganze gesehen hat man lange Zeit zu wenig bemerkt, daß die mit dem Sturm und Drang verbundene Dynamisierung sich mehrfach wiederholt als der Stilwandel, der das Ganze dieses Lebenswerkes so lebendig erscheinen läßt. Doch ist Wandel im Werk und im Leben Goethes am wenigsten Mitgehen mit dem Zeitgeist oder Anpassung an ihn. Goethe widersetzt sich 1790 und 1814 diesem Zeitgeist und wandelt sich in seinem Stil gleichwohl. Dieser Wandel ist immer belebend, und zu seiner paradoxen Struktur gehört es, daß sich zum Altersstil Begriffe wie Erneuerung, Verjüngung oder wiederholte Pubertät hinzugesellen.

Wie Burckhardt kennt auch Goethe Konstanten; er sagt Dauer im Wechsel, und sicher ist humanes Denken in seinem Verständnis nicht beliebig wandelbar. Aber auch das Überdauernde, das relativ Überdauernde, ist einer jeden Gegenwart als etwas Lebendiges zu vermitteln; nirgends ist es deutlicher ausgesprochen als im denkwürdigen Gespräch mit dem Kanzler von Müller, 1823: „Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den Elementen des Vergangenen gestaltet ...“ Das darf uns nicht hindern zu sehen, daß ihm Vergangenheit, Erinnerung und Geschichte, vor allem als Kultur- und Wissenschaftsgeschichte, viel bedeuten: ein Zuhause sein in fernen Zeiten und fremden Kulturen. Was Jan Assmann als kulturelles Gedächtnis bezeichnet hat, kann man in einigen Versen ausgedrückt finden, die zum Herrlichsten gehören, was man im *West-östlichen Divan* zu lesen und zu hören bekommt (MA 11.1.2, S. 54):

*Wer nicht von dreitausend Jahren  
Sich weiß Rechenschaft zu geben,  
Bleib im Dunkeln unerfahren,  
Mag von Tag zu Tage leben.*



## Annette Grund

Geboren in Nossen/Meißen,  
aufgewachsen in Wiesbaden

1965 – 71

Kunsthochschulen Mainz und Braunschweig (bei Sartorius, Cimiotti, Neunhausen, v. Saalfeld),  
TU Braunschweig (Kunstgeschichte und Pädagogik)

1971 – 72 Referendarzeit in Hannover

seit 1972 Kunsterzieherin in Homburg/Saar

seit 1974 Mitglied im Saarl. Künstlerbund

verheiratet, zwei Kinder

### Einzel- und Gruppenausstellungen, Kataloge (Auswahl):

1970

Kunstverein Hannover (GA)

1971

Künstlergruppe „arche“, Hameln (GA)

Galerie abc, Braunschweig (EA)

Kunstverein Hannover (GA)

seit 1972

Beteiligung an Ausstellungen in Saarbrücken,  
Forbach, Saarlouis, Kaiserslautern, St. Wendel,  
Neustadt a.d.W., Jockrim

1975

Zeitmesser dpa (Kunstmappe: saarländische  
Künstler arbeiten mit Nachrichten)

1983

Spekulum: Frauenkünste – Geburtstage – Krankheitsbilder (Katalog zur Ausstellung in Bremen und Bonn) Bremen und Berlin: Elefant Press

1999

Kunst im Kasten. Saarländisches Künstlerhaus  
Saarbrücken.

### Techniken:

Zunächst großformatige Lithografien und Bleistiftzeichnungen, vielfach zu literarischen Motiven (Handke, Hildesheimer, Musil, Oskar Wilde, Saint-Exupéry u.a.). In den 80er Jahren großformatige gegenständliche Malerei, in den 90er Jahren Mischtechniken und Combine-Painting.



„Der König und ich, Hommage à Jordaens“, Öl auf Leinwand, 80 x 100 cm, 1998



„Näherinnen“, Öl auf Leinwand, 80 x 100 cm, 1988



„Stanzerinnen“, Öl auf Leinwand, 80 x 100 cm, 1989



„Stanzerinnen“ (Ausschnitt), Öl auf Holz, Combine-Painting, 100 x140 cm, 1995

# Abbitte

## Zur Anatomie eines unheimlich starken Abgangs

Von Joseph Le Hautpalatin

Oskar Lafontaine hat nicht die öffentliche Kontrolle der Atomwirtschaft gefordert, die in vielen anderen kapitalistischen Ländern in staatlicher Hand ist. Oskar Lafontaine hat nicht die Zerschlagung der neuen Finanzmagnaten, die sich immer noch Versicherungsunternehmen nennen, ins Auge gefaßt, was ein Beitrag zur Wiederherstellung einer funktionierenden Marktwirtschaft wäre. Oskar Lafontaine hat nicht auf die Einführung der Tobin-Steuer gedrängt, die den Casino-Kapitalismus der 90er Jahre etwas zähmen würde. Und Oskar Lafontaine hat nicht die Suprematie der transnationalen Konzerne angegriffen, die im Begriffe sind, die Welt unter sich aufzuteilen und die Nationalstaaten in ihre Schoßhündchen zu verwandeln. Hätte er sich zu solch marktkonformen Korrekturen des entfesselten Kapitalismus verstiegen, er wäre vermutlich nicht mehr am Leben. Die Marktradikalen dieser Welt, die sich in der letzten Dekade epidemisch vermehrten, haben schließlich schon des öfteren gezeigt, daß ihnen zur Durchsetzung ihrer Ideologie und ihrer Interessen jedes Mittel recht ist.

Der abrupte und sprachlose Abgang, der die Medienmeute so herrlich dumm aussehen ließ, reizt zur Mythenproduktion selbst auf Seiten der Linken, die doch sonst die Vernunft gepachtet hat. Michael Jäger etwa, der gewöhnlich durch intelligente und durchdachte Analysen des politischen Betriebs auffällt, stilisiert ihn im FREITAG zum Kämpfer „gegen die ungeheure Verschärfung der Ausbeutung in den letzten zehn Jahren“, der gezeigt habe, „daß man das Großkapital entmachten könne“. Das ist entschieden zuviel der Ehre für Oskar Lafontaine, es reproduziert nur spiegelverkehrt die Verbalinjurien der Neoliberalen, die ihm eine jakobinische Ballonmütze aufsetzen wollen.

### Bündnis für Steuervermeidung

Oskar Lafontaine hat etwas viel Bescheideneres versucht als die Davids-Rolle gegen den Kapital-Goliath zu spielen. Er hat sich um die Handlungsfähigkeit des Staates gesorgt, die bekanntlich auf dem Zufluß finanzieller Mittel aus den Revenuequellen Arbeit, Kapital und Boden basiert. Und es hat ihn erbost, daß die Steuerquelle Arbeit zu ei-

nem breiten Strom angeschwollen ist und aus der Steuerquelle Kapital nur noch ein dünnes Rinnsal vor sich hinplätschert. Nicht genug, daß hierzulande aller Reichtum auf der Aneignung unbezahlter Arbeit (Mehrwert) beruht, die Arbeitnehmer bezahlen auch noch fast ausschließlich den Apparat, der ihre Unterwerfung unter das Kapital absichert. Und nicht genug, daß das Kapital alle Möglichkeiten zugeschanzt bekommt, die Arbeitskraft profitabel anzuwenden, es erteilt sich auch noch eine Generalabsolution bei der Schaffung der materiellen (Infrastruktur), der politischen (Gewaltmonopol) und der kulturellen (Bildung) Voraussetzungen der Profitproduktion. Oskar Lafontaine hat – nüchtern, also nicht medien- und wissenschaftstrunken, betrachtet - nichts anderes beabsichtigt, als ein klein wenig mehr Steueraufkommensgerechtigkeit herzustellen. Er wußte, daß sich ein „Bündnis für Arbeit“, das aus arbeitsmarktpolitischen Gründen den Noch-Beschäftigten neue Opfer abverlangen wird, nur legitimieren läßt, wenn gleichzeitig das „Bündnis für Steuervermeidung“ gesprengt wird.

Selten ist soviel Unfug von der (bezahlten) Wissenschaft und vom neoliberal durchwirkten Medienkartell verzapft worden wie in der Steuer-Diskussion. Gezielt und weitgehend unwidersprochen wurde der falsche Eindruck erweckt, als ob der Staat die darbenenden Unternehmen mit unsittlichen Steuersätzen abzocken und damit ihre tief verwurzelte Investitionsneigung ersticken würde. Tatsächlich jedoch ist Deutschland, wie die OECD in einer großen international vergleichenden Studie feststellt, für die Eigentümer von gewerblichen Unternehmen ein Steuerparadies, eine Steueroase. Die Daimler-Leute werden gewußt haben, warum sie nach der Fusion mit Chrysler ihren Firmensitz im Lande gelassen haben. Denn Daimler ist ein Konzern, der seit Jahren keine müde Mark Steuern zahlt, aber jede denkbare Subvention kaltherzig einsackt. Dies Land ist schon ganz porös von Steuerschlupflöchern. Die sogenannten Rückstellungen, wegen deren Besteuerung sich Oskar Lafontaine zuletzt mit den Strom- und Versicherungskonzernen gezankt hat, sind mittlerweile zu einer Summe von 700 Milliarden (!) DM aufgelaufen, was in etwa dem Nettowert des deutschen Fixkapitals (Maschinen und Gebäude) entspricht.

Für diese verschleierte Profite ist bisher noch kein Pfennig Gewinnsteuer in die öffentlichen Kassen geflossen. Sie werden stattdessen verwendet, um steuersubventioniert die Zentralisation des Kapitals voranzutreiben (Firmenaufkäufe), um in neue Märkte wie die Telekommunikation einzudringen oder um die Börsenspekulation weiter anzuhetzen.

## Jubelschreie an den Börsen

Die Profiteure der hiesigen Steuergesetzgebung sind die großen, respektive die transnationalen Unternehmen. Sie können ihre Gewinn- und Verlustrechnung nach Belieben so lange zwischen ihren internationalen Standorten hin- und herbalancieren, bis schließlich die Steuerlast bei Null angelangt ist. Sie betreiben die Praxis der Rückstellungen so exzessiv, um ihre Extraprofite nicht ausweisen zu müssen. Der Mittelstand hingegen, der im Gegensatz zur rationalisierungsintensiven Großwirtschaft Arbeitsplätze schafft, wird steuerpolitisch geschröpft. Daß die Vernichtung von Arbeitsplätzen belohnt und der Aufbau von Beschäftigung bestraft wird, diesen (unbeabsichtigten?) Effekt des deutschen Steuersystems wollte Oskar Lafontaine moderat korrigieren. Gedankt hat es ihm der Mittelstand nicht. Seine Repräsentanten haben genauso ordinär mitgehöhlt wie die Flegel des Großkapitals, als die Rücktrittsmeldung über den Ticker lief. Das Jubelgeschrei an den Börsen, in den *business classes*, auf einer Tagung der Antiquitätenhändler (!) signalisierte einen vorläufigen Tiefpunkt der politischen Kultur in diesem Lande, den zu unterschreiten einige Wochen später nur noch dem von Lafontaine zu Recht geschurigelten Scharping vorbehalten war, der Brand- und Hetzreden gegen ein anderes Land hält, wie man sie lange nicht mehr gehört hat.

Ganz gegen ihre Art sind bei diesem unappetitlichen Freudenspektakel des Kapitals die Saarländer aus der Reihe getanz. Die heimische Wirtschaft hat sich auffällig zurückgehalten, den Stil gewahrt und dem aus einer schlechten Kinderstube herührenden Verhalten widerstanden, einen, der geht, auch noch mit Dreck zu bewerfen. Ja es gab ver-

einzelt sogar anerkennende Worte ob der Verdienste von Oskar Lafontaine um die saarländische Wirtschaft. Gewiß hat dieser Anstand mit dem hier sehr ausgeprägten Lokalpatriotismus zu tun, doch die Unternehmer wissen gleichermaßen, daß Oskar Lafontaine alles andere als ein wirtschaftsfeindlicher Politiker war. Sie haben nicht aus ihrem Gedächtnis gestrichen, daß er es war, der die (angeblich) starre Arbeitszeitordnung zum Tanzen brachte, der dem fixen Kapital den Vorrang vor den Menschen einräumen wollte (Maschinenlaufzeiten), der dem Saarlouiser Ford-Werk einen Industriepark errichten ließ (Wer ist da eigentlich der Automann?), der freigebig bestehende Firmen subventionierte und die Voraussetzungen für Existenzgründungen schuf (Gründer- und Starterzentren, Technologiezentren, Science-Park), der dem regionalen Staatsapparat einen eisernen Sparkurs verordnete und und und.

## Kritik am der kritischen Kritik

Die SAARBRÜCKER HEFTE haben diesen wirtschaftsfreundlichen Modernisierungskurs zum Teil mit scharfer Kritik, zum Teil mit böser Häme begleitet. Die tieferliegende Antriebsfeder war ein Unbehagen an der politischen Kultur des Landes, die in unserer Wahrnehmung zu stark auf eine Person ausgerichtet war und den produktiven Streit der (Staats-)Bürger zu ersticken drohte. Diese zivilgesellschaftliche Überdeterminierung unseres Einspruchs hat den Blick getrübt für das, was ein Länderchef mit seinen begrenzten Vollmachten in einer kapitalistischen Ökonomie ausrichten kann. Nach allem, was passiert ist, müssen wir heute festhalten, daß Oskar Lafontaine – an den Startvoraussetzungen dieser Montanregion gemessen – einiges zustande gebracht hat. Das Saarland hat die rote Laterne in puncto Wirtschaftskraft in den alten Bundesländern längst abgegeben, es hat Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Rheinland-Pfalz und Bremen hinter sich gelassen. Und seien wir ehrlich, die autoritäre Rede Oskar Lafontaines, die unser zartes "Habermas-Gemüt" so in Aufruhr versetzt hat, ist um vieles wohltuender als der leere Mediendiskurs der Schröder, Fischer, Müller und wie sie alle heißen.

## Im Schröder-Staat

In welcher Welt leben wir eigentlich, wenn ein Verfechter der Marktwirtschaft *und* der sozialen Einbettung dieser Wirtschaftsform, also wenn ein Anwalt des „sozial gebändigten Kapitalismus“ (Habermas) zum Haßobjekt der Unternehmer und großer Teile der „freien“ Medien wird. Um diese Frage zu beantworten, ist ein kleiner Rückblick auf eine Zeit nützlich, in der die Linke noch eine Staatsdiskussion geführt hat. Damals standen sich zwei Positionen gegenüber, von denen die eine als hölzern, agententheoretisch und vulgärmarxistisch galt und die andere als elaboriert, logisch und intelligent. Die plumpe Position behauptete, daß der Staat der geschäftsführende Ausschuß des Monopolkapitals sei, daß er die Monopolrente des Großkapitals sichern helfe und dadurch in einen Gegensatz zum Mittelstand und zum „Volk“ gerate. Das diesem Befund zugrundeliegende Theorem hieß „Staatsmonopolistischer Kapitalismus“. Die andere Position verwahrte sich gegen die Simplifizierung der inneren Zusammensetzung des Kapitals sowie gegen die Hypostase einer direkten Parteilichkeit des Staates. Sie statuierte ein Interesse des Staates an sich, was ihn dazu bewege, das Florieren der Wirtschaft zu fördern. Damit die Revenue kontinuierlich fließe und so die materielle Basis des Staates gefestigt werde, deshalb greife der Staat regulierend in das Wirtschaftsgetriebe ein. Die Staatsintervention geschehe einmal, um das Kapital durch Regelssetzung und Regeldurchsetzung vor den selbstzerstörerischen Konsequenzen seines Tuns (Überakkumulation, Raubbau an der Arbeitskraft) zu bewahren, und zum anderen, um zwischen den verschiedenen Kapitalfraktionen zu vermitteln und auszugleichen (Kartellrecht, Mittelstandsförderung etc.). Der Staat war in diesem Denkansatz nicht das organisierende Zentrum des Monopolkapitals, sondern der „ideelle Gesamtkapitalist“.

Wenn man diese Terminologie auf die heutige Situation anwenden will, dann war Oskar Lafontaine ein Repräsentant des „ideellen Gesamtkapitalisten“. Mit seinem Abgang verläßt eine rar gewordene Spezies das Feld und die Wirklichkeit holt ohne jede Gegenwehr die schlichte und holz-

schnittartige Stamokap-Theorie ein, ja sie fällt noch hinter das schon bedenklich niedrige Niveau des „Marxismus leicht gemacht“ zurück. Der Stamokap reklamierte noch eine aktive Rolle des Staates, eine Agenten-Rolle. Der Schröder-Staat ist bloß noch der Büttel des Kapitals. Er hat nichts mehr an sich von der Restwürde, die dem bürgerlichen Staat noch von den Klassikern des Kommunismus gelassen wurde, auch nichts mehr von der Subjektivität, die die Agententheoretiker in ihn hineininterpretierten. Wozu noch Profitinteressen ausgleichen, vermitteln, adeln und unter den milden Schein des Gesamtwohls stellen und dadurch Stoff für Millionen Stunden Gemeinschaftskunde geben, wo doch dies alles nur Geld kostet, und das hat der schlanke Staat nicht mehr. Wieso nicht gleich die Piëchs, Schrempps, Tietmeyers, Henkels, Henslers, Bergers und Bertelsmänner regieren lassen. Faktisch tun sie es; die 68er, die jetzt an der Macht sind, repräsentieren nur noch mit ihren armani- und brionigekleideten Körpern. Die Marathon- und Automänner, die „Genossen der Bosse“, fügen der linken Staatstheorie ein neues Aperçu an: Ihre Regierung ist der ideelle Gesamtstrohmann des Kapitals.

## Der kurze „Sommer“ der Republik

Ja wo san mer denn!? ... fragt man in Bayern ungläubig und wutentbrannt, wenn das vertraute Koordinatensystem verrutscht und eine echte Schweinerei auf den Plan tritt. Wir sind auf dem Weg in die „Berliner Republik“, wir vollenden die Einheit Deutschlands. Es mag Zufall sein, aber wunderbarlich wäre es nicht, wenn Oskar Lafontaines Rücktritt signalisiert, daß er diesen Weg nicht mitgehen will. Seine Skepsis gegenüber der Wiedervereinigung hatte ja nicht nur monetäre Gründe, die nebenbei voll „verifiziert“ worden sind. Jeder weiß es und keiner darf es sagen: Ohne die Einverleibung des Ostens gäbe es all die Probleme nicht, die heute den Sozialstaatsgegnern und den stinkreichen Verzichtspredigern so Auftrieb geben. Oskar Lafontaines Reserve gegen die „Wende“ hatte wohl ebenso mit der Vorahnung ob der Wirkungen des Epochenbruchs auf den Kapitalismus

zu tun. Mit der Systemgrenze zwischen Ost und West ist auch die soziale Einfriedung des Kapitalismus gefallen. Der kurze Sommer der bundesrepublikanischen Zivilgesellschaft, der mit der Wende jäh endete, war nicht das Werk der 68er, sondern seine Geburtshelfer saßen im kalten und despotischen Moskau. Dem Gerontokraten Brezhnev haben wir mehr zu verdanken als der jugendbewegten grünen Pastorin Vollmer. Karl Kraus hat die Zusammenhänge schon vor 70 Jahren durchschaut:

*„Der Kommunismus ... der Teufel hole seine Praxis, aber Gott erhalte ihn uns als konstante Drohung über den Häuptionen jener, so da Güter besitzen und alle anderen zu deren Bewahrung und mit dem Trost, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei, an die Fronten des Hungers und der vaterländischen Ehre treiben möchten. Gott erhalte ihn uns, damit dieses Gesindel, das schon nicht mehr aus und ein weiß vor Frechheit, nicht noch frecher werde, damit die Gesellschaft der ausschließlich Genußberechtigten wenigstens doch mit einem Alldruck zu Bett gehe! Damit ihnen wenigstens die Lust vergehe, ihren Opfern Moral zu predigen, und der Humor, über sie Witze zu machen.“*

Den Kommunismus haben sie zum Teufel gejagt und prompt sind die Armut, der Krieg und die Moralisten wieder da. Und was ist der Neoliberalismus anderes als eine Verhöhnung der „einfachen“, der arbeitenden und der armen Menschen!?

Nein, in der „Berliner Republik“ kann man sich Oskar Lafontaine nicht gut vorstellen. Die Ouvertüre, die gerade gespielt wird, ist nichts für die Ohren eines *citoyens*. Der Dreiklang aus der Ermächtigung des Kapitals, aus dem von den Eliten umjubelten Austritt aus der Erinnerungspflicht an Auschwitz und aus dem von Rotgrünen vollzogenen Eintritt in einen Krieg gegen Serbien, das die Deutschen in diesem Jahrhundert schon zweimal mit einem Krieg und einem wirklichen Völkermord überzogen haben, jagt einem kalte Schauer über den Rücken. Die „Berliner Republik“ wird von Untertürkheim und Wolfsburg aus regiert, ihrer Hauptstadt bleibt die Zurschaustellung der „schimmernden Wehr“ (öffentliche Gelöbnisse), der Spaßdienten an der Technofront (Love-Parade)

und des Personals der Bourgeoisie im Reichstag. Berlin ist die richtige Bühne für die Scharfmacher der „selbstbewußten Nation“: für einen Menschenrechts-Landser Fischer und für einen Moral-Feldwebel Scharping, aber nicht für einen frankophilen und friedensbewegten Oskar Lafontaine, der sich auch nicht durch den Menschenrechts-Bellizismus Cohn-Benditscher Machart (die zeitgemäße Form des Imperialismus) hat irre machen lassen.

## Eine Bitte zum Schluß

Vergegenwärtigt man sich die Militarisierung der Politik und die Entfesselung der Ökonomie, die ausgerechnet von Vertretern der 68er-Generation, die sich offensichtlich „freigesetzt“ fühlen, die durch Auschwitz gebotene Zurückhaltung ihrer Väter aufzugeben, mit ins Werk gesetzt wird, so kann man Oskar Lafontaine nur beglückwünschen, rechtzeitig abgedreht zu haben. Er ist wohl doch nicht der Machtmensch, den wir in ihn hineingehimmelt haben, wenn er in der Lage ist, den Bettel einfach hinzuwerfen. Es ist eine große und mutige Tat, größer als die, auf Belgrad Bomben zu werfen, wenn man der Familie und dem Kind (der Zukunft) den Vorzug vor den öffentlichen Händeln, die gegenwärtig eine längst tot geglaubte Vergangenheit (Kapitalismus pur und Krieg) wieder revitalisieren, gibt. Oskar Lafontaine scheint keine Angst vor dem Glück zu haben. Glück heißt, seiner selbst ohne Schrecken inne zu werden. Der *horror vacui*, der die Charaktermasken aus der politischen Klasse vor einem solchen Schritt zu sich selbst abhält, wird heute gerne als Erfüllung einer Pflicht veredelt. Gottseidank ist Oskar Lafontaine nicht der Gefangene der Sekundärtugenden. Wir wünschen ihm, daß er im „Reich der Freiheit“, das ihm als Gorz-Kenner theoretisch vertraut sein dürfte, praktisch gut Fuß faßt. Wir haben nur eine kleine Bitte an ihn: nicht in die Fußstapfen derer zu treten, die meinen, nach dem Ausstieg aus der Politik in die Beratung der Wirtschaft einsteigen zu müssen.

# Nicht nur Pflichtkaffee

## Hermann Wendel: Balkan-Kenner aus Metz, SPD-Reichstagsabgeordneter und Schriftsteller

Von Bert Lemmich

Der hier abgedruckte Text ist die nur wenig veränderte und erweiterte Fassung eines Features, das der SAARLÄNDISCHE RUND-FUNK am 10. Mai 1999 auf SR2 Kulturradio innerhalb der Senderreihe „Thema: Kultur in der Region“ ausstrahlte.<sup>1</sup>

*„Mag das Thema noch so unpersönlich lauten, stets erzählt man auf Umwegen von sich, von den Abenteuern seiner Seele.“<sup>2</sup>*

Hermann Wendel

### **Balkan: Jugoslawien**

*„Zum Abschluß sitzen wir, mit dem Lauf der Dinge nicht unzufrieden, unter einem schattenden Maulbeerbaum und schlürfen den Pflichtkaffee. Dörfler gesellen sich uns, der Tisch hat Platz. Ein ausgetrockneter, weißstoppliger Moslem, am Turbantuch als Mekkapilger kenntlich, redet Weisheit durch die Nase. Ein Kiridzija, ein Botenfuhrmann, kommt im Wanderschritt, wirft seinem gutmütigen Saumpferd die Zügel über und läßt sich schwer auf die Bank fallen; sein Weib neben ihm saugt sich mit verwunderten, braunen Augen an den fremden Erscheinungen fest.*

*Der Kiridzija scheint wie ein Moslem gekleidet, ist aber ein Orthodoxer.*

*„Woher kommst Du?“ fragte er mich nach einigem Schnaufen und Verschnaufen.*

*„Weither, aus Deutschland!“*

*„Deutschland?“ meint er leichthin und überlegen, „war auch schon in Deutschland“; er lugt nach dem Eindruck seiner Weitgereistheit auf die andern.*

*„Gde si bio! Wo denn?“*

*„In Deutschland, in Dubrovnik, ja, auch in Split!“ Er sieht sich wieder, Hochachtung heischend, um, aber da näselt der Mekkapilger dazwischen, und*



*ein anderer fährt auf, und dem Kiridzija wird bewiesen, daß Ragusa und Spalato gar nicht in Deutschland liegen. Da ist er aufrichtig betrübt.*

*Aber freundschaftlich und friedlich sitzen wir weiter alle im Schatten des grossen Maulbeerbaums beisammen und schmausen unbedenklich Feigen von der schwarzen, der süßen, der saftigen Art.“*

Irgendwo in der Herzegowina, Anfang der zwanziger Jahre: Hermann Wendel geht auf die Vierzig zu und trinkt nicht immer nur den *Pflichtkaffee*. Der Ge-

nießer auch des guten Essens und Trinkens wird in den nächsten Jahren wieder und wieder durch den Balkan reisen; 1909, 25 Jahre alt, war er das erste Mal dort. Kein Tourist, dieser fast zwei Zentner schwere und trotzdem vitale Mann, sondern, wie man heute sagen würde, ein Balkan-Freak, einer, der Land und Leute und auch die Sprache kennt, die Sprachen. Was als Abenteuer begann, wird bald ein gezieltes Suchen: Er möchte die Gemeinsamkeiten der Südslawen ergründen – die Südslawen, das sind die Bewohner des ehemaligen Jugoslawien – so ungefähr zumindest, Makedonier auch, Bulgaren.

Wer gehört zu wem? Der im lothringischen Metz geborene Hermann Wendel kennt diese Frage. Eine seiner Antworten gleicht, nicht zuletzt aus heutiger Sicht, einer Beschwörungsformel:

*„Alle Moslems, an die sechsmalunderttausend in Bosnien und Herzegovina, sind nach Stamm und Sprache leibliche Brüder der christlichen Bevölkerung: der Serbe ein orthodoxer, der Kroat ein katholischer, der Moslem ein islamischer Südslawe, alle drei ein Volk, eine untrennbare Gemeinschaft.“*

Der Name Hermann Wendel begegnete mir das erste Mal in einem Aufsatz zur Geschichte Jugos-

lawiens: „Der beste Balkan-Kenner, den die Deutschen je hatten“, schreibt Professor Wolf Oschlies, selbst ein Experte, Slawist beim Kölner Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien arbeitet. Nachzulesen ist seine sicher nicht unumstrittene Einschätzung in seinem Aufsatz *Jugoslawien – Nekrolog auf ein unsterbliches Land*, abgedruckt in *Krieg auf dem Balkan. Die Europäische Verantwortung*, herausgegeben von Erich Rathfelder, der wiederum seit 1991 engagiert über die Ereignisse im ehemaligen Jugoslawien berichtet.



*bröckelung des Volks durch die verheerenden Wirkungen der Türkenherrschaft verewigt, denn sie schnürte nicht nur für ein halbes Jahrtausend alles geistige und wirtschaftliche, kulturelle und nationale Leben [...] ab, sondern machte auch die Habsburger mit ihrem Hausprinzip*

*Divide et impera zu Gebieten der übrigen Südslawen und erlaubte den Großmächten, auf die sich vom Halbmond befreienden Serben und Bulgaren ebenfalls den Grundsatz des Teilens und Herrschens anzuwenden. Auf dem Berliner Kongreß von 1878 krönte „Europa“ durch Gründung von widersinnigen Kleinstaaten und Aufpöppelung verschiedener Dynastien sein Streben, die Südslawen von der Stufe nationaler Entwicklung zurückzuhalten, die die großen Völker, zuletzt Italiener und Deutsche, bisher erreicht hatten.*

*Weil derart alles und jedes die südslawischen Stämme auseinanderriß, schoß ein großbulgarischer, ein großserbischer, ein großkroatischer und sogar ein großslowenischer Nationalismus üppig ins Kraut; der südslawische Gedanke, der sich seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts regte, wurde immer wieder verschüttet und mußte sich mühsam vorwärtsarbeiten. Erst an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts gewann er festeren Boden unter den Füßen und wuchs während des Weltkrieges gewaltig in die Breite und Tiefe; als im Herbst 1918 Agram und Laibach, Sarajevo und Spalato, Belgrad und Nisch der Errichtung des Staates der Serben, Kroaten und Slowenen auf den Trümmern der Habsburgerei zujauchzten, schien die südslawische Ideologie alle anderen Losungen aus dem Felde geschlagen zu haben: ein Volk, ein Staat, eine Zukunft!“*

Wieder hervorgeholt hatte ich diesen 1992 veröffentlichten Aufsatz Ende März – nach dem Angriff beziehungsweise, so die bundesdeutsche Regierungsterminologie, „Eingriff“ der NATO. Warum, so meine erneute Frage, warum ist dieses Jugoslawien, das über Jahre hinweg für manche ein zumindest im Ansatz gelungenes Beispiel für das Zusammenleben verschiedener Völker war, auseinandergefallen? Die Antwort auf diese Frage habe ich noch immer nicht gefunden – dafür aber die Spur eines in unserer Region nahezu vergessenen Autors.

Ob Hermann Wendel tatsächlich „der beste Balkan-Kenner (ist), den die Deutschen je hatten“, kann ich nicht beurteilen, fest steht, daß Wendel nicht nur liebevolle, heute noch immer lesenswerte Balkanreportagen schrieb. Der ehemalige Student der Geschichte und Philosophie veröffentlichte auch Sachtexte, die von einigen Zeitgenossen, die sie für unwissenschaftlich hielten, allerdings mit Mißtrauen beäugt wurden.

*„Die Südslawen [...] sind ethnologisch ein Volk; auch die einander entferntesten Stämme trennen keine größeren Verschiedenheiten als zwischen Friesen und Alemannen, zwischen Lombarden und Sizilianern bestehen. Aber ihr historisches Geschick verhinderte, daß sich die einzelnen Teile zueinander entwickelten [...]. Hatte schon die Scheidung zwischen Ostrom und Westrom einen Graben mitten durch die Südslawen gezogen, da sie Bulgaren und Serben dem byzantinischen Kulturkreis, Kroaten und Slowenen der abendländischen Gesittung einordnete, so wurde die Zer-*

Um Mißverständnissen vorzubeugen: kein Reich und auch kein Führer ist gemeint, sondern ein gemeinsamer Staat, wie er andernorts heutzutage Standard ist, in und auf dem Weg nach Europa. Das 1926 veröffentlichte Buch, *Aus der Welt der Südslawen*, aus dem das Zitat stammt, stand im übrigen auf der NS-Liste des „schädlichen und unerwünschten Schrifttums“.

Und, um ein anderes, mögliches Mißverständnis zu vermeiden: Hermann Wendel war kein Anhän-

ger einer großserbischen Idee und trotzdem sympathisierte er nicht zuletzt mit den Serben – gegen deutsche Stimmungen und auch gegen die deutsche Kriegspolitik („Serbien muß sterben“). Weshalb ihm von der Belgrader Universität 1928 die Ehrendoktorwürde verliehen wurde. Hermann Wendel – eine Art Vorläufer von Peter Handke? (siehe Kasten S. 102)



Der Balkan-Kenner Wendel wurde auch in Berlin geschätzt; es war sogar die Rede davon, er solle Botschafter in Belgrad werden. Schließlich wurde er einer der Gutachter über die Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges, beauftragt vom „Untersuchungsausschuß der Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung und des Deutschen Reichstages“. Sein Thema: „Die Habsburger und die Südslawenfrage“.

## SPD und Reichstag: Frankfurt, Berlin

Im Reichstag war Wendel nicht nur als Balkan-Experte bekannt; von 1912 bis 1918 hatte er selbst dort gesessen, 1912 mit 27 Jahren der jüngste Abgeordnete. Sieben Jahre zuvor war er SPD-Mitglied geworden und begonnen hatte er seine politische Karriere als Journalist, ein Zögling des sozialdemokratischen Publizisten Franz Mehring. Wendel schrieb für zahlreiche sozialdemokratische Zeitungen und Zeitschriften; ab 1908 arbeitete er für die VOLKSSTIMME in Frankfurt am Main, das in den nächsten fünfundzwanzig Jahren sein Hauptwohnsitz war.

Welches Ansehen Wendel in der SPD hatte, zeigt die Tatsache, daß diese ihn 1913 beauftragte, einen biographischen Abriß über den soeben verstorbenen Altvater der Partei, August Bebel, zu schreiben. Und auch als Redner machte Wendel sich einen Namen. Er gehörte damals zu den eher linken Sozialdemokraten, eine 1910 gehaltene Rede brachte ihm sogar den Verdacht der Majestätsbeleidigung ein:

„Wie kommt es denn“, hatte er gefragt, „daß eine Handvoll Schweinezüchter und Schnapsbrenner

ein intellektuelles und hochentwickeltes Industrievolk von 63 Millionen ungeschont bis aufs Hemd ausplündern und mit Sporen und Peitsche regieren kann? Das kommt daher, werte Anwesende, daß wir in Deutschland niemals eine richtige Revolution gehabt haben.“ Und auch später noch, 1921, formulierte er: „Von der deutschen Revolution ist kaum der Anfangsbuchstabe R zu Ende geschrieben.“

Was womöglich eher eine Feststellung und weniger ein Bedauern war – der ehemalige Klassenkämpfer war vergleichsweise zahm geworden. Und wenn er sich nach dem Krieg an der Rätebewegung beteiligte, so nur noch mit halbem Herzen; aus einem von Hermann Wendel verfaßten Aufruf des Frankfurter Soldatenrates:

„An unsere Brüder im Waffenrock! Das Morgenrot der Freiheit geht über Deutschland auf! Ein Volk erwacht! Da gilt es, Bürger im feldgrauen Rock! In erster Linie sind wir berufen, das große Werk der Erneuerung Deutschlands vor tückischen Anschlägen der Rückwärtser zu schützen. Wir sind aber auch bestimmt, Willkür, Unordnung und Plünderung zu wehren, da sie die gute Sache schänden und gefährden ...“

Anfang 1919 wurde der „Ordnungshüter“ in Frankfurt für kurze Zeit sogar kommissarischer Polizeipräsident. Dann aber verabschiedete er sich mehr oder weniger aus der Tagespolitik, um sich wieder dem Balkan zu widmen – und der deutsch-französischen Verständigung, für die er Ende 1918 auf sehr praktische Art einen Beitrag leistete: Er sorgte für die schnelle und unbürokratische Freilassung von französischen Kriegsgefangenen, für ihren Rücktransport von Griesheim bei Darmstadt nach Frankreich.

## Deutsch-Französisches: Lothringen

Es lebe Deutschland! Vive la France! Mit diesem Aufruf beendete Wendel im Mai 1914 seine leidenschaftliche Reichstagsrede gegen den drohen-

## Peter Handke und der Jugoslawien-Krieges

Die Behauptung, er sei zum „serbischen Ritter“ geschlagen worden, hat Handke dementiert. Auch er hat übrigens kritisiert, die Utopie eines Zusammenlebens in einem jugoslawischen Staat sei nicht zuletzt von außen zerstört worden. Wobei ich gerne die Gelegenheit nutze, Peter Handke zu zitieren, weil ich denke, daß viele, die ihn kritisieren, seine Texte nicht gelesen haben – was allerdings auch nicht immer gerade einfach ist – zumal dann, wenn man nur Schlag!zeilen gewohnt ist:

„(Begeisterung), und ich habe das auf meinen Wegen immer wieder gesehen, herrschte und dauerte, wenigstens ein paar Jahre nach Titos Tod, für den Staat Jugoslawien. Und es war keine Ideologie mehr, die das bewirkte, kein Titoismus, kein Partisanen- oder Veteranentum. Es war besonders der Enthusiasmus der Jungen, aus den verschiedenen Völkern; am stärksten sichtbar, wo sie, in gleichwelchem Land, miteinander zusammentrafen. Und jene Gemeinsamkeit erschien dem Festgast nirgends als ein zwanghaftes Reihenschließen, Zusammenrücken von Verschwörern oder als Ball in einem Waisenhaus: sie wirkte natürlich, 'selbstredend', offen nach allen Himmelsrichtungen; wenn jene Zusammenkünfte etwas von Schlußfeiern hatten, dann allein, indem sie einen darauffolgenden Aufbruch bezeichneten, eines jeden in dem Reigen auf seine eigene Weise. Damals geschah es, daß ich diese slowenischen, serbischen, kroatischen, makedonischen, herzegowinischen Studenten, Arbeiter, Sportler, Tänzer, Sänger, Liebhaber – ein jeder dünkte mich als das alles in einem – um ihre Jugend herzlich beneidete, und *damals war es auch, daß Jugoslawien mir das wirklichste Land in Europa bedeutete* (Hervorhebung von mir – B.L.). Episode.“ (S. 26 f.; siehe Quelle unten)

Dann der Zerfall: "Das begann einige Jahre nach dem Tod Titos, und es kommt mir jetzt vor, eine große Zahl, jedenfalls die Mehrheit, innerhalb der nördlichen Völker Jugoslawiens, habe sich den Zerfall ihres Staates von außen einreden lassen. [...] Nein, eine persönliche Erfahrung war das Auseinanderfallen des sogenannten 'Tito-Reichs' offensichtlich für keinen einzigen Slowenen – jedenfalls ist mir, so wie ich auch nachforschte, keimlich einer begegnet; was ich hörte, empfand ich als Nachgeplapper. [...] Nein, das zunehmende Wegdriften so vieler Slowenen von ihrem großen Jugoslawien 'hin zu Mitteleuropa', oder 'zu Europa', oder 'zum Westen', nahm ich lange als bloße Laune. So hörte ich immer öfter, und jedesmal seltsamer berührt, von Bekannten, aber auch von Wildfremden, auf den Straßen und Brücken von Ljubljana oder Maribor, wo die Flüsse wie je auf

die Donau in Beograd zuströmten, Slowenen und Kroaten sollten an den Südgrenzen eine 'Mauer' gegen die Serben, die 'Bosniaken' usw. errichten, höher noch als die in Berlin – es gab diese da noch -, 'zwei Stockwerke hoch!' Und wenn ich nach den Gründen fragte, beschlich es mich dumm-bekannt bei: 'Die unten arbeiten nicht – die im Süden sind faul – nehmen uns im Norden die Wohnungen weg – wir arbeiten, und sie essen.' Ein wenig davon mag verständlich sein, vielleicht, nicht aber in dieser Form; denn kein Besinnungswort fiel von der so viel günstigeren Transport- und Handelslage, dem fruchtbareren Boden. Ganz gewiß freilich gab es ein zunehmendes Ungleichmaß im Tragen der Staatslasten, zwischen Nord und Süd, wie auch wohl anderswo. Nur: wie konnte das als Anlaß gelten, sich launenhaft, eifertig und trotzig-dünkelhaft loszusagen von dem einen trotz allem wohlbegründeten Jugoslawien? Anlaß oder gar bloße Ausrede?

Denn nichts, gar nichts, drängte bis dahin in der Geschichte des slowenischen Landes zu einem Staat-Werden. Nie, niemals hatte das slowenische Volk so etwas wie einen Staatentraum. Und der slowenische Staat, jedenfalls bis zur Gewalt der Armeepanzer und -bomber, hatte, aus sich selbst, nicht das Licht einer Idee (Jugoslawien hatte es). Und kann jetzt aus der Gewalt und dem Widerstand allein eine solche Idee wachsen, lebenskräftig auf Dauer? Ich frage: Ist es möglich, nein, notwendig, für ein Land und Volk, heutzutage, unvermittelt, sich zum Staatsgebilde zu erklären (samt Maschinerie, Wappen, Fahnen, Feiertag, Grenzschränken), wenn es dazu nicht *aus eigenem* gekommen ist, sondern ausschließlich als Reaktion *gegen* etwas, und dazu etwas von *außen*, und dazu noch etwas zwar manchmal Ärgerliches oder Lästiges, nicht tatsächlich Bedrängendes oder gar Himmelschreiendes? (Das letztere, ob erfahren oder erlitten durch die Herrschaft erst von Österreichern, dann Deutschen, war es ja, was dem Staat Jugoslawien sein Pathos und seine Legitimität gab, und auch jetzt weiterhin geben sollte.)“ (S. 20-25; siehe unten)

Eine *Meinungäußerung*, Mitte 1991 formuliert, nachdem sich Slowenien und Kroatien für unabhängig erklärt hatten – mit der Folge, daß die in Kroatien (unter anderem in der Krajina und in Ostslawonien um Vukovar) lebenden alteingesessenen Serben dort sozusagen Bürger zweiter Wahl wurden, zumindest als solche sich fühlten.

Die Handke-Zitate stammen aus seinem Aufsatz *Abschied des Träumers vom Neunten Land*, ein zunächst am 27./28.7.1991 in der SÜDDEUTSCHEN

ZEITUNG abgedruckter Text, der 1998 in einer längeren Version vom Suhrkamp-Verlag wiederveröffentlicht wurde; gemeinsam mit den Texten *Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien* (Erstveröffentlichung im Januar 1996 ebenfalls in der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG) und mit *Sommerlicher Nachtrag zu einer winterlichen Reise*.

In der *winterlichen Reise* geht Handke 1996 auch auf die Situation der im neuen kroatischen Staat lebenden alteingesessenen Serben ein:

„Wie etwa sollte ich jemals jenen Spruch eines Haßleitartiklers der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG aus dem in Ostslawonien jetzt Geschehenen heraushalten, wonach die in Kroatien (also auch in und um Vukovar) ansässigen Serben, bislang jugoslawische Bürger, gleichrangig mit ihren kroatischen Landsleuten, in der Verfassung für den über ihre Köpfe hin beschlossenen Neustaat Kroatien, auf einmal als eine Volksgruppe zweiten Ranges vorgesehen waren – wonach also diese ungefragt einem kroatischen Staat, und nicht mehr bloß einer kroatischen Verwaltung, einzuverleibenden etwa sechshunderttausend Serbenleute sich gehörigst, gefälligst, gehorsamst, laut Dekret des deutschen Journalisten, 'als Minderheit fühlen (so!) sollen'!? 'Gut, zu Befehl, ab heute sind wir einverstanden, von eurer kroatischen Verfassung als eine solche eingestuft zu werden': Das wäre demnach der Ausweg vor dem Krieg in der Krajina und um die Stadt Vukovar gewesen? Wer war der erste Aggressor? Was hieß es, einen Staat zu begründen, dazu einen seine Völker vor- und zurückreichenden, auf einem Gebiet, wo doch seit Menschengedenken eine unabsehbare Zahl von Leuten hauste, welcher solcher Staat höchstens passen konnte wie die Faust aufs Auge, das heißt ein Greuel sein mußte, in Erinnerung an die nicht zu vergessenden Verfolgungen durch das hitlerisch-kroatische Ustascheregime? Wer also war der Aggressor? War derjenige, der einen Krieg provozierte, derselbe wie der, der ihn anfangt? Und was hieß 'anfangen'? Konnte auch schon solch ein Provozieren ein Anfangen sein? ('Du hast angefangen!' – 'Nein, du hast angefangen!') Und wie hätte ich, Serbe nun in Kroatien, mich zu solch einem gegen mich und mein Volk beschlossenen Staat verhalten? Wäre ich, obwohl doch vielleicht tief ortsverbunden, auch durch die Vorfahrenjahrhunderte, ausgewandert, meinetwegen auch 'heim' über die Donau nach Serbien? Vielleicht. Wäre ich, wenn auch auf einmal zweitklassiger Bürger, wenn auch zwangskroatischer Staatsbürger, im Land geblieben, zwar unwillig, traurig, galgenhumorig, aber um des lieben Friedens willen? Vielleicht. Oder hätte ich mich, stünde das in meiner

Macht, zur Wehr gesetzt, natürlich nur mit vielen anderen meinesgleichen, und zur Not sogar mit Hilfe einer zerfallenden, ziellosen jugoslawischen Armee? Wahrscheinlich, oder, wäre ich als so ein Serbe halbwegs jung und ohne eigene Familie, fast sicher. Und kam es nicht so, bekanntlich mit Einrückern der ersten kroatischen Staatsmiliz in die serbischen Dörfer um Vukovar, zu dem Krieg, zu welchem selber aber jemand wie ich nichts zu sagen hat [...].“ (S. 59-62)

Commandante Pedro?! *Vielleicht* aber macht das nachvollziehbar, wieso Handke 1999 dann doch noch etwas sagt bzw. sogar nach Belgrad geht, also in diesem NATO-Krieg *mit* den Serben ist. Auch Serben, so Handke, gehörten, 1991 beispielsweise, zu den, wenn nicht Verfolgten, so aber doch Bedrängten. Wobei es unterdessen *die* Serben sind – die bombardiert werden. Nachvollziehbar vielleicht auch, daß Handke vor dem Hintergrund dieser Entwicklung radikaler geworden ist. Wobei ich daran erinnern möchte, daß er 1991 (in *Abschied des Träumers*) die Aufhebung der Autonomie der Kosovo-Albaner als „Unrecht der serbischen Führung“ (S. 22) bezeichnet hatte!

Nun zu einem Wörreraustausch-Spiel: Man nehme das letzte lange Handke-Zitat und ersetze „Serbe“ durch „UÇK-Kämpfer“, „kroatische Staatsmiliz“ durch „rest-jugoslawische Armee“ oder „serbische Milizen“, „serbische Dörfer“ durch „Kosovo-Dörfer“ undsoweiterundsofort. Die Armee, die den in Kroatien lebenden und kämpfenden alteingesessenen Serben zur Hilfe kommt, die „zerfallende, ziellose jugoslawische Armee“, wäre dann die NATO, die der UÇK zur Hilfe kommt. Und gegen die ist man doch: gegen die jugoslawische Armee, gegen die NATO ...

Du hast angefangen! Nein, du hast angefangen! Peter Handke auf jeden Fall hat weder den Krieg im Kosovo noch den der NATO angefangen; wer aber wird einmal als erster aufgehört haben? Diese Frage formuliere ich am 16. Mai 1999; es ist noch immer Krieg – nicht nur in Jugoslawien.

Am 15. Mai erscheint in der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG ein Interview mit Peter Handke, nachdem dieser Ende März/Anfang April und dann Ende April 1999, also nach Beginn des NATO-„Eingriffs“, in Serbien gewesen war: „Moral ist ein anderes Wort für Willkür. Der Schriftsteller Peter Handke über die Nato-Bomben auf Serbien und die Frage, warum Amerika umerzogen werden muß.“ Keine Frage: Seine Stellungnahmen sind wieder eine gelungene Zu-Mutung, sind Provokation. Sein drei Wochen später (ebenfalls in der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG) veröffentlichter Bericht über die erneute Reise ist allerdings enttäuschend.

**Bert Lemmich**

den Krieg; diese Rede schlug ein, in diesem Zusammenhang eine unpassende Formulierung, „wie eine Bombe“. Und doch stimmte er im August für die Kriegskredite und damit für den Krieg; mehr noch: Er „glaubte sich sogar der Pflicht zum Militärdienst nicht entziehen zu dürfen, ‘denn er könne doch nicht zu Hause zu sitzen, wenn das ganze Volk um seine Existenz ringe‘“. Er verhielt sich also – SPD-konform.

1916 veröffentlichte Wendel eine Heine-Biographie, an der er schon vor dem Krieg gearbeitet hatte:

*„Wenn [...] die Arbeit mitten im Kriege wieder aufgenommen und beendet wurde, so einmal, weil die Zensur, was für den Tag zu den Ereignissen des Tages zu sagen war, in spanische Stiefel schnürte und schließlich nur die Vergangenheit als offenes Tummelfeld geistiger Tätigkeit übrig ließ. Aber letzten Endes ist die Darstellung von Heines Wesen mehr noch Gegenwartsarbeit als Gegenwartsflucht. Denn was er nie müde ward, seinen Zeitgenossen zu verkünden, die Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen, „den beiden auserwählten Völkern der Humanität“, das reicht als zu lösende Aufgabe über die Blutjahre 1914/16 weit hinaus.*

*Darum hatte ich stets davon geträumt, an einem sinnbildlichen Ort die letzte Hand an das Buch zu legen, an dem für mich reizvollsten Fleck Europas, zu Vic im grünen Tale der Seille, wo ich meine stillsten und meine sommerlichsten Stunden verlebte. In Gedanken sah ich mich dort schon die Korrektur der letzten Bogen lesen, [...] in tiefster Einsamkeit, während die Hühner im Kiese scharrten und der Wind aus dem ganz nahen Frankreich zärtlich in den Papieren vor mir auf dem Tisch raschelte, unter einem ruhig blauen Himmel, der sich voll warmer Güte über beiden Länder spannte. Heute liegt Vic in der Front, die Hühner sind in die Feldküche gewandert, der Westwind pfeift böse, und der Himmel ist nicht mehr ruhig, sondern von weißen Schrapnellwölkchen belebt.*

*Aber so sicher dieser selige Landstrich einst wieder dem Ackerer und dem Winzer gehören wird, so sicher bedarf Heines ernstester und letzter Wille*



*der Erfüllung, wenn Europa zum dauernden Frieden gelangen soll.*

*Es lebe Deutschland! Vive la France! Es lebe die deutsch-französische Verständigung!“*

Von der war man damals allerdings weit entfernt – nicht zuletzt wegen Elsaß-Lothringen, das 1871 von Deutschland annektiert worden war. Die deutschen Sozialdemokraten hatten sich ursprünglich gegen diese Annexion ausgesprochen, akzeptierten sie dann aber mehr oder weniger, falls sie nicht sogar, als Soldaten, im „praktischen“ Sinne des Wortes Elsaß-Lothringen verteidigten.

Zeitgleich mit der Heine-Biographie erschien 1916 die Wendel-Broschüre *Elsaß-Lothringen und die Sozialdemokratie*, in der Wendel die Ansicht vertrat, Elsaß-Lothringen sei unterdessen deutsch geworden – und müsse dies auch bleiben. Den französischen Sozialisten, die Elsaß-Lothringen für Frankreich zurückgewinnen, erkämpfen wollten, warf er Chauvinismus und Revanchismus vor. Später, seit 1919 gehörten das Elsaß und auch Lothringen wieder zu Frankreich, änderte er seine Meinung – 1927 mahnte er auf einer Tagung eines Arbeiterseminars:

*„Wir dürfen keiner Täuschung unterliegen: die schwarzweißrote Fahnenstange hat in elsäßischer Erde nie Wurzel geschlagen, sie ist ein totes Stück Holz geblieben. Auch die Heimatbundbewegung darf uns nicht irren machen: wäre 1918 eine Volksabstimmung ausgeschrieben worden, von 100 Elsässern und Lothringern hätten 95 die Hände für Frankreich erhoben, und wenn heute zur Entscheidung stünde: Frankreich oder Deutschland?, entschiede sich noch immer die große Mehrheit für die Trikolore.“*

## Deutsch-Französisches: Metz, Paris

Die Seille, die Hermann Wendel im Vorwort seiner Heine-Biographie erwähnte, fließt durch Lothringen. Wo sie in die Mosel mündet, liegt Metz; dort

wurde Wendel 1884 geboren. Seine Eltern waren zugezogen; nach 1871 war sein Vater, ein Postbeamter, nach Metz versetzt worden. Für Hermann Wendel waren Metz und das umliegende Land seine *deutsche* Heimat; Frankreich, so schrieb er 1916, liegt „ganz nah“ – auf der *anderen* Seite der Grenze. Von dort, so empfand er es während des Krieges, „pfeift“ der ehemals „zärtliche“ Wind „böse“. Knapp zwanzig Jahre später, Wendel ist fünfzig Jahre alt, nahm er anders wahr:



„Metz“ stand, nicht zuwege. In Lust und Leid blieben sie getrennt.“

– die eingesessenen Franzosen und die zugewanderten Deutschen.

Hermann Wendel veröffentlichte diese *Jugenderinnerungen eines Metzers* 1934; ein Jahr zuvor war er nach Frankreich emigriert. Er wohnte in der Nähe von Paris, in Neuilly-sur-Seine, wo er unter anderem zahlreiche Feuilletons über Geist und Leben der französischen Metropole verfaßte. Einen Artikel nannte er *Besuch bei den Toten*:

*„Ueberzeugend deutsch muteten im Stadtbild von Metz nur die vielen schwarzweißbroten Schilderhäuser an, aber sie gaben meinem Gemüt wenig. Obwohl ich einer zugewanderten Familie entstammte, bestach mich von Kindesbeinen an statt des Aufgepfropften das Ursprüngliche, nicht der Lack, sondern die Grundfarbe, das, was sich seit Jahrhunderten an diesem Fleck Erde organisch entwickelt hatte, anstelle des 1871 mechanisch Darübergestülpten; mit Politik hatte dieses Gefühl noch nichts zu tun. Aber war es ein Wunder, daß ich mich, als Zwanzigjähriger ins Leben hinausstrebend, sofort in Paris weit weniger in der Fremde, viel mehr zu Hause fühlte als in Berlin? Metz hatte mich geformt und gebildet, und Metz besaß nicht nur eine Rue du Petit-Paris, sondern galt auch allen Kennern nicht erst seit gestern als Klein-Paris! [...]*

*Daß ich derart, französisches Wesen liebgewinnend, ohne deutsches Wesen zu verleugnen, beizzeiten in mir den Grund zum guten Europäer legte, verdanke ich einzig Metz; in keiner deutschen Stadt hätte sich mir der Horizont so geweitet.“*

Wendel erinnerte sich aber auch an die unsichtbaren Grenzen, die innerhalb der besetzten Stadt verliefen:

*„Sprach ein deutscher Jüngling ein Metzger Mädels auf der Straße an, klang die schnippisch abweisende Antwort: „Mein 'err, isch bin nicht für d-a-a-as!“ War manche allerdings in manchen Fällen doch „für d-a-a-as“, so schieden sich im allgemeinen Eingessene und Zugewanderte wie Oel und Wasser; eine Vermischung beider kam auch durch heftiges Schütteln der Flasche, auf deren Etikett*

*„Und ob es wie ein Widerspruch in sich klingt, auch durch seine Friedhöfe ist Paris die lebendigste Stadt der Welt. Zwar die Toten, die in seinem Boden eingebettet liegen, sind so tot wie andernwärts auch, aber welch eine Fülle des Lebens, intensiv gelebten, nicht privat gelebten, für die Welt gelebten Lebens beschwören diese Friedhöfe durch ihre Namen auf ihren Leichensteinen herauf! Allein der grösste unter ihnen, der Père Lachaise [...], welch phantastische Nekropolis ist er! Stunden um Stunden kannst du durch seine Gräberreihen wandern, und der eindringliche Unterricht, den du über Frankreichs Taten- und Geistesgeschichte erhältst, reisst nimmer ab.“*

Auch Hermann Wendel wurde auf dem Friedhof Père Lachaise begraben – er starb 1936, im Alter von 52 Jahren. Während der Bestattung gab es Ansprachen unter anderem von Alfred Kerr und von Egon Erwin Kisch. Aufschlußreich ist, daß die (wohlmeinenden) Reaktionen auf seinen Tod in Frankreich und auf dem Balkan zahlreicher waren als in Deutschland.

## **Wein, Gewehr und Gesang: Metz, Straßburg, München, Kroatien und auch Schlesien**

Und noch einmal – für Hermann Wendel: Anfang des Jahrhunderts bestimmen nach seinen eigenen Worten „Ziellosigkeit“ und „Abenteuerlust“ sein Leben. In München, wo er sein in Straßburg be-

gonneses Studium fortsetzt, schließt er sich einer schlagenden Verbindung an, und in Metz meldet er sich, allerdings ohne Erfolg, als Freiwilliger, um in Südwestafrika zu kämpfen. Andererseits verabscheut der zwanzigjährige Soldat das Militär:



„Da mich der kgl. preussische Drill zum Ersticken liebevoll in seine rauhen Arme schloss, sah ich, an dem jede Fiber vor Freiheitsdrang bebte, mich jäh in ein willenloses Objekt subalterner Mächte verwandelt.“

Weiter heißt es in den *Jugenderinnerungen*:

„Auch entging mir nicht, daß die Maschinerie ursprünglich vielleicht ganz gutartige Naturen zu Schindern machte; in dieser raffiniert ausgeklügelten und kunstvoll aufgetürmten Hierarchie saß jeder jedem auf dem Nacken, zitterte jeder vor jedem. Was an Rebellentum in mir steckte und sich zunächst gegen die kompakte Majorität der Ungeistigen, der Spießer kehrte, vermochte in der grossen Kaserne Metz soziale Akzente kaum erhalten; Industrie und Sozialdemokratie waren so gut wie unsichtbar, und in der einheimischen Bevölkerung herrschte vielfach noch das pseudo-patriarchalische Verhältnis zwischen Patron und Ouvrier vor. Dafür bohrte sich mir der Gegensatz des Jahrhunderts in dieser uniformierten Welt als Widerstreit zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, zwischen den 'Herren' und den 'Gemeinen' ins Bewußtsein. Als ich, wegen eines nur mit Salizyl behandelten Leidens, vor der Zeit, vom Hauptmann bedauert, der Seille-Kaserne den Rücken kehrte, hatte ich eine Ordnung hassen gelernt, die alle Menschenwürde und jedes Menschenrecht unter grobgenagelten Kommissohlen zertrat.“

Womöglich ist genau das die Erfahrung, die Wendel veranlaßt, sich nach der Militärzeit 1905 der in Lothringen „so gut wie unsichtbaren Sozialdemokratie“ zuzuwenden. Das „Rebellentum gegen die kompakte Majorität der Ungeistigen, der Spießer“ meint seine Teilnahme an der lothringischen und dann auch elsässischen „Bohème“: Schon der Schüler, ein im Wortsinn *begeisterter* Leser, der sein Abitur allerdings erst im dritten Anlauf mach-

te, hatte zu schreiben begonnen und gehört in Metz zum nur kurze Zeit bestehenden *Jungen Lothringen*. Und auch in Straßburg ist er anzutreffen, als Mitglied des *Jüngsten Elsaß*, eine vorexpressionistische Gruppe, der auch die fast gleichaltrigen René Schickele und Ernst Stadler angehören – und Otto Flake, der ebenfalls aus Metz stammt. *Monde voll Tollheit*

und *Wehmut* nennt Wendel diese kurze Straßburger Zeit, in der man sich unter anderem dieser Idee verschreibt: „Wir wurzelten in der deutschen Kultur, aber da wir als Elsässer (das schreibt der Lothringer – B.L.) *französisches Erbe und französische Nachbarschaft hatten, empfanden wir den Beruf, das deutsche Gesicht nach Europa zu wenden.*“

Das *Jüngste Elsaß* gibt die Zeitschrift *STÜRMER* heraus, in der auch Gedichte von Wendel veröffentlicht werden. 1903 erscheint ein eigener Gedichtband, dessen Titel *Rosen ums Schwert*<sup>3</sup>, heute an die späteren Nelken in den Gewehrläufen erinnern läßt; ein Rezensent antwortet mit einer Art Nachdichtung: „Wendel singt so seine Lieder. Verwegen, manchmal geschmacklos, manchmal gekünstelt in peinlichem Sinn, oft mit dem heißen Übermut eines tollen Künstlers, der weiß, daß die schönsten Blumen giftig sind, der aber ihr Gift dem wärmsten Kamillentea vorzieht und es mit gefälliger Geberde (sic!) in prunkvoller Schale denen zu reichen die Laune hat, deren Sinne mit den seinen aus Giften Honig zu ziehn verstehn“.

Nach diesem für die Aufbruchstimmung typischen Ausbruch kann das folgende Gedicht, auf das Wendel 1903 „besonders stolz war“, nicht mehr überraschen – 1934, in seinen *Jugenderinnerungen*, zitiert er sich selbst:

*Ich habe bessere Götter als ihr!  
Eurer hängt röchelnd am Kreuz,  
zwischen Schurken und Schächern.  
Meiner wird jubelnd geehrt  
bei schäumenden Bechern.  
Dionysos! Dionysos!*

*Ich habe stolzere Götter als ihr!  
Eurer stirbt bleich, mit zitternden Lippen:*

*“Es ist vollbracht!”  
Meiner, den Tod im Herzen,  
blickt nach der Sonne und lacht.  
Dionysos! Dionysos!  
Ich habe göttlichere Götter als ihr! ...*

Friedrich Nietzsche ist in dieser Zeit Wendels Lieblingsautor, er liest Villon, übersetzt Rimbaud und schreibt, zwanzigjährig, Essays über Detlev von Liliencron und den Metzger Paul Verlaine. Auch später noch hat Wendel immer wieder die Literatur im Sinn, Rezensionen und Portraits belegen das, auch seine Balkan-Reportagen. Das Feuilleton ist eine regelmäßige Einnahmequelle; spätestens ab 1922 schreibt er für die FRANKFURTER ZEITUNG, später auch für die STRABBURGER NEUESTEN NACHRICHTEN und für das PARISER TA-GEBLATT.

Und während seiner Exkurse nach Südosteuropa, reisend und schreibend, gibt Wendel 1921 Gedichte des schlesischen Spätbarockdichters Johann Christian Günther (1695-1723) heraus – ein, wie es in einer neueren Edition der Günther-Gedichte heißt, „Liebeslyriker, deutscher Villon, Sänger der Studentenseligkeit“ und „barocker Vergänglichkeitspoet“. Von Günther stammen, so hatte Georg Trakl es einmal formuliert, „die bittersten Verse, die ein deutscher Dichter geschrieben hat“. Hermann Wendel hingegen, das zeigt die Einleitung seiner Ausgabe, sieht in Günther „das Kraftgenie, den herausfordernden Subjektivisten und Provokateur der etablierten Mächte“. Vor allem aber liebt Wendel diesen Günther-Vers: „Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt! / So leb ich, weil es Lebens gilt.“

Wein ist Wein, und Kaffee ist eben nur ein „Pflichtkaffee“. Darauf weist auch ein anderer Text hin: Hermann Wendel, der 1926 eigene Übersetzungen, Nachdichtungen südslawischer Gedichte veröffentlicht, macht seine Leser ausgerechnet mit der „Trunkenheit“ bekannt. Das Original stammt von Gustav Krklec (1899-1977), ein kroatischer Lyriker, der auch für Kinder schrieb und Erich Kästner übersetzte:

### **Trunkenheit**

*Der rote Abend glänzt in meinem Glase Wein.  
Ich trinke.  
Und immer größer wird der Abgrund meines  
Durstes  
und immer finsterner die Tiefe,  
das Leben ist, das ganze Leben in dem blöden  
Glase Wein.*

*Es strahlt kristallnes Heitersein,  
es flammt Rubines Feuerschein,  
es schaukelt sich ein Regenbogen bunt  
auf meines Glases Grund.  
Nicht Weib und nicht Gefährten habe ich.  
O wo ist Gott? O wo  
ist all mein Gottgedenken?*

*Ich trinke.  
Und immer höher heben  
des roten Weines Flügel mich.*

*Ich trinke  
auf die unsterbliche Freude der Seele,  
auf die Dummheit der ewigen Vernunft.  
Und die Erde schiert mich nicht mehr,  
die Menschen, der Kinder Lachen,  
taumle ich die Straße daher.  
Ich trinke  
auf die Freude der unsterblichen Seele  
und die ewige Narrheit der Vernunft.*

*O wüßten alle wie ich Bescheid  
um den Abgrund der Welt,  
um die Schrecken des irdischen Seins!  
O wüßten doch alle, alle wie ich  
um des Fluges Fröhlichkeit  
auf den Flügeln des roten Weins!*

*Niemandes Seele faulte gern  
in ihrem Nest, ihrem sterblichen Leib;  
jeder hätte, erfüllt von Glanz  
seinen jungen, roten Stern  
und drehte  
(Heihoh!)  
drehte mit ihm sich im Tanz.*

## „Kämpfer und Känder“: Portraits, Danton

„Gibt es überhaupt eine Wesensgemeinschaft zwischen einem verschwärmten Träumer wie Hölty und einem ehrenfesten Hochschullehrer wie Schlosser, zwischen einem unirdischen Magus wie Hoffmann und einem ganz irdischen Politiker wie Jacoby, zwischen einem verzückten Propheten wie Saint-Simon und einem kühlen Artisten wie Flaubert? Sicher sind sie alle grundverschieden und doch werden sie hier nicht mit Unrecht in eine Reihe gestellt.

Denn jeder von diesen achtzehn Deutschen und Franzosen hatte von einem Kämpfer oder einem Känder oder von beidem in sich. Keiner begnügte sich, am Strand der Gegenwart Anker zu werfen und die Welt als gegeben hinzunehmen. Alle hißten, sei es bei manchem auch nur als Wimpel und für gelegentliche Fahrt, die Flagge der Zukunft. Es ist dieselbe Flagge, wie sie, breit entfaltet, vom Großtopp unseres Schiffes weht. Frankfurt am Main, Juli 1928.“

Hermann Wendel, im Vorwort seines Bandes *Kämpfer und Känder*, in dem er Portrait-Skizzen von 18 deutschen und französischen Politikern, Philosophen und Literaten zeichnet. Und in seinem Vorwort charakterisiert er auch sich selbst. Ein „Kämpfer und Känder“, so sieht er sich, Weltverbesserer und auch künstlerische Existenz – auf seinem Schiff weht tatsächlich eine Flagge. Man könnte allerdings auch sagen: Manchmal geht das Pathos mit ihm durch. Daß sich in seinen Portraits auch die Suche nach der eigenen Identität spiegelt, macht besonders sein Hauptwerk deutlich, eine fast monumentale Biographie über den französischen Revolutionsführer Danton, die nicht zuletzt wegen der fundierten Quellenarbeit besticht (Erstveröffentlichung 1930; 1978, '88 und '91 wieder aufgelegt; derzeit vergriffen). Gewidmet hat Hermann Wendel „seinen“ *Danton* – Georg Büchner:

„Die Widmung des Buches könnte zu dem Glauben verleiten, es falle in das Fach Dichtung. Es tut es nicht. Es gibt gestaltete Geschichte, die sich, ohne die Mittel des Künstlers zu verschmähen,



streng an die Regeln des Historikers hält. Aber ohne innere Gesichte bleibt, trotz Knöpfen und Pfauenfedern, auch der Mandarin der Geschichtswissenschaft ein Stümper.“

Ein ausdrückliches Bekenntnis für einen Weg zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen sogenannter Realität und Fiktion; die „inneren Gesichte“ sorgen dafür, daß sich der Biograph in seinen Gegenstand hineinverwebt. Für die einen ein Makel; die anderen sagen: Genau darum geht es (übrigens auch mir).

Im Nachwort zur 78er-Ausgabe der Wendelschen *Danton*-Biographie erläutert der Literaturwissenschaftler Helmut Scheuer, wie sich Wendel auf „seinen“ *Danton* bezieht: „Der Genießer Danton, voller Ungestüm und Kraft, ist ganz offensichtlich ein Mann nach dem Idealmaß Wendelscher Vorstellungen, ein ‘Kämpfer und Känder’, bei dem sich Ethos und Politik, heitere Weltzugewandtheit und ernste Geistesanstrengung zur Harmonie vereinen. Er verkörpert [...] die ideale Mischung von wahrem Idealisten und wahrem Pragmatiker; ein Mann von energischer Emphase, der mehr mitreißt als überzeugt, und doch zugleich ein Mann des politischen Kalküls und klaren Augenmaßes ...“. Auch Büchners „*Danton*“ war im übrigen ein „Genießer“, ein, so Scheuer, „Hedonist und Epikureer“, aber: „Bei Büchner verzweifelt und resigniert er, ‘kokettiert’ mit dem Tod und fühlt sich ‘von unbekanntem Gewalten am Draht gezogen’ (Büchner: „*Danton*“, II,4); Wendels *Danton* erscheint durchweg als dynamischer, sich selbst bestimmender Handelnder, der zwar unterliegt, aber bis zum Schluß von der Richtigkeit seines Tuns überzeugt bleibt.“

1932, ein Jahr bevor Wendel nach Paris emigriert, erscheint *Französische Menschen*, Portraits bedeutender Franzosen – Wendel beginnt mit Jeanne d’Arc. Ein Freund, der bekannte Romancier Joseph Roth, lobt in der *FRANKFURTER ZEITUNG*: „Über all diesen Gestalten schwebt Melancholie. Der Tod, mit dem jede der Geschichten naturgemäß endet, beschattet das Leben dieses Buches. Dadurch (weil nämlich der Schatten des Todes schwerer wiegt als das Gewicht des Lebendigen)

erhält das Buch die *metaphysische Gravität*, die mit seiner historischen Leichtigkeit kontrastiert. Ja, das scheint uns der Reiz des Buches: Es beschreibt den Tod. Sein Wert ist ein praktischer: Es lehrt Frankreich kennen, durch seine *Individuen*. Denn nur durch ihre repräsentativen Individuen wird eine Nation erkennbar.“



1936, kurz vor Wendels Tod, erscheint eine letzte Biographie: *Biographie einer Hymne. Die Mar-seillaise*. Zu spät als daß die Nationalsozialisten 1933 auch dieses Buch hätten auf den Index setzen können; diese Auszeichnung aber erhielten, neben *Aus der Welt der Südslawen*, die Bebel- und die Danton-Biographie sowie das Wendel-Buch *Heinrich Heine und der Sozialismus*.

Daß Hermann Wendel, vor und auch nach der sogenannten Machtergreifung, gegen die Nationalsozialisten Stellung bezog, versteht sich – besonders zahlreich waren solche Äußerungen allerdings nicht. Hatte Wendel, anders als sein Vor-Bild Danton, was den Widerstand gegen den NS-Terror betraf, resigniert? Als er aus Deutschland floh, sagte er: „*Mit einem Deutschland, dessen Parlament in der Potsdamer Garnisonskirche zusammentritt, habe ich nichts mehr zu tun.*“ Gerade diese Kirche war ein Symbol rechter Gesinnung; verständlich, daß sich der ehemalige SPD-Reichstagsabgeordnete über diese Provokation besonders erregte.

## „Ziellosigkeit“ und Weg: Metzzer Wiese und Balkan-Schlucht

Hermann Wendel hätte ich auch ohne den Umweg über Jugoslawien kennenlernen können: 1997 wieder veröffentlichte der saarländische Gollenstein-Verlag Reportagen (*Briefe aus Deutschland*) über das Saarland bzw. über das Saargebiet, die der schon erwähnte Joseph Roth siebzig Jahre zuvor für die FRANKFURTER ZEITUNG geschrieben hatte. Ende 1927: Roth fährt von Paris aus nach Saarbrücken:

„Zwischen Frankreich und Deutschland liegt Lothringen auf dem Weg. Noch nicht Frankreich,

nicht mehr Deutschland! Grenzland, Zankapfel, Kriegsursache, erobert oder verloren. Steige ich in Metz aus dem D-Zug, ist es, als ließe ich mir Deutschland langsam entgegengleiten. Ich steige in Metz aus dem D-Zug.

Ich habe mir hier ein Rendezvous gegeben, mit W., dem deutschen Schriftsteller, der in Metz geboren ist. Ein Grenzfall,

dieser W.! Man streitet sich nicht um ihn, welche Mächte hätten sich schon je um einen lebenden Schriftsteller gestritten, vorbei ist das klassische Altertum, – und auch damals mußte ein Schriftsteller tot sein, damit man ihn umstritte, tot, mehr als tot, nämlich legendarisch.

W. ist keineswegs tot. 'Lebend' ist ein zu schwaches Wort für den Zustand, in dem er sich befindet. *Lebendig* ist W.! Da steht er an der Bahn, breiter als ich, größer als ich, stärker als ich. Ausserdem ist es noch, als repräsentierte er die Stadt Metz und als addierte sich ihre Wichtigkeit zu seinen persönlichen Werten. Es ist ein feierlicher Glanz um ihn, wie er so dasteht, in der Helligkeit des Eingangs, den Tag als Hintergrund, während ich aus dem Dunkel komme, aus einem Schlauch des Bahnhofs. Er hat ja kein öffentliches Amt, ich auch nicht! Er ist nur in dieser Stadt geboren, in ihren Straßen war er jung, also ist er in ihnen heimisch; mögen auch ihre Schilder französisch sein und seine Bücher deutsch. Wir sind keine Politiker, wir beide. Weit davon entfernt, von irgendwelchen Majoritäten beauftragt zu sein, haben wir doch irgendeinen Auftrag! Keine Zeitung wird davon Notiz nehmen, daß wir uns hier trafen, kein Photograph ist anwesend, unsern brüderlichen Händedruck in die Illustrierte zu bringen.“

„W.“, das ist Hermann Wendel (warum nennt R. den Namen nicht?), und Joseph Roth hatte nicht mit dem Radio gerechnet: Dieses nimmt Notiz – und fragt gleich nach: „lebendig“? Denn 25 Jahre zuvor, Wendel war von Metz nach Straßburg gezogen, sah man ein ganz anderes Bild. Otto Flake, einer der ehemaligen „Stürmer“, erinnert sich:

„Als Lyriker ist auch Hermann Wendel vertreten, der vor dem Abiturium aus Metz herüberkam; in eine Liebesgeschichte verwickelt, hatte er sich die Pulsader durchschnitten. [...] Dionysiker, wenn er

Verse schrieb, war Wendel im Alltag ein Zyniker, der sich auf allerlei stark gewürzte Erfahrungen berief. Jahre später erhielt ich einen verzweifelten Brief von ihm, er sei am Ende und sähe keinen Ausweg mehr. Er fand ihn doch, rettete sich zu den Sozialisten, und als ich ihn wieder sah, in Berlin, war er Reichstagsabgeordneter und ein tüchtiger Journalist bis zu seinem verfrühten Tod.“



## Liebe-voller Nachtrag, auch mit „Sex appeal“<sup>45</sup>

Eine andere Vorstellung: Vielleicht war es ja auch die eine oder andere Frau, die Wendel „rettete“ – während einer Reise durch die Herzegowina beispielsweise: Wer, frage ich mich, gehörte zu diesen „fremden Erscheinungen“, an denen sich die Frau des Botenfuhrmanns „festsaugte“? Wendels ‘Karriere’ als Mann begann übrigens vielversprechend, als Nonnen-Zögling:

*„[...] als meine Lebhaftigkeit im Haushalt lästig fiel, wurde ich [...] in die Kleinkinderschule der Soeurs de la Miséricorde in der Ziegenstraße gesteckt, schräg gegenüber der Kirche Notre-Dame. Die weißen Flügelhauben der Nonnen, durch klösterlich reichende kühle Gänge wehend ...“*

Wie es weiterging mit seiner ‘Karriere’ als Mann, beschreibt Wendel in seinen *Jugenderinnerungen*, ein spezielles Kapitel hat er diesem Thema gewidmet, *Lust, Liebe, Leid*, in dem sogar das Wort „Sex appeal“ (1934!) vorkommt. Den hatte eine Grete Döll; Wendel hat deshalb gerade sie, so seine Worte, in „plastischer Erinnerung.“

*„Ich war nicht für Halbheiten, sondern für die Erlebnisse, die an den innersten Nerv gehen und an gefährliche Abgründe stellen. Früh wurde ich mir dabei der chemischen Affinität, der Anziehungskraft von Jüdinnen auf mein Wesen bewußt; mit Detlev von Liliencron – siehe sein Gedicht „An der table d’hôte“ – teilte ich die Neigung zum „Rassenverrat“ (nochmals: Die *Jugenderinnerungen* erschienen 1934! – B.L.). Jüdin war, die vierzehnjährige Cousine Bruno Weils, derentwegen ich mir ein „Else“ in den Arm ätzte, Jüdin die Mutter eines meiner Schüler, die ich heimlich begehrt und unheimlich bedachtete, und die himmlischsten und irdischsten Entzückungen meines späteren Laufs – mit Bedacht breche ich meine Lyrik ab; diese Blätter sollen niemandem das Wasser im Munde zusammentreiben.“*

Und dann (keine Rettung natürlich, ein „gefährlicher Abgrund“!) gab es da ja auch noch diese

Vielleicht aber waren es auch die zahlreichen Balkan-Reisen, die Wendel „retteten“; über fast zwanzig Jahre hinweg machte er sich immer wieder auf den Weg. Während seiner Balkan-Reisen, stelle ich mir vor, hat er sich selbst gefunden. In seinen *Jugenderinnerungen* attestierte er dem Zwanzigjährigen „Ziellosigkeit“ und „Abenteuerlust“; daß diese ausgerechnet auf den Balkan führten, lag vielleicht auch an der Kindheitslektüre: Hermann Wendel, ein Leben beinahe wie aus einem Buch; alles andere als nur der „Pflichtkaffee“:

*„Ein Rausch aber kam über uns, als wir Karl May entdeckten. Das ging weit über Cooper und Marryat, auch über den Franzosen Gustave Aimard, von dem ich den Löwenjäger und anderes Atemraubende im Original las. Karl May kürzte nicht nur wundersam zu Haus verhockte Stunden, sondern bedeutete für uns auch die hohe Schule des Westmanns; auf Metzger Wiese und St. Quentin spielten wir nicht, nein, waren wir Old Shatterhand und Winnetou, Old Surehand und Sam Hawkens, Kara ben Nemsis und Hadschi Halef Omar mit dem drei Zeilen langen Namen. Jene Erzählungen, deren Schauplatz Orient oder Balkan war, bannten mich mehr als die Abenteuer auf Prärie und Savanne, und noch heute bin ich fähig, auf einen Sitz hundert Seiten Von Bagdad nach Istanbul oder Im Lande der Schkipetaren zu lesen. Später stieß ich wohl in den Gassen Peras auf einen weissbärtigen Kracher, der mich seltsam vertraut anmutete: ich hatte den alten Mübarek vor mir, oder wunderte mich im Innern Albaniens, woher ich diese nie zuvor gesehene Landschaft kannte: es war die Schlucht, wo die beiden Aladschis Kara ben Nemsis aufgelauret hatten!“*

Frau, derentwegen Wendel sich eine Pulsader aufgeschnitten hatte:

*„Sie war die Frau eines Majors, und fast könnte ich von ihr sagen wie Ludwig Philipp in der Rückerinnerung an Madame von Genlins: „Elle avait trente-six ans, j'en avais seize.“ Sie sechsunddreißig, ich sechzehn – der Altersunterschied war gerade recht, dass sie mir als Fergin zur Insel Cythere dienen konnte. Damals lebte und webte ich in Rostands „Cyrano de Bergerac“, diesem trotz seiner Schwächen bestrickend französischen Stück. Da ich nicht nur: Ce sont les Cadets de Cascoigne, sondern ganze Szenen auswendig wusste, färbte diese heroische Komödie auf meine Liebe ab. Für Roxane stammelste ich Verse:*

*So wie der fromme Katholik / Vorm Muttergottesbilde kniet, / Knie ich vor dir, wenn mich Dein Blick / In purpurdunkle Wirbel zieht.*

*Sie schenkte mir ihr Spitzentaschentuch; das Gesicht hineinpressend sog ich den Heliotropduft ein wie Haschisch (Hermann Wendel aus Metz trinkt nicht nur „Pflichtkaffee“?! – B.L.). Ich war ganz von Sinnen. Aber ehe es recht begonnen hatte, endete es und keineswegs als Idyll. Tragik brach herein, und eines Nachts hieb ich mir, rasend vor Verzweiflung und Wut und Jugendübermut, mit dem Rasiermesser dort in den Arm, wo der Puls schlägt. Das Blut spritzte, meine Eltern erbrachen die Tür, durch fallende Schleier sah ich einen Arzt, einen Schutzmann, den Aktschluß eines naturalistischen Dramas. Und noch heute, wenn mich der Weg über die Place St. Martin führt, setzt sich manchmal mir altem Esel das Herz in so schnellen Trab, als sei ich noch sechzehn und spähte voll Sehnsucht nach einem bestimmten Fenster, ob sich nicht ein Vorhang bewege.*

*Roxane wurde nicht vergessen, aber verschmerzt; andere folgten.“*

Das Kapitel über *Lust, Liebe, Leid* endet schon bald – mit diesen Sätzen: *„Wie hießen die weiblichen Wesen, die meine junge Seele aufwühlten? Adele, Gerti, Dora? Vielleicht! Aber die Frauenzimmer, denen ich mich für den Rest meiner Tage verschrieb, führten die stolzeren Namen Klio und Euterpe.“* Hermann Wendel nennt hier seine Musen (Klio die der Geschichte und Euterpe die



des lyrischen Gesangs), und ich vermute: Er übertreibt (mal wieder?), denn wenn ich in seinen Balkan-Reportagen lese, mutet alles konkreter an, sinnlicher:

*„Ende Mai. [...] Anno 1924 flutschten wir dahin; auf siebzig, auf achtzig, auf neunzig Kilometer springt der Geschwindigkeitsmesser; die scharfe Luft schießt um*

*die Nasen. Einen Grenzpfahl grüßen geschwungene Hüte, Steiermark beginnt, Landschaft schnellen Pulsschlags und leichteren Atmens. [...]*

*Wenn spät der Motor für Augenblicke sein Faulen mindert, hebt sich aus den abenddunklen Feldern der tausendstimmige Sang der Zikaden, und ein Froschor lobpreist gewaltig den Schöpfer mitsamt der Schöpfung.*

*Auf seinen Lichtern schwebt das liebe Ljubljana auf uns zu. Und die töricht-süße Frage einer schönen Frau daheim wird wie eine Liebkosung in dieser erfüllten Mainacht wach: „Heißt Ljubljana nicht: Ich liebe dich?“*

*Ja, aller Grammatik und Etymologie zum Trotz: Ljubljana heißt: Leben, ich liebe dich! Ich liebe dich!*

*Im Unendlichen über uns funkelt mit überzeugendem Glanz die Venus.“*

Hermann Wendel liebte das Pathos, das ist unbestreitbar, in gewisser Weise aber war auch er es, der einen „Glanz“ in das Leben, in die „Schöpfung“ brachte: selber eine Art „Schöpfer“. Einer seiner Freunde, Jakob Altmaier, hat ihn genau so in Erinnerung: „Hell und nicht zu sättigen war das Leben Hermann Wendels. Wohin er kam, kraftstrotzend, geistsprühend, immer kam mit ihm eine Woge von Lust und Lebensfreude. Aus dem sprödesten Stein wußte er Funken zu schlagen. Kein Genuß blieb ihm versagt. Und wenn er sich bis zur Erschöpfung mit ihm vollgesogen hatte, so stieg er ebenso wild und reich an Arbeitskraft wieder in ihm auf.“

Abschließend noch ein Kuriosum und zwei Kalauer: Hermann Wendel ist den einen als Balkan-Kenner und den anderen als Sozialdemokrat, Paris-Feuilletonist, Lyriker vielleicht, Danton-Biograph, als Liebender auch oder als Metzger bekannt. Für eine weitere Gruppe ist er vor allem Metzger(!),

insofern, so SR-Literaturredakteur Ralph Schock, Wendels Metz-Buch hier und da als *Erinnerungen eines Metzgers* auftaucht! Fehlt bloß noch die so schön ins saarländische Identitätsfindungskonzept passende Behauptung, Wendel stamme aus St. Wendel – eine phantastische Vorstellung, die, in seiner Art: spielerisch, auch Arnfrid Astel entwickelte. Den zweiten Kalauer und vieles mehr verdanke ich Gerd Schäfer, Hubert Fichte-Experte, rühriger Forscher und Vernetzer aus Dillingen: Selbstverständlich kann man auch dem Gedanken verfallen, daß dieser vielseitige Mensch Hermann Wendel seinem Namen alle Ehre macht. Viele

#### Anmerkungen

1. Redakteur der Sendereihe ist Stefan Miller, bei dem ich mich für sein Vertrauen bedanken möchte. Statt der Zwischenüberschriften gab es im Radio immer wieder denselben kurzen Ausschnitt aus einer traurigen und zugleich spannend bedrohlichen Musik: *Autumn day in the Balkans* von der moldawischen Gruppe Trigon, dritter Take auf der CD *Oglinda*, aufgenommen und produziert 1997.
2. Zitat aus Hermann Wendel: *Jugenderinnerungen eines Metzgers*, Strasbourg 1934, S. 131. Weiter heißt es dort: „Ohne Hülsen und Verkleidung dagegen unmittelbar von dem eigenen Ich zu berichten, liegt meiner keineswegs bekenntnisfreudigen Natur wenig.“ Daß Wendel zumindest in seinen *Jugenderinnerungen* „unmittelbar von dem eigenen Ich berichtet“, und auch über Metz, belegt mein Wendel-Portrait; es lohnt sich, selber in diesen *Jugenderinnerungen* nachzulesen. Das Buch, Original-Ausgabe, das ich mir bei der SULB ausgeliehen habe, ist allerdings schon recht zerfleddert. Eine Neuauflage? SR-Literaturredakteur Ralph Schock äußerte mir gegenüber einmal die Überlegung, die *Jugenderinnerungen* im Gollenstein-Verlag herauszugeben, in dessen Reihe „Spuren“ er auch schon die Rothschen *Briefe aus Deutschland* wiederveröffentlichte, mit-samt der Passage über Wendel.
3. Auch Wendels Bruder Viktor schrieb und veröffentlichte Gedichte: 1927 erschienen in der *Elsaß-Lothringischen Hausbücherei* seine, so der Titel, *Lothringischen Gedichte*, in denen sich auch schon mal „Träne“ und „gähne“ auf „Lorraine“ reimen.
4. Das fragt(e) sich und mich der (auch Wahrnehmungs-) Künstler Arnfrid Astel.
5. Dieses Kapitel war im SR-Hörfunk-Feature nicht enthalten.

#### Quellenangaben

Roswitha Bauer: *Hermann Wendel als Südosteuropa-Publizist*, Neuried 1985 (1982 als Dissertation vorgelegt). Dieser Arbeit habe ich das Altmaier-Zitat, die Gewichtsangabe (Bauer schreibt: „Er wog angeblich zwei Zentner“) und weitere zahlreiche Informationen entnommen. Roswitha Bauer, die davor warnt, bei Wendel „wissenschaftlich fundierte Arbeit“ finden zu wollen, betont sein Verdienst, die Deutschen (soweit sie ihn lasen – B.L.) mit Südosteuropa vertraut gemacht zu haben. Möglicherweise ein Grund, auch die Wendelschen Balkan-Reportagen neu herauszugeben. Helmut Scheuer: *Ein Grenzfall, Nachwort zu Hermann Wendel: Danton*, 1978, S. 423-443. Von Scheuer stammt die Formulierung, Wendel „glaubte sich sogar der Pflicht zum Militärdienst nicht entziehen zu dürfen, (jetzt) Wiedergabe einer Wendel-Aussage – B.L.) ‘denn er könne doch nicht zu Hause zu sitzen, wenn das ganze Volk um seine Existenz ringe‘“, sowie die Charakterisierung der Wendel’schen Sicht auf Günther. Seinem Nachwort habe ich auch das „Schweinezüchter“- und „Schnapsbrenner“-Zitat entnom-

men, die Wendel-Aussagen über das „kaum zu Ende geschriebene R“ und die über das „Jüngste Elsaß“ sowie zahlreiche weitere Informationen. Rainer Stübling: „VIVE LA FRANCE!“: *Der Sozialdemokrat Hermann Wendel (1884-1936)*, Frankfurt am Main / Bern, 1983; daraus der Aufruf des Frankfurter Soldatenrates, der Hinweis auf die „Bombe“ (dieser Vergleich stammt von Friedrich Stampfer, *Neuer Vorwärts*, 11.10.1936), die Rede während des Arbeiterseminars, die Aussage über die Garnisonskirche sowie zahlreiche weitere Informationen, unter anderem der Hinweis auf die NS-Liste des „schädlichen und unerwünschten Schrifttums“. Lutz Winckler (Hrsg.): *Unter der Coupole. Die Paris-Feuilletons Hermann Wendels 1933-1936*, Tübingen 1995; daraus das Zitat über Père Lachaise und weitere Informationen. Lutz Winckler schreibt in seiner Einleitung: „Die hier veröffentlichten Texte Hermann Wendels stellen das vermutlich bedeutsamste Ensemble von Parisfeuilletons der deutschen Emigration nach 1933 dar.“ Die Nachdichtung des Krllec-Gedichtes und die Ljubljana-Hymne stammen aus dem Band *Aus der Welt der Südslawen*, und die „Beschwörungsformel“ wie auch die Szene unter dem Maulbeerbaum sind nachzulesen in Hermann Wendel: *Von Belgrad nach Buccari. Eine unphilosophische Reise durch Westserbien, Bosnien, Hercegovina, Montenegro und Dalmatien*, Frankfurt am Main 1922, in Ausschnitten wiederveröffentlicht in Milos Okuka / Petra Rehder (Hrsg.): *Das zerrissene Herz. Reisen durch Bosnien-Herzegowina 1530-1993*, München 1994. Die Herausgeber schreiben über die „unphilosophische Reise“: „Ein echtes Lesevergnügen (...) – stilistisch brillant, mal kritisch, mal ironisch, immer aber voller Sympathie für das Land und seine Menschen.“ Ein anderer in dieser Anthologie tretender Autor ist übrigens Max Frisch! Die anderen Wendel-Zitate stammen aus in meinem Text jeweils genannten originalen Wendel-Veröffentlichungen. Zur Verfügung gestellt wurden diese unter anderem von SR-Literaturredakteur Ralph Schock und von Hermann Gäjté (Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß, Saarländische Landes- und Universitätsbibliothek: SULB), bei denen ich mich hiermit herzlich bedanken möchte.

Weitere Quellen:  
Otto Flake: *Es wird Abend. Bericht aus einem langen Leben*, Gütersloh 1960; daraus das Flake-Zitat über Selbstmordversuch und „Rettung“. Herbert Heckmann (Hrsg.): *Johann Christian Günther. Gesammelte Gedichte*, München / Wien 1981; aus dem „Waschzettel“-Text (eingeklebt in den Buchrücken) die Günther-Charakterisierungen und aus dem Heckmann-Nachwort das Trakl-Zitat. Klaus Westermann (HRSG): *Joseph Roth Werke 3. Das journalistische Werk 1929-1939*, Köln 1991; daraus die Roth-Rezension über *Französische Menschen*. Der Verfasser der *Rosen ums Schwert*-Rezension ist mir unbekannt. Diese Rezension wurde veröffentlicht in *Das Magazin für Literatur*, 1904, 1. Bd., S. 145; als Kopie beim Literaturarchiv der SULB.

# DIE Frage zum Stadtjubiläum: Wie alt ist Saarbrücken wirklich?

Von Sabine Janowitz

Am 8. Januar feierte Saarbrückens Oberbürgermeister Hajo Hoffmann im Rathaus den Beginn des neuen Jahres – fast wie in jedem Jahr, nur etwas war anders: Neben den üblichen Promis erschienen eine ganze Reihe von „Normal“-bürgern. Jedem 1000. Saarbrücker war eine Einladung ins Haus geflattert, anlässlich des Stadtjubiläums, wie es hieß. Stadtjubiläum? Das war außer den Planern noch nicht allzu vielen Menschen überhaupt aufgefallen. Der KULTUR-SPIEGEL ging auf Spurensuche. Der vorliegende Text ist eine Adaptation der Filmfassung, die am 9.1.99 im Dritten gesendet wurde.

(Detektivin beim üblichen Recherche-Beginn auf dem St. Johanner Markt. Daß heißt: Erst mal 'ne Tasse Kaffee, und dann mal sehen, was das Volk zu sagen hat.)

*Entschuldigung, wissen Sie, wie alt Saarbrücken ist?*

(alte Frau, einkaufend)

*Wann die Stadt geboren wurde? Kann ich Ihnen nicht sagen. Wissen Sie es?*

(Detektivin hält sich noch bedeckt. Entdeckt bekanntes Gesicht, hat irgendwas mit dem Theater zu tun. Detektivin stellt die übliche Frage.)

*Gegenfrage. Welcher berühmte Wagner-Held war in Saarbrücken und ist in die Saar gefallen, wissen Sie das? Das wissen Sie nicht. Lohengrin.*

(Frage nie einen Intellektuellen. Die da vorne sehen aus wie drei dumpfe Schüler, die wahrscheinlich gerade blaumachen. Ob die ...?)

*Nee, keine Ahnung.*

(Wie zu erwarten war. Noch ein Versuch.)

*Kannst du was anderes sagen als „Keine Ahnung“?*

(Schüler Nummer Zwei überlegt immerhin kurz.)

*Nee, keine Ahnung.*

(Ob Nummer Drei es tatsächlich fertigbringt, dasselbe zu wiederholen?)

*Nee, so lang weil' ich noch nicht auf der Welt.*

(Na, das war ja fast poetisch. Detektivin – bereits leicht entnervt – beschließt, Taktik zu ändern.)

*'Tschuldigung, wußten Sie, daß Saarbrücken in diesem Jahr 1000 Jahre alt wird?*

(ältere Frau)

*1000? Joh, aber bald, gell. Dies Jahr noch nedd.*

(Girlie, scheint zu denken, sie werde gerade für den Film entdeckt.)

*Nee, das hätt' ich jetzt nicht gewußt. Ich hätt 800 gesagt. (enttäuscht) War das schon alles?*

(Frau, ehrlich entzückt.)

*Super. 1000 Jahre hätt' ich der Stadt nicht zuge-  
traut. Wirklich, das ist beachtlich.*

(noch 'ne ältere Frau)

*Aha, iss nett. Wird's ein großes Fest?*

(Was sonst. Detektivin beschließt, Detailwissen zu erfragen.)

*Und was wird 1000 Jahre alt?*

(Mann auf einer Bank, markt-philosophierende Miene)

*Daß sich überhaupt ein Mensch hier zivilisiert hat.  
Es war eben überhaupt nichts da vor 1000 Jahren.*

(schuldbewußt dreinblickender Schüler)

*Ich glaub' das Rathaus. Haben wir in Geschichte  
nicht so genau durchgenommen.*

(Polizist)

*Ich glaub', die erste grundbuchliche Eintragung  
von Saarbrücken wird 1.000 Jahre alt. Genau. So  
war's.*

(Detektivin, mißtrauisch. Grundbücher – 999?  
Will's langsam genau wissen. Fährt zum Deutsch-  
Französischen Gymnasium.)

*Sie koordinieren hier die Entstehung einer zwei-  
bändigen Saarbrücker Stadtgeschichte. Ist Saar-  
brücken wirklich 1000 Jahre alt?*

(Rolf Wittenbrock, Herausgeber)

*Ja, das Alter der Stadt kann man nicht genau be-  
stimmen. Wir wissen, daß die Siedlung sehr viel  
älter ist als die Burg, die Siedlung am Halberg*

war schon vorhanden zur Römerzeit. Es gibt aber auch schon vor- und frühgeschichtliche Siedlungen. Ich denke, im 2. und 3. Jahrtausend vor Christus gibt es erste Spuren menschlicher Tätigkeit, aber man sollte in dieser Zeit noch nicht von den ersten Saarbrückern sprechen.

(Detektivin, grübelnd. Heißt das, die Stadtväter feiern die erste Geburt in Saarbrücken? Fährt zum Rathaus. Alle Fenster werden gerade geputzt. Damit sie genauso strahlen wie der Kulturdezernent, der zum Jubiläum immerhin ein paar Millionen an Sponsorengeldern eingetrieben hat.)

*Herr Silkenbeumer, was für ein Saarbrücker Jubiläum feiern Sie denn da?*

(Rainer Silkenbeumer, Kulturdezernent)

*Da streiten sich die Gelehrten, und da würde ich sagen, als Kulturdezernent, wir gehen davon aus, sie wird am 14. April 1000 Jahre alt. Wir gehen da aus von dieser Burg Sarabruca.*

(Detektivin, baff und leicht entrüstet.)

*Moment mal – das klingt ja schwer nach einem PR-Gag!*

(Rainer Silkenbeumer, immer noch Kulturdezernent)

*Halt ich für nicht so entscheidend. Ich glaub man muß dann einfach sagen, gut, das ist ein geschichtsträchtiges Datum 1.000 Jahre. Das zweite ist natürlich auch, im Jahr 2.000 gibt es viele Städte, die sehr, sehr viele große Veranstaltungen machen. Daß wir sagen, ist das nicht irgendwo auch ein Wink des Schicksals, daß wir im Jahr 1999 diese Jubiläumsfeier haben.*

(Detektivin, kann sich immer weniger des Eindrucks erwehren, daß es sich hier um eine willkürliche Festlegung handelt. Wendet sich in Verzweiflung an den Oberbürgermeister.)

*Herr Hoffmann, sagen Sie bloß, Sie wissen auch nicht, wie alt Saarbrücken ist?*

(Hajo Hoffmann, bekannt souverän und strahlend) *Es gibt die alte Stadt Saarbrücken, es gibt die Stadt St. Johann. Es gibt die Vereinigung der beiden Städte 1909, und es gibt die Gebietsreform, da wurde Saarbrücken zusammengefaßt mit einigen Orten, die früher selbständig waren. Das heißt das, was wir als 1000jähriges feiern ist die erste urkundliche Erwähnung, wo der Kaiser Otto der Dritte dem Bischof von Metz die Burg geschenkt hat, Sarabruca.*

(Wouw, der Mann hat seine Hausaufgaben gemacht. D. sucht ein wenig nach dieser ominösen

Burg; gibt schnell auf, nachdem feststeht, daß es nicht einmal eine Zeichnung von ihr gibt; fährt nach Scheidt ins Landesarchiv, wo historische Dokumente gewöhnlich zu finden sind.)

*Herr Sander, zeigen Sie mal her, das gute Stück.*

(Michael Sander, Archivar)

*Wir haben hier lediglich eine Abschrift. Außerdem gibt es noch zwei weitere Abschriften, eine befindet sich in Metz, die andere in Florenz. Das Original ist nicht erhalten.*

(D. betrachtet mißtrauisch das Gekritzel und Gekrakel der Saarbrücker Abschrift. Überprüft mit Lupe eine Kopie der florentinischen Abschrift.)

*Sieht ja hübsch aus. Aber wenn es um Schenkungen von Burgen und Schlössern ging, haben die Bischöfe doch bekanntlich gerne die Fälscher bemüht.*

(Kurt-Ulrich Jäschke, Mittelalterforscher, enthusiastisch)

*Wir können sogar sagen, welcher Kanzleinotar das war, der das Monogramm Ottos des Dritten so zu machen pflegte, die erste Zeile, das heißt, es paßt das, was wir an Indizien haben, zu einer Echtheit der Urkunde Kaiser Ottos des Dritten, vom 14.4. 999 aus Sankt Peter in Rom zusammen.*

(D. denkt sich ihren Teil. Ein weiteres Indiz wäre vielleicht, daß sich ausgerechnet in dem Jahr, in dem Saarbrücken Geburtstag feiert, die Sonne verfinstert; wenn auch leider erst im August. Unternimmt einen letzten Versuch.)

*Gibt es denn keine Chance jemals Gewißheit zu erlangen?*

(Kurt-Ulrich Jäschke, mit leuchtenden Augen)

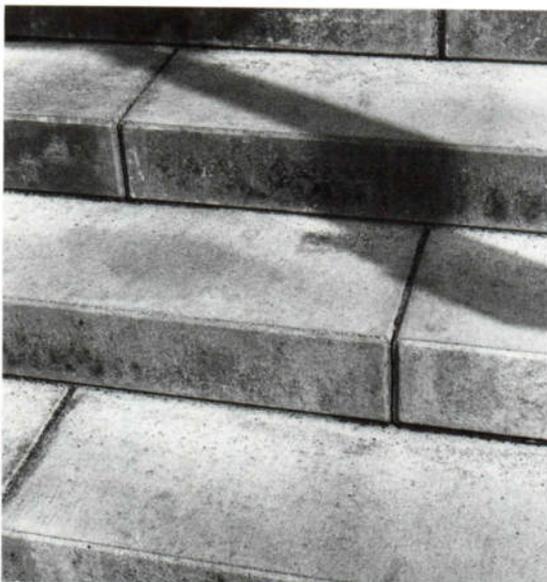
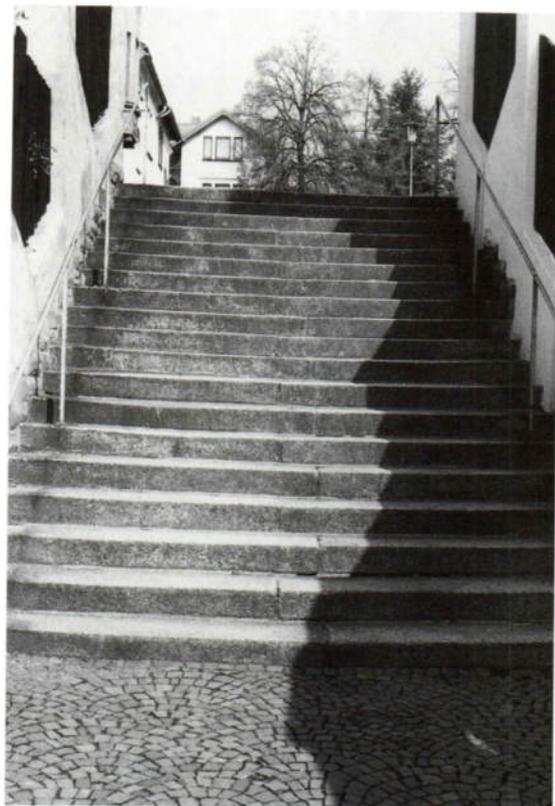
*Vielleicht kann ja sozusagen unser Gespräch dazu führen, daß jetzt eine größere Öffentlichkeit darauf aufmerksam wird, und im Saar-Lor-Lux-Raum oder sogar bei den Sammlern in England oder Amerika mal in den Schubladen nachgesehen wird. Vielleicht liegt dort ja noch eine Originalurkunde Ottos des Dritten vom 14. April 999.*

(Detektivin beschließt, Recherche zu beenden, in Zukunft keine Lottoscheine mehr auszufüllen, sondern Dachböden zu durchstöbern und den Saarbrückern die historische Laxheit nicht allzu krumm zu nehmen. Ist ja auch irgendwie wurscht, warum man feiert. Und wenn man so großzügig mit den Anlässen verfährt, müssen nachfolgende Generationen nicht zwangsläufig 1.000 Jahre bis zum nächsten runden Geburtstag warten. Na denn: Happy birthday, Saarbrücken!)

# Treppen in Saarbrücken

Von Fidel Flaneur sen.





*linke und rechte Seite*

**Heimgartentreppe/St. Johann:**

*eine noch als Verbindungsweg zwischen Scheidterstraße und der Gustav-Bruch-Straße benutzte Treppe; die untersten Stufen wurden erst jüngst in Beton erneuert, ansonsten besteht die Treppe aus schönem grauem Granit, die Podeste sind gepflastert.*

*vorhergehende Seite*

**die sogenannte Himmelsleiter  
hoch zum Reppersberg**

**D**er Weg, den man zu Fuß entlanggeht, unterscheidet sich von der zu befahrenden Straße: zunächst durch die Geschwindigkeit der Fortbewegung, die im einen Fall mehr durch Langsamkeit, im anderen Fall mehr durch Schnelligkeit geprägt sein dürfte. Davon abhängig ist dann auch eine unterschiedliche Intensität der Wahrnehmung. Wer eine Straße entlangfährt, wird vermutlich eher unaufmerksam sein, da die Bewegung innerhalb des Verkehrsgetümmels die volle Wachsamkeit beansprucht, während der Fußgän-

ger Muße genug hat, um die ihn umgebenden Eindrücke ganz aufzusaugen. Außerdem: Der Weg ist eine Sache der Ein- oder Zweisamkeit, auf dem man sich dahinschlendernd verlieren, sich in Gespräche vertiefen oder aber interessante Entdeckungen machen kann. Dagegen ist die Straße weder gemacht für innige Dialoge noch für abschweifende Selbstbeobachtungen. Sie ist ein Ort des Getriebenseins, deren mitreissender Sachzwanggesetzlichkeit man sich nicht widersetzen darf und aus der man kaum ausscheren kann. Von



Muße und Ruhe wie bei der fußläufigen Art der Fortbewegung läßt sich bei ihr nicht reden, schon eher von einem mühseligen, hektischen und nicht selten lärmenden Vorankommen. Die beiden Mittel, mit denen sich zwei voneinander entfernte Punkte verbinden lassen, verkörpern zudem ein jeweils anderes ästhetisches Ideal. Die Schönheit der Landschaft findet auf Straßen keinen Niederschlag, weil sich diese Schönheiten bestenfalls genauso beliebig aneinanderreihen wie die Bildsequenzen beim TV-Zappen. In der Welt der Wege

aber wird dem Raum Ehrerbietung entgegengebracht. Milan Kundera zufolge hat „jedes Teilstück einen Sinn für sich und lädt zum Verweilen ein.“ Die Schönheit wird dadurch dauerhaft und veränderlich. Im Unterschied dazu hat die Straße „keinen Sinn; einen Sinn bekommt sie nur durch die beiden Punkte, die miteinander verbunden werden. [...] Die Straße ist die triumphale Entwertung des Raumes, der dank ihr heute nur noch Hindernis für die Fortbewegung, nur noch Zeitverlust ist.“<sup>41</sup>

Alle Charakteristika des Weges gelten auch für die öffentliche Treppe. Man kann sagen, daß die Treppe zum Universum der Wege dazugehört, ein Bestandteil von ihm ist. Und von ihr kann wie über den Weg behauptet werden, antiquiert, ein Relikt aus vergangenen Zeiten zu sein. Beide verhalten sich quer zu dem beschleunigten, in erster Linie außen- denn innengeleiteten Jetzt. Der abgebildeten Auswahl Saarbrücker Treppen sieht man das an. Bis auf wenige Ausnahmen befinden sie sich in einem traurigen bis erbärmlichen Zustand. Die Traurigkeit, die sie verstrahlen und auf ihre Umgebung übertragen, rührt von zweierlei her: von der oftmals geringen Frequentierung und mangelnden Nutzung durch die Bürger wie von ihrer Nichtbeachtung oder lieblosen und meist von geringem ästhetischen Empfinden geprägten Behandlung durch die städtischen Verantwortlichen. Diese haben offenbar jenseits von instrumentalisierbaren, ebenso tosenden wie massenwirksamen Spektakeln, die die Kaufleute stillstellen bzw. an das Diminutiv des Citoyens – den Kunden – appellieren, keinen Begriff mehr davon, was einem Stadtbild gut tut.

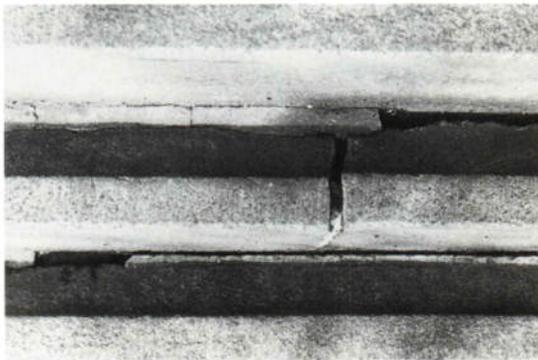


Treppen (und Wege), die die besondere topographische Lage der Stadt zwischen dem Saar-Flußtal und den angrenzenden, teils auf Hügeln gelegenen Stadtteilen akzentuieren und erfahrbar machen, begründen urbanen Charme. Man denke nur an andere durch die Topographie geprägte Städte – an das Panier-Viertel in Marseille, das Bairro Alto oder die Alfama in Lissabon, die Altstadt von Lyon, an den Montmartre und das Belleville in Paris, oder an das in Trastevere und am Capitol ansteigende Rom –, überall dort nimmt einen dieser gewisse Zauber gefangen, der beim Treppensteigen von den ständigen Perspektivenwechseln innerhalb einer verdichteten Besiedlung ausgelöst wird. Anstatt also die Treppen sich selbst zu überlassen und verkommen zu lassen, wäre es ange-

bracht, sie zu pflegen und zu restaurieren, um so die selbst im maroden Zustand spürbaren Reize herauszustreichen.

Vielleicht gelänge es mit einem solchen Verfahren, mehr Bürger für Treppen in ihrem Umfeld zu interessieren. Vielleicht könnten einige sich dadurch sogar veranlaßt sehen, diese erneut in ihren Alltag zu integrieren. Das würde voraussetzen, bei Eingriffen bedächtig vorzugehen, aus nichts anderem als aus funktionalen Erwägungen alte natürliche Materialien wiederzuverwenden und von brachialen Neugestaltungen abzusehen. Saarbrücken und seine Bewohner könnten nur gewinnen!

1. Milan Kundera: Die Unsterblichkeit, Hanser Verlag, München 1990, S. 272f



linke und rechte Seite

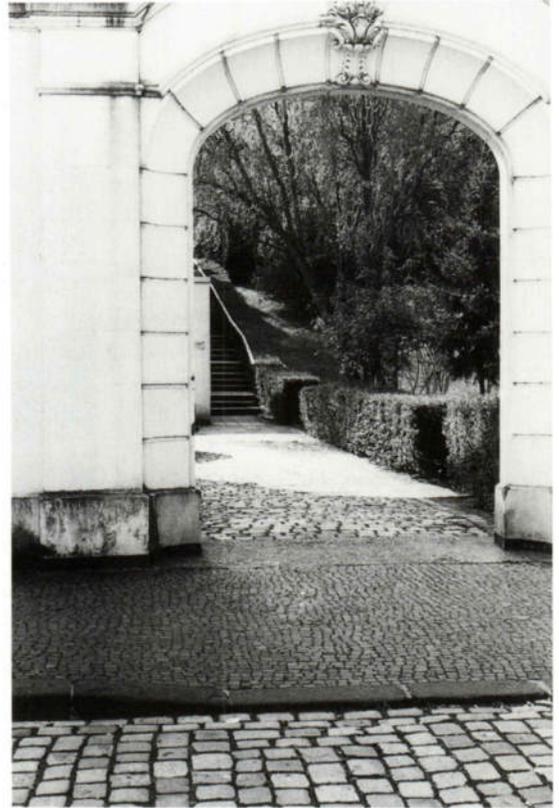
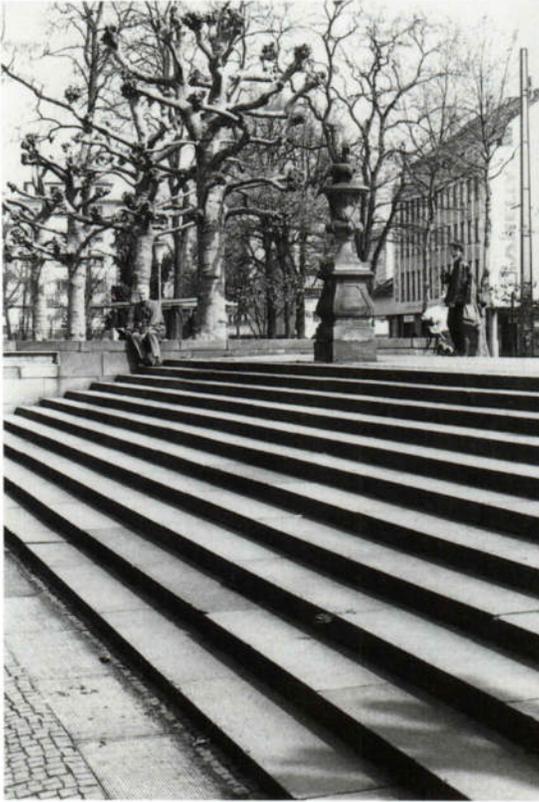
**Rotenbergtreppe/St. Johann:**

*Eine ebenfalls noch im Gebrauch befindliche Treppe (an einer Schule und in der Nähe der St. Michaels-Kirche); im unteren Teil geteilt und nach oben zusammenlaufend; vermutlich befand sich inmitten der Teilung, an der Stelle, wo jetzt Büsche und Bäume wuchern, mal ein Brunnen, an den aber nichts Bleibendes mehr erinnert; im oberen Teil über der Schumannstraße verbreitert sich die Treppe in einen ebenso imposanten wie einladenden Kirchenzugang, der wohl für eine größere Zahl von Gläubigen reserviert war als es heute sein dürften. Vor allem der Teil unterhalb der Schumannstraße befindet sich in einem traurigen Zustand; weder wurden bei Erneuerungen die Formgebung und das Material der älteren Stufen beachtet, noch wird auf die erforderliche Erhaltung geachtet, was deutlich an den zerbröckelnden Fugen zu sehen ist.*



*oben und nebenstehend  
Suppengasse mit ehemaliger  
Trillertreppe/Alt-Saarbrücken:  
Die sich zerteilende und unten  
zusammenlaufende Treppe an der früheren  
Suppengasse ist eine ästhetische Scheußlich-  
keit sondergleichen, woran auch die  
historisierenden Anklänge nichts ändern;  
lieblos sind sowohl Gestaltung als auch das  
verwendete Material: Beton, Betonsteine,  
banale Geländer. Die ehemals oberhalb des  
Trillerweges verlaufende Trillertreppe ist  
zerstört und zugewachsen, somit der bloßen  
Erinnerung anheimgefallen.*





*oben links*

*Eine ebenso einfache wie stilistisch passende Sandsteintreppe als Entrée zum Ludwigsplatz, direkt gegenüber des Haupteingangs zur barocken Ludwigskirche.*

*oben rechts*

*Namenlose Treppe vom Ludwigsplatz zur Vorstadtstraße; am auffallendsten der Weg vom Ludwigsplatz durch ein Portal, das zu einem der Stengelschen Paläste gehört, die den Ludwigsplatz einfassen.*

*nebenstehend*

*Gut intakte, namenlose Steintreppe von der Spichererbergstraße zur Graf-Philipp-Straße, an der unlängst gar mal der Handlauf erneuert wurde, was in dieser Stadt eher selten zu beobachten ist.*



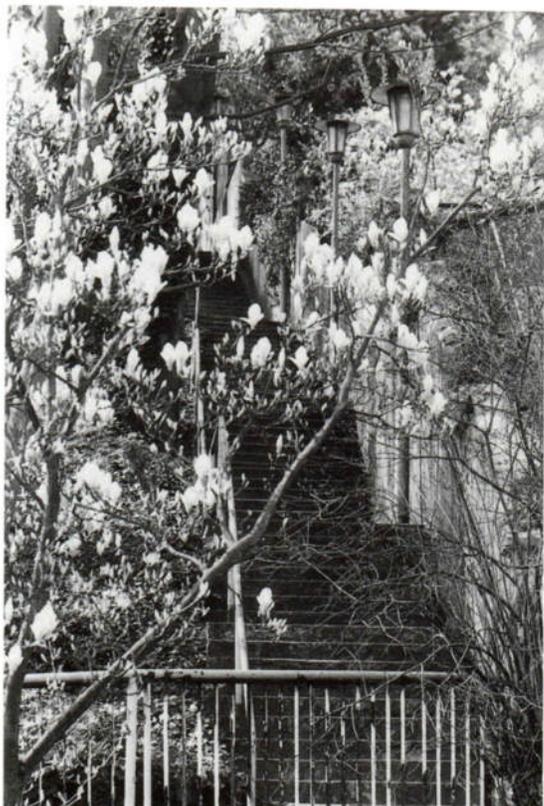
nebenstehend und unten  
**Reppersbergtreppe/Alt-Saarbrücken:**  
Eine der größeren und imponierenden  
Saarbrücker Treppen – mit Stufen aus  
dunklem Basaltstein und Stützmauern  
aus Sandstein; die Treppe selbst ist  
mehrfach durch gepflasterte  
Zwischenpodeste unterbrochen; sie führt  
zu dem villenartigen Wohnviertel des  
Reppersberges hinauf und wird trotz  
ihrer zahlreichen Stufen noch relativ  
häufig benutzt.



unten

*Eine weitere namenlose Steintreppe mit teilweise altem schmiedeeisernen Geländer, die früher mal Liebespaare ins Grüne führte und über die man heute von der Spichererbergstraße aus den Höhenpfad und die Elsa-Brandström-Straße erreicht.*





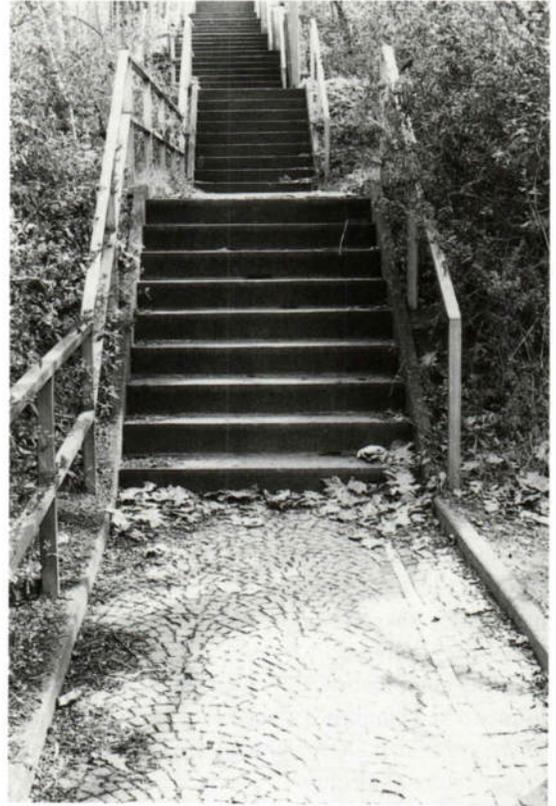
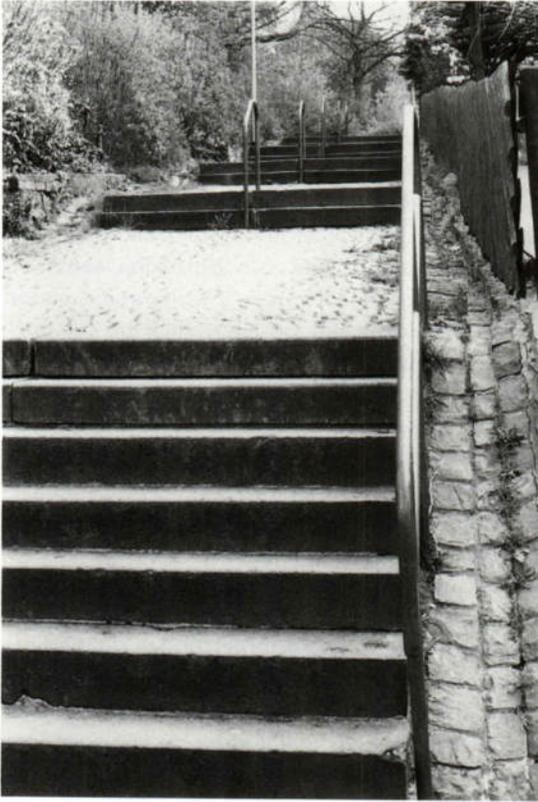
**Hintergassentreppe und Jakobsgärtchen/  
Alt-Saarbrücken:**

Eine der längsten Treppen in Saarbrücken, die vom Nanteser-Platz zum oberen Triller führt. Der Teil unterhalb des Trillerweges ist von älterer Substanz und besteht überwiegend aus schwarzem Basalt. Die Stufen weisen auf der Trittlfläche wie an den Kanten Spuren langer Nutzung auf und sind auch trotz des ungleichen Höhenniveaus weiterhin gut begehbar. Das spricht neben der ästhetischen Qualität für Natursteintreppen, im Unterschied zu (Fertig-) Betontreppen oder in Beton eingefassten Kieselsteinstufen, deren Schwachstelle oftmals die Kanten sind, die innerhalb kürzester Zeit abbrechen und das Begehen zu einer gefährlichen Angelegenheit machen. Das oberhalb des Trillerweges befindliche Jakobsgärtchen ist hingegen eine ‚neuere‘ Betontreppe, die sich noch in einem vergleichsweise guten Zustand befindet.



**Sogenannte Himmelsleiter,;**

Sie strebt von der Talstraße in Höhe der Hardenbergstraße steil zum Reppersberg auf; sie wird im Unterschied zur Reppersbergtreppe selten benutzt, was man ihr auch ansieht; außerdem ist sie ästhetisch von minderer Qualität; auf dem kleinen Bild kann man ersehen, was mit den Kanten der Stufen aus verputztem Klinker- bzw. gegossenen Betonstufen oftmals geschieht und wie sie dann aussehen.



**Homburgtreppe/Am Homburg:**  
stellt eine fußläufige Verbindung von der  
Dudweilerlandstraße zur Daimlerstraße auf  
dem Homburg her.

alle Photos  
Fidel Flaneur sen.

**Albertweg/Jägersfreude:**

Eine langgezogene, flache, mit mehreren Podesten unterbrochene Steintreppe, die von der Hauptstraße wegführt; die Treppe ist keineswegs in schlechtem Zustand und wohl auch noch in Gebrauch, aber die symbolische Mitteilung der Ortspolizeibehörde dokumentiert, daß es sich bei Treppen um ein Relikt handelt, das man besser nicht mehr frequentieren soll.

# Gedanken zur Musica Sarabrucca

## Wieso man von dem, was man wissen könnte, nichts weiß und auch nichts wissen will

Von Stefan Fricke

In dem vor genau dreißig Jahren – in einem Goethe-Jahr – entstandenen Film *Ludwig van*, Mauricio Kagels kritisch-böser Beitrag für das darauffolgende Beethoven-Jahr 1970, stellt Werner Höfer in einem für den Film gestellten Szenario *des Internationalen Frühlings* die Frage: „Haben Goethe-Jahre, Beethoven-Jahre, Bach-Jahre, Wagner-Jahre, Schiller-Jahre – in welche Jahre auch immer wir kommen könnten –, haben die einen Sinn ...?“ Die Antworten der fünf beteiligten Musikforscher und Komponisten aus fünf verschiedenen Ländern, darunter Mauricio Kagel selbst, schwanken zwischen Sinn- und Unsinnserklärungen solcher Jubiläumsfeiern. Der Musikredakteur Otto Tomek äußerte in dieser Runde trefflich, daß ein Jubiläumsjahr dann Sinn habe, wenn man nach Abschluß des Rummels den Jubilar immer noch liebe.

Ob dies auch Saarbrücken widerfahren wird, wenn das neue Millennium begonnen und die Stadt zum Feiern vorerst zu alt geworden ist, kann man schon jetzt – in der Halbzeit des urbanen Tausendschöns – bezweifeln. Dabei ist gar nicht alles Tinnef, was man sich neben „Saarbrücken wird 1000“-Kaffeetassen, -pin ups, -Kugelschreibern, -Löwen usw. hat einfallen lassen. So gibt es nun die 1500seitige Stadtgeschichte *Geschichte der Stadt Saarbrücken*<sup>1</sup>; doch diese darf mit Verve weitergeschrieben werden, so winzig sind die Anteile, die die Autoren der Saarbrücker Musikgeschichte gewidmet haben – als wäre hier gar nichts passiert. Die Musik betreffenden Einsprengsel strapazieren im übrigen ausschließlich die gängigsten Publikationen zum Thema, und diese datieren zumeist auf die zwanziger und dreißiger Jahre. Die Mühe, neue Erkenntnisse zu Tage zu fördern oder entgegenere Literatur zu berücksichtigen, um anhand rektifizierender Daten eine historische Faktizität anzustreben, machten sich die Autoren für den musikalischen Bereich nicht. Warum auch? In der Wissenschaft, der Wissenschaft schreibt der eine vom dem andern ab. Und wenn in der gelesenen Literatur wenig steht, ist wohl auch wenig passiert! Oder?

Zugegeben, viel war es nicht, was an musikalischen Ereignissen bis zur Wende ins zwanzigste

Jahrhundert in Saarbrücken geschehen ist. Dann aber mauserte sich die Stadt in raschen Schritten, so daß sie sich jedenfalls für die Ernste Musik (im Vergleich zu anderen Städten ihrer Größe) durchaus als Musikstadt bezeichnen könnte. Freilich ist das weniger das Verdienst der Kommune sondern eher eines des Landes, aber wer könnte das in Saarbrücken tatsächlich sauber voneinander trennen. Doch selbst die musikalische Umtriebigkeit der Gegenwart ist der besagten Stadtgeschichte nicht sehr wichtig.

Allerdings wird es denjenigen, die sich mit der Saarbrücker Musikgeschichte beschäftigen wollen, auch nicht sonderlich leicht gemacht. Es gibt kein zentrales Archiv, weder auf kommunaler noch auf Landesebene, das regionale Musikalia sammelt. Zwar hat das *Saarländische Landesarchiv* einige Notenmanuskripte im Bestand, auch im *Stadtarchiv* existieren verstreut welche, der SAARLÄNDISCHE RUNDFUNK besitzt etliches, was für die Stadt- und Landesgeschichte von Interesse wäre, ist aber nicht öffentlich zugänglich. Überdies lagert seit Jahrzehnten die stadthistorisch wichtige Notensammlung von Johann Carl Koch, die Partituren des 18. Jahrhunderts enthält und ein zentrales Dokument der bürgerlichen Hausmusik darstellt, nahezu unerschlossen auf dem Dachboden des *Saarland-Museums*.<sup>2</sup> In der Bibliothek der *Hochschule des Saarlandes für Musik und Theater* befinden sich weitere Manuskripte, und in der öffentlichen Musikbibliothek des Landes, die kaum einer kennt – sie ist über die Hochschulbibliothek zugänglich –, finden sich auch manche Archivalien von Interesse. Selbst die *Stadtbücherei*, als sie noch am Max-Ophüls-Platz residierte, hatte einen großen Musikalienbestand von regionalen Komponisten, teilweise in handschriftlichen Kopien. Nun im neuen Anbau des Rathaus angesiedelt, gibt es diese Ausgaben nicht mehr. Möglicherweise seien sie nun in der Musikhochschule, aber so genau wußte es die Sachbearbeiterin nicht zu sagen. Die zuständige Kollegin war gerade im Urlaub ...

Die Litanei ist noch nicht zuende. Die *Universitäts- und Landesbibliothek*, offizielle Pflichtabgabebibliothek für alle im Saarland produzierten Publikationen, sammelte bisher jedenfalls keine Noten, obgleich es im Saarland Verlage gibt, die Musik auf Papier herstellen. Doch auch hier sollte man recherchieren, wenn man saarlandspezifische Materialien zur Musikgeschichte sucht, man kann nie wissen.

Der schnellste Weg jedoch, um in musikalischen Angelegenheiten fündig zu werden, sollte den Suchenden in die Fachrichtung Musikwissenschaft führen. Nicht unbedingt in die Institutsbibliothek, da liegt zwar auch das eine oder andere passim

herum, aber systematisch als „Regionalia“ ist es nicht sortiert. Es gilt, das sogenannte *Dr.-Robert-Hahn-Archiv* aufzusuchen, das in einem winzigen Raum auf dem Flur der Musikwissenschaft untergebracht ist. Dort kann man in drei größeren Akten- und zwei Wandschränken nach dem stöbern, was man wissen möchte. Allerdings muß man auch hier einige Geduld mitbringen und auf manch assoziativen Synapsensprung hoffen, um ins Archivsystem einzusteigen. Natürlich gibt es dort keinen Computer, der einem weiterhelfen könnte, und seit Ende der siebziger Jahre ist das Archiv kaum noch fortgeführt worden. Zudem sind die Materialien bis zu diesem Zeitpunkt, die der längst verstorbene Robert Hahn, der bislang zweifellos profundeste Kenner saarländischer Musikgeschichte, seinerzeit zusammentragen konnte, bei weitem nicht vollständig. Denn er war bei der Spurensuche vor allem auf Fingerschicksal angewiesen, wie alle, die es ihm nachtaten.

So fand sich eher zufällig der umfangreichste und zusammenhängende Bestand an saarländischer Musikliteratur der dreißiger und vierziger Jahre nicht im Lande selbst, sondern in der *Pfälzischen Landesbibliothek Speyer*. Von den Nationalsozialisten als Pflichtabgabebibliothek konstituiert, wanderte alles Mögliche in ihren Bestand. Unzählige braunes Liedgut hat sich dort erhalten, etliche deutschstämmelnde Hakenkreuz-Lieder, die eigene für den Saarkampf geschrieben wurden. Diese zentralen Dokumente der saarländischen Musikgeschichte sind bislang so gut wie gar nicht ausgewertet worden, geschweige denn als Kopien im Saarland zugänglich. Auch die antifaschistischen Lieder der sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeitersängerbewegung an der Saar sind kaum je musikwissenschaftlich betrachtet worden. Diese befinden sich im übrigen fast ausschließlich in privaten Sammlungen. Demnächst soll allerdings eine CD erscheinen, die die Lieder der düsteren Phase des Saarlandes präsentiert, die faschistischen ebenso wie die hoffnungstragenden der Linken.

Zunächst aber hat der SAARLÄNDISCHE RUNDFUNK, der auch bei dem Saarländischen Liedprojekt beteiligt sein wird, nun zum 1000jährigen Stadtjubiläum eine CD herausgebracht, die *Saarbrücker Kammermusik und Lieder aus der Barockzeit und der klassisch-romantischen Epoche* enthält.<sup>3</sup> Der Tonträger ist zweifellos einer der gelungensten Beiträge unter dem Label „Saarbrücken wird 1000.“ Denn was sonst, weil's angeblich nichts gab, verschwiegen wird, findet hiermit sein akustisches Korrektiv. Kompositionen von Johann Jacob Brand, Ferdinand Möhring, Hermann Levi, Louis Théodore Gouvy, Friedrich Gernsheim und Victor Cormann,

Stücke aus dem Liederbuch der Gräfin Sophie von Nassau-Saarbrücken sowie der Hausmusiksammlung Koch (jene auf dem Dachboden des *Saarland-Museums*) belegen, daß es in den zurückliegenden Jahrhunderten doch nicht ganz so schweigsam in Saarbrücken zugegangen ist. Diese nun begonnenen Unternehmungen müssen fortgeführt werden, wenn man Licht in das am wenigsten erschlossene Kapitel Saarbrücker Kulturgeschichte bringen will, auch wenn es, je weiter man in die Geschichte zurückgeht, um so schwieriger wird, stichhaltige Informationen zum Saarbrücker Musikleben zu finden. Daß für die ersten sechs Jahrhunderte Stadtgeschichte kaum etwas aufzuspüren sein dürfte, ist mehr als eine Vermutung. Ab etwa 1700 aber dürften sich, auch das weit mehr als eine Mutmaßung, die Recherchen sehr lohnen und einige neue Erkenntnisse ans Tageslicht bringen.

Gänzlich unergiebig ist aber die Arbeitssituation zur Forschung der zurückliegenden wie der gegenwärtigen Musikgeschichte. Solange die Archive und Bibliotheken mit regionalen Musikbeständen unsinnigerweise verstreut sind, in der einen Institution keine Verweise auf die andere vorliegen, solange wird sich nichts ändern. Daß das derzeit immer noch üppigste Archiv, das Nachlaßlager von Robert Hahn, kein Personal hat und auch noch nie hatte, dürfte kaum jemandem verwundern. Der universitären Musikwissenschaft ist das kaum anzulasten, hat sie gerade genügend Personal um die laufende Lehre durchzuführen. Immerhin aber machte sie sich vor einigen Jahren für den institutionellen Verbleib des Archivs stark, als die Universitätsverwaltung darüber nachdachte, ob man die Sammlung nicht entsorgen solle. Trotzdem schlummert sie vor sich hin, von kaum jemandem beachtet. Eine Unterstützung – kleine Mittel reichten schon! – seitens des Landes, der Stadt oder von anderer Seite, wäre dringend nötig, um geeignete Voraussetzungen für eine sinnvolle stadt- und landesbezogene Musikforschung zu schaffen, die tatsächlich auch Resultate vorzuweisen wüßte.

Derzeit aber gestaltet sich die Lage der Musica Sarabrucca heute wie vor 1000 Jahren: desaströs. Damals brauchte sie mehrere Jahrhunderte, um sich zu entwickeln, heute wird sie nicht geliebt. So gesehen haben Jubiläumsfeiern, wie es im eingangs erwähnten Film von Mauricio Kagel erörtert wird, keinen Sinn.

1. Hrsg. von Rolf Wittenbrock, 2 Bände, Saarbrücken: SDV 1999.

2. Einen Überblick über diese Sammlung gab 1955 Joseph Müller-Blattau, *Alt-Saarbrücker Hausmusik zur Goethezeit*, in: SAARBRÜCKER HEFTE, Nr. 2, 1955, S. 58ff.

3. Leico Records (Leico-8500), Schmelz 1999.

# „Seiten an sich zu entdecken, die man ansonsten nicht wahrnimmt.“

Ein Gespräch mit Birgit Scherzer über ihren Abschied von Saarbrücken, ihr (künstlerisches) Selbstverständnis und ihre Ziele

Zum Ende dieser Saison verläßt Ballettchefin Birgit Scherzer das Saarbrücker Staatstheater, um als freie Choreographin zu arbeiten. Zu ihren Leistungen gehört neben dem Aufbau eines festen 19-köpfigen Ensembles die Entwicklung einer individuellen Tanzsprache, die sich aus Elementen des klassischen wie des modernen Tanzes speist. Ihre zahlreichen Choreographien für das Saarbrücker Staatstheater (u.a. *Requiem*, *Kaspar Hauser*, *Kassandra/Blaubart*, *Romeo und Julia*) ernteten stets auch überregionale Aufmerksamkeit und machten Birgit Scherzer zu einer der innovativsten Choreographen/innen in der Bundesrepublik. Ende. Aus. *Faust.*, ihr letztes Tanzstück als Ballettchefin, lief zum letzten Mal am 24. Mai. Als ihr Nachfolger steht Bernd Roger Bienert fest, bisher Choreograph in Bielefeld und in Zürich.

SAARBRÜCKER HEFTE: *William Faulkners Roman Wilde Palmen endet mit dem Satz: „Ja, dachte er, vor die Wahl gestellt zwischen dem Leid und dem Nichts wähle ich das Leid.“ Was würden Sie wählen?*

BIRGIT SCHERZER: Also sicher auch nicht das Nichts.

*Weil das Leid fruchtbarer für die Arbeit wäre?*

Ja, weil irgendwo eine Art von Reibung oder auch eine Art von Leid immer, finde ich, für einen selber in eine andere Qualität mündet. Also wenn man durch eine Phase von Leid gegangen ist, hat das, obwohl man es nicht so empfindet in dem Moment, letztlich doch eine positive Auswirkung.

*Können Sie im Gegenzug dem Satz Ravels zustimmen: „Ich glaube fest daran, daß die Freude viel fruchtbarer ist als das Leid.“?*

Das weiß ich nicht so genau, ob man das so behaupten kann.

*Ravel hat es behauptet.*

Sicher ist es einfacher durch eine Freude zu einer

Erkenntnis zu gelangen, als wenn man durch eine Leidensphase geht. Das ist schon klar. Ob sie fruchtbarer ist, weiß ich nicht. Einfacher ja. Sicher, wenn ich mit den Tänzern hier arbeite, und wir haben Spaß, und es macht Freude, komme ich einfacher zu einem Ergebnis als wenn's Streß gibt, und ich unheimlich viel Kraft für die Motivation der Tänzer einsetzen oder durch eine unschöne Probenphase gehen muß.

*Faust, Protagonist Ihres derzeitigen Tanzstücks, ist der ewig Unzufriedene. Teilen Sie diesen Charakterzug mit ihm?*

Ja, ich möchte sagen, daß ich da wirklich sehr viele Ähnlichkeiten auch an mir selber feststelle, weil ich eigentlich auch nie zufrieden bin mit dem, was ich gerade gemacht habe. Und die Tänzer wissen auch, daß Lob bei mir sehr sparsam kommt. Aber wenn ich's dann sage, meine ich's tatsächlich ehrlich. Also, ich bin nicht jemand, der lobt, um demjenigen zu gefallen, sondern bei mir hat Lob schon mit dem Ergebnis zu tun, dem ich zustimme.

*Blicken Sie mit Zufriedenheit wenigstens auf Ihre Tätigkeit am Saarbrücker Staatstheater zurück, auf Ihre künstlerische Produktion wie auf Ihre Zusammenarbeit mit der Leitung des Staatstheaters?*

Zufriedenheit kann ich da nicht ganz sagen. Erstmal mit einer gewissen Dankbarkeit in dem Sinne, daß ich das, was ich hier wollte, auch machen durfte, daß die Tänzer mitgezogen sind, daß sie hinter mir gestanden sind, daß ich hier auch viele Leute gefunden habe, die hinter mir stehen, auch im Publikum. Aber man hat nie das erreicht, was man wollte. Der Punkt ist nämlich der, daß ich ein Ideal habe, das ich sowieso nie erreichen werde.

*Ist dieses Ideal Ihr Antrieb?*

Ja, genau das ist mein Antrieb. Ohne dieses Ideal käme man letztlich nie in die Nähe dessen, was man tatsächlich erreicht.

*Wie sieht Ihr Ideal aus?*

Das hat nichts damit zu tun, daß ich mir einen ganz tollen Job ausmale als größter Direktor. Das



Birgit Scherzer

Photo: ©Fine Art, Saarbrücken

hat immer etwas zu tun mit: Wie führe ich mein Ensemble als Leiter. Wie schaffe ich die mir selbst gestellte Aufgabe. Das heißt bei dem Stück, das ich gerade mache, habe ich ein sehr hohes Ideal: Wie dieses Stück zum Beispiel aussehen könnte, sollte. Nur kommen bei einer Arbeit immer viele Faktoren zusammen, die dem Ideal nie entsprechen können, und es wäre auch schlimm, wenn man diese Faktoren, die stören, nicht hätte. Sonst wäre das Ideal für jeden einfach zu erreichen, und man hätte keinen Spaß mehr dran.

*Tanz, Ihr Ausgangspunkt, ist etwas sehr Abstraktes, sehr Irreales.*

Ja. Aber nicht nur!

*Ihre Arbeit, scheint mir, ist von dem Paradox geprägt, mit tänzerischen Mitteln Realitäten darstellen zu wollen.*

Also ich möchte Vorgänge abbilden, auch Emotionen, auch wirklich ganz reale Vorgänge, das stimmt schon, aber mit Bildern natürlich, die im

Theater funktionieren, das heißt, ich will nicht die Realität eins zu eins abbilden.

*Sie öffnen das System „Tanz“ sozusagen anderen Systemen, anderen Realitäten.*

Ja genau, das ist das Interessante für mich. Es ist für mich nicht interessant eine Bewegung um der Bewegung willen zu machen, eher der Bewegung einen Inhalt oder, wie Sie bereits richtig gesagt haben, eine Realität zu geben.

*In einem Interview haben Sie ihre Arbeit als „tänzerische Umsetzung von Geschichten“ bezeichnet. Glauben Sie nun, daß Sie mit den Mitteln des Tanzes etwas erzählen können, was durch das tradierte Sprachsystem nicht erzählbar ist?*

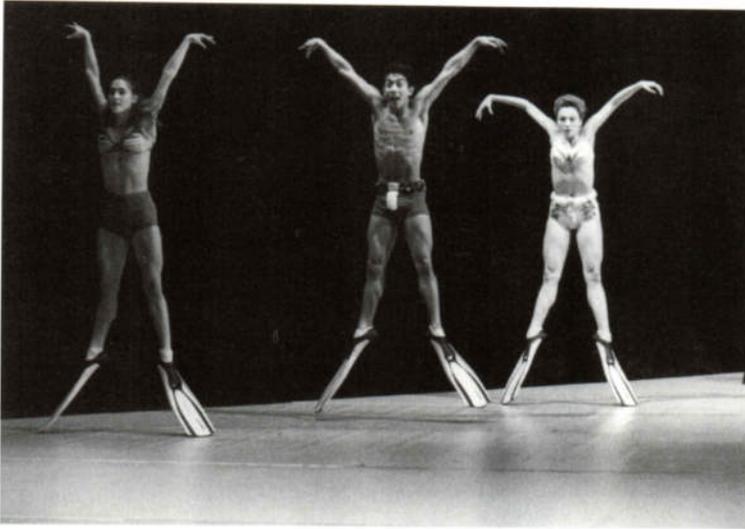
Ja. Ich kann bestimmte Bereiche in Menschen ansprechen, die, glaube ich, durch Sprache in dem Maße nicht angesprochen werden. Daran glaube ich ganz fest. Es geht da im Wesentlichen um den Aufbau emotionaler Geschichten im Zuschauer, um das Entdecken von Sachen, die man sonst vielleicht immer vergräbt im Alltäglichen. Das ist das Besondere am Theater, Seiten an sich zu entdecken, die man ansonsten nicht wahrnimmt.

*Durch das Besondere, das im körperlichen Ausdruck liegt?*

Ja. Richtig.

*Könnten Sie sich auch vorstellen, ein Schauspiel unter Beibehaltung des Textes zu choreographieren?*

Könnte ich mir schon vorstellen. Das müßte natürlich von der Bewegung her eine andere sein als die, die Tänzer machen, wie ich es zum Beispiel bei Thomas Ostermeier gesehen habe. Der bringt da eine unheimliche Kraft rüber. Das ist aber im Tanz genauso. Tanz hat auch eine unheimliche Kraft und Power. Nur sind Schauspieler keine ausgebildeten Tänzer, sind aber trotzdem in der Lage, durch Bewegung, durch Bewegungsmuster, die



Ballett „Ende. Aus. Faust.“ Photo: © Bettina Stöß, Saarbrücken

auch richtig einstudiert sind, mit der Sprache noch auf einen höheren Level zu kommen.

*Finden Sie, daß das Potential an körperlichem Ausdruck im Schauspiel zu wenig genutzt wird?*

Ja, für mich ist das so ein Problem. So wie ich das sehe, liegt das nicht allein an den Schauspielern, eher an der Ausbildung. Als Schauspieler muß ich natürlich auch herangeführt werden an die Bewegung, und mir muß bewußt sein – und das gilt noch mehr für Sänger eigentlich –, daß ich mich als Darsteller begreifen muß, und nicht nur z.B. an meine schöne Stimme denke, daß ich also eine Rolle verkörpere auf der Bühne; eine Rolle, die ich sowohl mit meiner Stimme wie mit meinem Körper zu erzählen habe.

*Angenommen Sie könnten die Zeit bis zu dem Punkt zurückdrehen, da Sie in Saarbrücken als Ballettchefin antraten? Was würden Sie, mit dem Wissen von heute, anders machen?*

Ich wäre wohl schneller an dem Punkt angelangt, den ich jetzt nach acht Jahren erreicht habe. Oder ich hätte diesen Punkt nie erreicht und wäre in eine andere Richtung abgeschwenkt. Man baut ja an einem Haus herum, das man sich irgendwie erdacht hat und macht das, wie bei allen Sachen, die man noch nicht kennt, relativ vorsichtig. Heute

weiß ich zum Beispiel, daß bestimmte Sachen in diesem Rahmen hier nicht möglich sind.

*Was zum Beispiel ist hier nicht möglich?*

Der strukturelle Umbau des Ensembles etwa. Ich hätte mir gewünscht, daß das Ensemble mehr nach außen hätte wirken können, mehr auf Gastspiele hätte gehen können, damit sich einfach der Bekanntheitsgrad des Ensembles gesteigert hätte. Hier haben wir ein engstrukturiertes Abo-System, das heißt wir haben eine Premiere und spielen das Stück innerhalb von drei Monaten ab,

dann ist das Stück weg, und erst, wenn das Stück schon gar nicht mehr auf dem Spielplan ist, hat es sich in der übrigen Bundesrepublik herumgesprochen. Mit einem Stück, das hier gut gelaufen ist, können wir überhaupt nicht wegfahren, weil durch Verhältnisse am Haus, durch Lagerkapazitäten zum Beispiel, aus der Dekoration inzwischen Kleinholz gemacht wurde. Das sind so die Zwänge, in denen man steckt.

*Und diesen Zwängen möchten Sie jetzt entfliehen?*

Unter anderem. Sicher hab ich dann neue Zwänge, neue Einschränkungen ...

*Oder verlassen Sie das Staatstheater, bevor es Ihnen langweilig wird?*

Na ja, man hat alles ausgelotet: Wie weit geht das hier? Man hat Sachen durchgesetzt, die man gut findet. Das hat man über Jahre gemacht, merkt dann zwischendurch, jetzt tritt schon so ein gewisser Gewöhnungseffekt ein, worauf man sich zwischenzeitlich gewisse Sachen schönredet. Aber irgendwann kommt der Punkt, wo man sich sagen muß: Entweder du schaffst jetzt den Absprung oder findest dich mit gewissen Sachen ab.

*Spielte die kulturelle Sparwut der Politik auch eine Rolle?*

Nein. Sicher muß man sparen, und es ist immer zu wenig Geld da. Ich kann sagen, daß die Sachen, die ich für eine Produktion notwendig fand, auch möglich gemacht wurden.

*Hat es Sie nie genervt, als kulturelles Aushängeschild dieser Region herhalten zu müssen?*

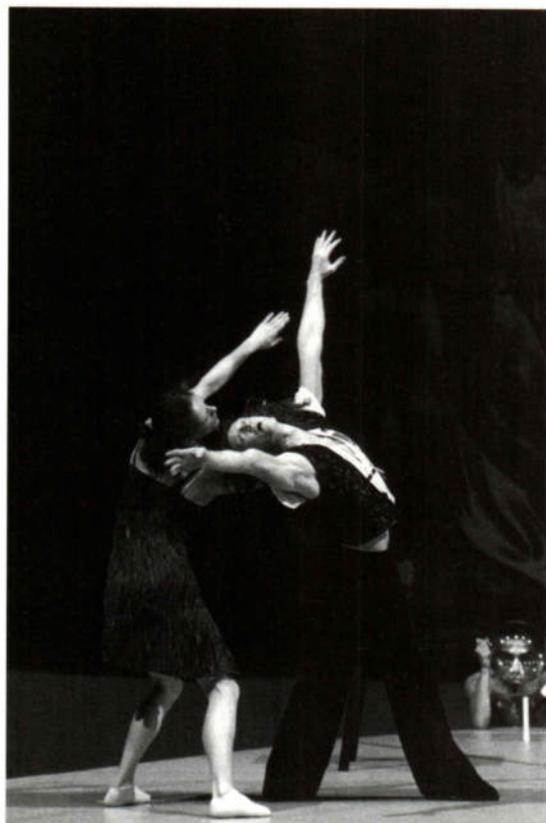
Auf der einen Seite hat das auch etwas Schönes, auf der anderen Seite ist es ein Riesendruck, der auf einem lastet, wenn man bei einer Premiere weiß: Eigentlich muß man immer noch besser sein als zur Premiere vorher; was natürlich auch nicht geht.

*Wie hat das Saarland Ihnen gefallen?*

Also, ich habe ja sehr lange in Berlin gearbeitet. Es ging hier alles sehr langsam vorwärts. Mittler-

*Ballett „Ende. Aus. Faust.“*

*Photo: © Bettina Stöß, Saarbrücken*



weile habe ich gelernt, daß viel geredet wird, bevor etwas gemacht wird. In Berlin ist das ganz anders, da kriegt man 'ne kurze, schnauzige Antwort, dann ist das klar, ob ja oder nein. Aber damit habe ich mich abgefunden, weil ich weiß, daß das letztlich gemacht wird im Haus. Es dauert halt ein bißchen länger. Was ich angenehm finde, hat mit dem täglichen Leben zu tun. Was ganz wichtig ist, ist diese EBkultur, die da ist und eine Trinkkultur; ich hab hier gelernt Wein zu trinken. Und die Nähe zu Frankreich, daß man sehr schnell in Paris ist, auch in Luxemburg ist, in Stuttgart. Ich kann schon sagen, daß ich mich hier eingelebt und viele Freunde gewonnen habe. Das gerade finde ich wesentlich.

*Wie sehen Ihre nächsten Projekte aus?*

Das meiste kann ich jetzt noch nicht öffentlich machen. Ich werde in Ohio, in den USA, 2001 ein neues Stück machen, wo ich vorletzte Spielzeit auch „Requiem“ gemacht habe. Ich werde an der Palluca-Schule in Dresden arbeiten und ein Stück mit Studenten einstudieren; dann ein Stück in der Schweiz, die Wiederaufnahme eines Stückes in Bochum machen und weiter hier am Staatstheater arbeiten.

*Eine feste Verpflichtung ist nicht in Sicht?*

Im Moment nicht. Es gibt immer wieder Anfragen. Aber wenn ich einen Ort wie diesen hier verlasse, habe ich natürlich gewisse Vorstellungen, wie mein nächster Arbeitsplatz aussehen muß. Ich denke auch, daß ich irgendwie frei arbeiten muß, um für mich auch wieder so eine Balance zu finden. Ob ich damit überleben kann, ist wiederum eine andere Frage. Im Moment sieht's ganz gut aus. Wie lange das so ist, weiß ich auch nicht. Daran hab ich nie gedacht, als ich meine Entscheidung, frei zu arbeiten, getroffen habe. Ich kann mich ja eh nicht so hundertprozentig absichern, wenn ich frei arbeite, als wenn ich hier jeden Monat mein Gehalt abhole.

*Ich bedanke mich für das Gespräch und wünsche Ihnen viel Erfolg für Ihre weiteren Projekte.*

*Für die SAARBRÜCKER HEFTE: Christian Backes*

# Von Blut und Ehre

Von Bernhard Dahm



Am 21. Mai 1999 hat der Bundesrat ein neues Einbürgerungsrecht verabschiedet, das zuvor bereits mehrheitlich vom Bundestag gebilligt worden war. Mit dem neuen Recht wird das bisher geltende Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22.

Juli 1913 außer Kraft gesetzt.

Das nunmehr verabschiedete Gesetz beinhaltet bekanntlich ein sog. „Optionsmodell“, wonach in der BRD geborene Kinder von Ausländern mit rechtmäßigem Aufenthalt unter Hinnahme von Mehrstaatigkeit eingebürgert werden können, nach Vollendung des 23. Lebensjahres jedoch für eine Staatsangehörigkeit votieren müssen. Weiterhin ist mit diesem Gesetz eine „Härtefallregelung“ vorgesehen, wonach Asylberechtigte und sonstige Personen, die mit ihrem Heimatland Probleme bei der Ausbürgerung haben, ebenfalls unter Hinnahme von Mehrstaatigkeit eingebürgert werden können.

Nach dem Gesetz von 1913 unterlag die Einbürgerung eines Ausländers dem weiten Ermessen der deutschen Einbürgerungsbehörden. Dies wurde ausdrücklich mit dem „Gesetz zur Änderung des Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes“ vom 15. Mai 1935 (!) festgeschrieben. Dort wurde auch geregelt, daß ein Anspruch auf Einbürgerung nicht besteht. Bei dem ihnen zustehenden Ermessen berücksichtigten die Einbürgerungsbehörden lediglich, ob die beantragte Einbürgerung im staatlichen Interesse lag. Interessen des Einbürgerungsbewerbers fanden keine Berücksichtigung. Von den Behörden geprüft wurde u.a., ob der Bewerber

- einen unbescholtenen Lebenswandel, eine Unterkunft, Unterhalt für sich und seine Angehörigen aus eigener Erwerbstätigkeit oder eigenem Vermögen nachzuweisen hatte
- und wie seine Einstellung zum deutschen Kulturkreis sowie sein Bekenntnis zur politischen Grundordnung und seine Einordnung in die deutschen Lebensverhältnisse aussah.

Entwicklungshilfepolitische Aspekte fanden ebenso Berücksichtigung wie die Frage, ob durch die

Einbürgerung innerhalb einer Familie eine einheitliche Staatsangehörigkeit gegeben war oder nicht.

## Blutrecht und geborener Verbrecher

Das bisher geltende Recht war in erheblichem Maße völkisch geprägt. Bekanntlich ist das *ius sanguinis*, das Blutrecht, Grundlage des Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes von 1913 gewesen. Dem Blutrecht liegt der Gedanke zugrunde, daß Deutscher nur sein kann, wer von einem Deutschen abstammt, nicht aber derjenige, der sich langfristig auf dem Territorium des Landes aufhält.

Dieser Gedankengang ist im Zusammenhang zu sehen mit dem Weltbild und den Wertvorstellungen, die am Vorabend des 1. Weltkriegs europaweit vorherrschten und die in starkem Maße nationalistisch und autoritär geprägt waren. Biologistische Theorien beherrschten das anthropologische Denken. So fand in der Kriminologie die „Lehre vom geborenen Verbrecher“, wie sie u.a. von Lombroso vertreten wurde, viel Beachtung. Danach war die Person des Verbrechers biologisch determiniert. Schädel und Körperteile wurden vermessen. Die Anatomie des Schädels und des Gehirns sollten angeblich Rückschlüsse darauf zulassen, ob jemand ein „geborener Verbrecher“ ist oder nicht. Eine fliehende Stirn, hohe Backenknochen, schielende Augen, buschige und hervortretende Augenbrauen, gekrümmte Nase, große Ohren, ein hervorspringendes oder zurückstehendes Kinn, ein dünner Bartwuchs im Gegensatz zur allgemeinen Behaarung des Körpers und überentwickelte Arme führten die Wissenschaft zum Delinquenten.<sup>1</sup>

Wie wir wissen, bewegten sich in diesem Umfeld auch die Theorien vom nicht lebenswerten Leben, die in der Folgezeit zur Massenvernichtung in psychiatrischen Anstalten und Konzentrationslagern führten! Sicherlich sind nicht alle Vertreter anthropologisch-biologischer Theorien als Nationalsozialisten bzw. Faschisten einzustufen. Gleich-

wohl ist nicht zu übersehen, daß biologische Erklärungsansätze während der Zeit des Faschismus in besonderem Maße hoffähig waren.

Anthropologisch-biologische Theorien und autoritäres Denken waren jedenfalls 1913 weit verbreitet und sind beim Verständnis des Reichs- und Staatsangehörigkeitsrechts zu berücksichtigen. Es war die metaphysisch überhöhte Nation, die in einem Gnadenakt die deutsche Staatsbürgerschaft verlieh. Ihr gegenüber war von Seiten des Bürgers Opferbereitschaft und Unterwerfung zu demonstrieren.

## Nach 1945

Auch nach 1945 blieb das Staatsbürgerschaftsrecht unverändert. Bis zuletzt blieb die Einbürgerung dem weiten Ermessen der zuständigen Behörden vorbehalten. In den letzten Jahren stützte das *ius sanguinis* sogar das Dogma, daß die BRD kein Einwanderungsland sei, ungeachtet dessen, daß mittlerweile ca. acht Millionen Menschen nicht-deutscher Herkunft, die meisten von ihnen längerfristig, in der BRD leben. CDU/CSU hielten am Leitbild des Blutrechts fest, obwohl „die Idee des Nationalstaates als der Einheit von Territorium, Bevölkerung und Staatsangehörigkeit ... in einer mobilen Weltgesellschaft und einem Europa ohne Binnengrenzen zunehmend brüchig“ wird, so daß Bevölkerung und Bürgerschaft in nicht unerheblichem Umfang auseinanderfallen.<sup>2</sup>

In den Nachkriegsjahren bestand hierzulande bekanntlich ein erheblicher Bedarf an Arbeitskräften, die im Ausland angeworben wurden. Im Vordergrund stand das kurzfristige Interesse der Arbeitskräfte benötigenden Industrie. Keinerlei Gedanken wurden darauf verschwendet, was mit den angeworbenen Arbeitskräften mittel- und längerfristig geschehen sollte. Keinerlei Gedanken wurden auch darauf verwendet, aus welchen Kulturkreisen die angeworbenen Arbeitskräfte kamen und welche Probleme dies mit sich bringen könnte. Selbst als die Probleme längst manifest geworden waren, wurde von CDU und CSU versucht, die Problematik zu verdrängen, statt sie zu lösen.

Zwar gab es mit dem am 1. Januar 1991 in Kraft getretenen und zum 1. Juli 1993 geänderten Ausländergesetz einen Ansatz, das Einbürgerungsrecht zu modifizieren und der stattgefundenen Entwicklung anzupassen, indem jungen Ausländern der zweiten Generation zwischen dem 16. und 23. Lebensjahr und Ausländern, die sich bereits 15 Jahre rechtmäßig ununterbrochen im Bundesgebiet aufgehalten hatten, unter bestimmten Umständen ein Einbürgerungsanspruch eingeräumt wurde. Gleichwohl war die damalige Bundesregierung zu weitergehenden Zugeständnissen und zur Abschaffung des Prinzips des Blutrechts nicht bereit. Die Gesetzesänderungen führten dann zwar zu einem Anstieg von Einbürgerungsanträgen, waren aber gleichwohl nicht geeignet, erhebliche Probleme der in der BRD ansässigen ausländischen Bevölkerung zu lösen.

## Arbeitsemigranten und ihre „Ehre“

So gibt es bei der großen Gruppe der aus der Türkei stammenden und in der BRD lebenden Bevölkerung erhebliche Loyalitätskonflikte sowohl gegenüber dem ursprünglichen Heimatland als auch gegenüber dem Land des tatsächlichen Lebens und Arbeitens. Die aus der Türkei angeworbenen Arbeitskräfte entstammen in aller Regel den dortigen ländlichen Gegenden und sind tief verwurzelt in deren rigiden Moral- und Sittenvorstellungen. Zwar stellt die Möglichkeit, in der BRD einen höheren wirtschaftlichen Standard zu erreichen, einen großen Anreiz dar, als Arbeitsemigrant nach dort auszuwandern, dies führt aber nicht dazu, daß die sozio-kulturellen Wertvorstellungen des Heimatlandes abgelegt werden (was nachvollziehbar ist, da die prägenden Jahre der Sozialisation noch im Heimatland verbracht worden sind). So entsteht ein Gefühl innerer Zerrissenheit, was noch dadurch verstärkt wird, daß die Arbeitsemigranten im Heimatland nicht mehr als originär, sondern als „Almanci“ angesehen werden. Die hier geborenen Kinder dieser Arbeitsemigranten haben hingegen ihre wesentliche Sozialisation in der bundesdeutschen Gesellschaft erfahren und die dabei erlern-

ten Wertvorstellungen verinnerlicht, stehen jedoch ihrerseits in ständigem Konflikt mit den Wertvorstellungen der Elterngeneration. Viele Angehörige der zweiten Generation würden sich gerne in der BRD einbürgern lassen, müssen dabei aber befürchten, von ihrer Familie aufgrund des mit der Einbürgerung zutage tretenden Wertekonflikts verstoßen zu werden.<sup>3</sup>

Einen besonderen Problemfall stellen dabei minderjährige türkische Frauen dar, die aufgrund der Moralvorstellungen ihrer Eltern mit einem im heimatischen Dorf lebenden Mann verheiratet werden sollen und aufgrund ihrer in der BRD erfahrenen Sozialisation nicht willens sind, sich diesem Diktat der Familie zu beugen. Die jungen Frauen, die im Besitze einer ausländerrechtlichen Aufenthaltserlaubnis sind, werden oftmals unter dem Vorwand, in der Türkei den Jahresurlaub zu verbringen, nach dort gelockt und zwangsverheiratet. Bis sie in der Lage sind, sich ihrer Verschleppung und der umfassenden sozialen Kontrolle im Heimatdorf zu entziehen, ist in aller Regel die Aufenthaltsgenehmigung für die BRD verfallen und die jungen Frauen sind nicht mehr in der Lage, sich ihrer „Inhaftierung“ aufgrund gesellschaftlicher Normen zu entziehen. Sie werden Opfer der auf einem umfassenden Begriff der „Ehre“ basierenden Moralvorstellungen des Heimatlandes und des in der BRD geltenden Blutrechts, das ihnen eine frühere Einbürgerung unter Hinnahme von Mehrstaatigkeit verweigert hat.

## Der Gesetzesentwurf vom 13. Januar 1999

Um zu ermöglichen, daß z.B. die zweite Generation der aus der Türkei stammenden türkischen und kurdischen Einwandererfamilien einigermassen konfliktfrei gegenüber ihren Familien sich einbürgern lassen können, war von der derzeitigen Bundesregierung am 13. Januar 1999 ein „Arbeitsentwurf eines Gesetzes zur Reform des Deutschen Staatsangehörigkeitsrechts“ vorgelegt worden. In einer Information des Bundesministeriums des In-

tern vom gleichen Tage wurde zur Begründung des Gesetzesentwurfs ausgeführt:

*„Wir haben stets deutlich gemacht, daß wir der Integration der auf Dauer hier lebenden Ausländerinnen und Ausländer große Bedeutung für den Erhalt des gesellschaftlichen Friedens in unserem Lande beimessen. Wir tragen damit der Tatsache Rechnung, daß über 7,3 Millionen Ausländerinnen und Ausländer bei uns leben, der größte Teil von ihnen für immer. Es ist höchste Zeit, Staatsvolk und Wohnbevölkerung wieder zusammenzuführen. Integration heißt aufeinander zuzugehen ... Wer einen deutschen Pass hat, wird nicht länger abseits stehen. Ziel ist nicht die doppelte Staatsangehörigkeit, Ziel ist die entschiedene Erleichterung und Förderung der Einbürgerung. Damit wird staatlicherseits nachvollzogen, was de facto schon lange gegeben ist: Aus Ausländern werden Inländer.“*

Der Gesetzesentwurf sah vor, daß junge Ausländer vor Vollendung des 18. Lebensjahres einen Einbürgerungsantrag stellen können, wenn sie bereits seit fünf Jahren im Inland in familiärer Lebensgemeinschaft mit einem Elternteil gelebt haben, wobei der Elternteil eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis oder eine Aufenthaltsberechtigung hätte besitzen müssen. Voraussetzung war weiterhin, daß der Einbürgerungswillige nicht wegen einer Straftat verurteilt ist. Des weiteren sollte eine Verständigung mit dem Einbürgerungsbewerber in deutscher Sprache möglich sein und es sollten keine tatsächlichen Anhaltspunkte dafür bestehen, daß der Einbürgerungsbewerber gegen die freiheitlich demokratische Grundordnung gerichtete Bestrebungen verfolgt oder unterstützt.

Im Gegensatz zum bestehenden Recht sollte die Entlassung aus der bisherigen Staatsbürgerschaft nicht als Voraussetzung für den Einbürgerungsanspruch gelten. Nach dem bisher geltenden Recht wurde vom einbürgerungswilligen Ausländer – auch zur Demonstration seines tatsächlichen Einbürgerungswillens – verlangt, daß er sich ernsthaft um seine Ausbürgerung aus der alten Staatsbürgerschaft bemühte. In der Realität bedeutete dies, daß sich der ausbürgerungswillige Ausländer unter Umständen über Jahre hinweg um die Ausbürgerung aus dem Ursprungsland bemühen mußte,

da dieses zur Ausbürgerung einfach nicht bereit war!

War nach dem 1991 bzw. 1993 in Kraft getretenen Recht eine Einbürgerung einer Person möglich, die sich seit 15 Jahren rechtmäßig ununterbrochen im Bundesgebiet aufhielt, sofern der Bewerber seine bisherige Staatsangehörigkeit aufgab, er nicht wegen einer Straftat verurteilt war und sofern er seinen Lebensunterhalt selbst aufbringen konnte, sollte dies nach dem Gesetzesentwurf vom 13. Januar 1999 bereits nach acht Jahren möglich sein, wobei die bisherige Staatsangehörigkeit nicht aufgegeben werden mußte. Mit einer solchen Regelung sollte auch der Tatsache Rechnung getragen werden, daß in Ländern wie der Türkei und dem Iran die Aufgabe der Staatsangehörigkeit auch zum Verlust privater Rechte – wie z.B. dem Erbrecht – führt.

Weiterhin wollte der Gesetzgeber dem Umstand Rechnung tragen, daß von einbürgerungswilligen Asylberechtigten bisher verlangt wurde, trotz des Umstandes der nachgewiesenen Verfolgung die Entlassung aus der bisherigen Staatsbürgerschaft zu beantragen. Im Asylrecht gilt der Grundsatz, daß ein als asylberechtigt Anerkannter sein Zufluchtsrecht verliert, wenn er sich erneut dem Schutz des Staates, dessen Staatsangehörigkeit er besitzt, unterstellt. Das Aufsuchen der Auslandsbehörden des Heimatlandes ist im Grunde genommen als eine solche Unterschutzstellung anzusehen. Vom Asylberechtigten wird also nach dem Staatsbürgerschaftsrecht etwas verlangt, was ihm nach dem Asylrecht untersagt ist. Diesen Widerspruch hat das Bundesverwaltungsgericht mit seiner Rechtsprechung dadurch überbrückt, daß es ausführt, das Aufsuchen der Auslandsbehörden des Heimatlandes auf Veranlassung der deutschen Einbürgerungsbehörden stelle keine freiwillige Unterschutzstellung dar.

Von dieser Rechtsauffassung unberücksichtigt blieb die Unzumutbarkeit für den der Verfolgung glücklich Entronnenen, noch einmal mit den Behörden des Landes in Kontakt zu treten, aus dem er geflohen ist. Gerade der politische Flüchtling, der durch die neue Staatsangehörigkeit seine Abwendung vom Heimatland dokumentieren will

und deshalb von Seiten des Heimatlandes mit Drangsalierungen und Repressalien zu rechnen hat, wurde nach bisherigem Recht darauf verwiesen, sich mit seinen potentiellen abermaligen Verfolgern ins Benehmen zu setzen!

So haben die iranischen Auslandsbehörden ausbürgerungswillige Landsleute mit immer neuen, von ihnen zu erfüllenden Anforderungen über Jahre hinweg nicht ausgebürgert, so daß sie in der BRD auch nicht eingebürgert werden konnten. Das Procedere der iranischen Auslandsbehörden wurde dabei von den deutschen Einbürgerungsbehörden auch nicht als willkürlich eingestuft, was schon nach bisher geltendem Recht durchaus die Möglichkeit beinhaltet hätte, unter Hinnahme von Mehrstaatigkeit einzubürgern (Im Verhältnis BRD-Iran gilt weiterhin ein völkerrechtlicher Vertrag, das „Schlußprotokoll zum Niederlassungsabkommen zwischen dem Deutschen Reich und dem Kaiserreich Persien vom 17. Februar 1929 Nr. II“, wonach eine Einbürgerung in Deutschland nur im Einvernehmen mit dem Iran durchgeführt wird.)

Wie wir wissen, ist der Gesetzesentwurf der Bundesregierung vom 13. Januar 1999 zurückgezogen worden, nachdem von Seiten der CDU/CSU eine bundesweite Kampagne begonnen und die Landtagswahl in Hessen gewonnen wurde. Auffallend war allerdings auch, daß die Bundesregierung ihren Entwurf keineswegs offensiv gegenüber der Öffentlichkeit vorgebracht, sondern sich rein defensiv verhalten hat, so daß fraglich ist, ob innerhalb der Regierung tatsächlich ein Mehrheitswille vorhanden war.

## **Die CDU/CSU und ihre Argumente**

Die CDU/CSU hat sich zur Begründung ihrer Opposition gegen den Gesetzesentwurf nicht nur auf das Blutrecht, sondern auch darauf berufen, daß aus völkerrechtlichen Gründen eine doppelte Staatsangehörigkeit zu vermeiden sei. Tatsächlich hat die BRD 1963 das „Übereinkommen über die Verringerung der Mehrstaatigkeit und über die

Wehrpflicht von Mehrstaatern“ ratifiziert. Gleichwohl ist bekannt, daß es in der BRD eine Vielzahl von Doppelstaatlern gibt, insbesondere solche, die sich als Vertriebene im Lande befinden. Zudem ist es auch nach dem Völkerrecht durchaus möglich, trotz Ratifizierung des genannten Übereinkommens eine Mehrfachstaatsangehörigkeit hinzunehmen.<sup>4</sup> Insofern entpuppen sich die Argumente der CDU/CSU als Scheinargumente!

Daß der Gesetzesentwurf der Bundesregierung die Einbürgerung von Kriminellen ermöglicht hätte – wie ebenfalls von der CDU/CSU behauptet – konnte bereits durch einfaches Lesen des Entwurfs widerlegt werden. Die CDU/CSU griff hier auf das gängige, jedoch bereits längst widerlegte Vorurteil vom „kriminellen Ausländer“ zurück und bediente damit Vorurteile aus der untersten Schublade.

Beim Einbürgerungsrecht und der Frage der Integration der hier lebenden Ausländer stehen sich die im Entwurf vom 13. Januar 1999 manifestierten Auffassungen der Bundesregierung und die Vorstellungen der CDU/CSU diametral gegenüber. Nach dem Regierungsentwurf sollte das Einbürgerungsrecht der Integration in der BRD dienen, indem die oben beschriebenen kulturellen Konflikte der ersten Generation der Einwanderer und die zwischen der ersten und zweiten Generation aufgelöst werden. Unter zumindest teilweiser Hinnahme von Mehrstaatigkeit sollte Einbürgerungswilligen Gelegenheit hierzu werden, ohne daß es zu einem Bruch mit der Familie und der kulturellen Gemeinschaft, der man entstammt, kommt, um sich sodann immer weiter in die hiesige Gesellschaft einleben zu können. Für die CDU/CSU kommt eine Einbürgerung erst in Frage, wenn die Integration in die hiesige Gesellschaft bereits voll-

endet ist, wobei von Seiten der christlichen Parteien Assimilation gemeint ist, das heißt eine vollständige Angleichung an Sprache, Verhaltens- und Denkmuster, sozio-kulturelle Wert- und Verhaltensorientierungen unter Übernahme der Kultur, der abendländischen Tradition bis hin zu den Sitten und Gebräuchen und exklusiver Bindung und Zuwendung zu Deutschland unter (vollständiger) Aufgabe der sprachlich-kulturellen Herkunft.<sup>5</sup>

Mit solchen Vorstellungen kann man jedoch der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht gerecht werden, die aufgrund der Globalisierung der Lebensverhältnisse Flexibilität im Denken aller erfordert. Gerade die politischen Kräfte, die die Globalisierung vehement fordern, sind nicht willens, die eigenen Gedanken konsequent zu Ende zu denken, wenn es um Fragen der Humanität geht.

**Anmerkungen:**

1. Hermann Mannheim, Vergleichende Kriminologie, Bd. 1, dtv, München, S. 251.
2. Gemeinschaftskommentar zum Ausländerrecht, Bd. 2, Stand: Oktober 1998, Luchterhand-Verlag, Vorbemerkungen zu §§ 85-91, Rdnr. 1.
3. Sehr gut illustriert werden diese Konflikte in dem Roman von Selma Ceylan, Irrsinn der Ehre. Die Ausreisserin, Hitit Verlag 1998. Hierzu auch: dies. „Kleine Geschichte vom Kommen und Gehen“ in: SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 73, 1995.
4. Vgl. hierzu Gemeinschaftskommentar zum Ausländerrecht a.a.O., Rdnr. 17 ff.
5. a.a.O. Rdnr. 7.

# Speierling und Storch in SaarLorLux-Flurnamen

## Aus einem Forschungsprojekt der Universität des Saarlandes

Von Andreas Schorr

Flurnamen spannen in allen Sprachen ein Netz sprachlicher Erinnerungen über die kontinuierlich kultivierten Regionen der Erde. Durch ihren langen mündlichen Gebrauch in den örtlichen Mundarten, die sporadisch und oft in großen zeitlichen Abständen zur Erstellung von Besitzverzeichnissen und Abgabelisten in einer Schriftsprache festgehalten wurden, geben sie Auskunft über die historische Entwicklung der Dialekte und Sprachen. Wenn Flurnamen verschriftlicht wurden, geschah dies in dem jeweils aktuellen und regional üblichen Lautstand. Fast noch aufschlußreicher ist das zum Teil seltene Wortmaterial aus der bäuerlichen Kultur, das in den Flurnamen überliefert wird. In unserer Region kann man mit diesen Zeugen bis ins Spätmittelalter, in günstigen Fällen sogar bis in die Antike sprachliche Rückschau halten.

Ein Flurname ist eine feststehende, gewöhnlich im Kataster verschriftlichte Bezeichnung für einen bestimmten Geländeteil einer Gemarkung, einer Dorf- oder Stadtflur. Darunter sind Namen für Wiesen, Äcker und Weiden zu fassen, aber auch für Wege und Wegkreuze, Quellen, kleinere Waldungen sowie Naturdenkmäler, beispielsweise Felsen und einzelstehende Bäume. Ausgenommen werden meist größere Gewässer und Waldungen, obwohl auch diese zur Benennung von kleineren Nachbarfluren mit herangezogen werden können. Der Flurname identifiziert einen Geländeteil wie Vor- und Zuname die Identität einer Person feststellen.

### Siedlungs- und Flurnamen-Archiv

Die Spuren in den Namen sind zum Teil schwer zu deuten, denn Ähnlichkeiten mit heutigen Wörtern können sehr trügerisch sein und auf die falsche Fährte führen. Seit dem Beginn des Jahrhunderts wurden deshalb Flurnamensammlungen unter wissenschaftlicher Leitung begründet, beispielsweise auch für die preußische Rheinprovinz und die bayerische Pfalz. Diese beiden Sammlungen, die ja das heutige Saarland mit abdecken, waren für

einen Neuansatz der Flurnamenforschung im Saarland teilweise unzureichend, teilweise nicht zugänglich. Deshalb entschloß sich der Saarbrücker Germanist Wolfgang Haubrichs, anfangs zusammen mit dem jetzt in Gießen lehrenden Hans Ramge, zur Gründung eines Archivs für Siedlungs- und Flurnamen des Saarlandes und des germanophonen Lothringen. Dabei konnte auch eine Sammlung historischer Flurnamenbelege, vor allem des 18. Jahrhunderts, die sich im Besitz der Historischen Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung befindet, mit eingearbeitet werden. Aus sprachlichen Gründen wurde das sogenannte *'Krumme Elsaß'*, das sind die unterelsässischen Kantone Saarunion, Drulingen und Lützelstein/Petite-Pierre westlich des Vogesenkammes, mit aufgenommen, da es wegen seines rheinfränkischen Dialektes sprachlich Lothringen näher steht als dem alemannischsprachigen Elsaß; das deutschsprachige Lothringen und ein frankophoner Streifen wurden mit untersucht, da sich in Frankreich kein ähnliches Projekt abzeichnete und die saarländischen Verhältnisse sich ohne den Blick nach Westen zur deutsch-französischen Sprachgrenze nur unzureichend begründen lassen.

Die Siedlungsnamen und ihre historische Überlieferung sind die zweite Säule des Archivs, denn obwohl in weit geringerer geographischer Dichte belegt als die Flurnamen, reichen sie im Durchschnitt mehrere Jahrhunderte weiter zurück als diese. Zeitlich stehen hier die Verhältnisse in der Spätantike und im Frühmittelalter im Zentrum des Interesses. Regelmäßig findet an der Universität ein Forschungskolloquium von Germanisten, Romanisten, Historikern, Geographen und Archäologen statt. Es konzentriert sich auf den Aussagewert der Siedlungsnamen für die Siedlungs- und Sprachgeschichte an der Schwelle von Antike und Mittelalter, jeweils bezogen auf eine spezifische Kleinlandschaft. Neben den Initiatoren und zahlreichen Nachwuchswissenschaftlern interessiert sich eine stetig wachsende Zahl von Studenten für diese Fragestellungen, denn im Frühmittelalter ist das heutige Europa in seinen Grundzügen entstanden. Das zunächst trocken erscheinende Namenstudium berührt somit auch die Wurzeln unserer Identität.

# Flurnamenforschung in Saarbrücken

## Sammeln ...

Seit 1979 wurde mit Geldern der Volkswagenstiftung und der Deutschen Forschungsgemeinschaft eine Sammlung angelegt, wie sie nur für wenige deutschsprachige Landschaften zur Verfügung steht. Zunächst wurden die amtlichen Belege der Urkataster aus dem 19. Jahrhundert erfaßt, dann wurden in deutschen, französischen und luxemburgischen Archiven Flurnamenbelege aus alten Urkunden und Akten abgeschrieben, schließlich in allen Orten des Untersuchungsgebietes von ortskundigen Dialektprechern die Mundartformen erfragt und in phonetischer Umschrift dargestellt. So kamen Hunderttausende von Belegen zusammen, die in einer ständig weiterentwickelten Datenbank erfaßt wurden.

## ... und Auswerten

Zur Zeit finanziert die Deutsche Forschungsgemeinschaft zwei Auswertungsprojekte, die von Wolfgang Haubrichs geleitet werden. Nach langen Vorarbeiten kann die Sammlung nun für wissenschaftliche Fragestellungen genutzt werden. Da eine Gesamtdarstellung des Materials in Lexikon- oder Atlasformat sich als unmöglich erwies, mußten bestimmte Themen ausgewählt werden, die besonders interessante Ergebnisse versprachen. In einem der beiden Projekte gehen Christa Jochum-Godglück und Roland W. L. Puhl der Frage nach, welche Spuren untergegangener Siedlungen, also Wüstungen, man in Flurnamen finden kann. Es geht dabei nicht nur um die Identifizierung von eigentlichen Siedlungsnamen, die sich wie Nüsse in der Schale von Flurnamen verbergen und von ähnlich aussehenden tauben Nüssen unterschieden werden müssen, sondern auch um Flurnamen, die nur auf Siedlungsreste wie Gemäuer oder eine spezielle Schuttvegetation verweisen, dabei jedoch nicht den Namen der verfallenen Siedlung verrate-

ten. Hier macht man sich in erster Linie den Umstand zunutze, daß Flurnamen längst vergangene Sachzustände überliefern, denn selbst der Schutt der untergegangenen Siedlungen ist ohne archäologische Grabungen in der Landschaft nicht mehr zu finden. Die Ergebnisse des Projektes werden auch einen wertvollen philologischen Beitrag für eine Siedlungsgeschichte unserer Region liefern.

Im zweiten Projekt beschäftigen sich Martina Pitz und der Autor des hier abgedruckten Beitrages mit der Frage, welche Splitter des untergegangenen Romanentums sich im dichten Pelz der Flurnamen erhalten haben. Der Untergang des Römischen Reiches war ein langsamer Prozeß und die deutsch-französische Sprachgrenze hat sich erst im Verlauf mehrerer Jahrhunderte als Linie herausgebildet. Die Zeugnisse für die allmählich assimilierten romanischen Sprachinseln im deutschen Sprachgebiet können sogenannte Reliktwörter sein, die sich als Bezeichnung für eine bestimmte Flur erhalten haben, oder, was in der Mehrzahl der Fälle zutrifft, um Lehnwörter, die zu unterschiedlichen Zeiten aus dem Romanischen bzw. Französischen in die deutschen Dialekte entlehnt wurden und dann immer wieder in Flurnamen Eingang gefunden haben. Wo sich besonders viele und seltene Lehnwörter in den Flurnamen verbergen, muß, wie zum Beispiel im Hochwald, mit dem längeren Überleben einer romanischen Sprachgemeinschaft gerechnet werden. Sehr wichtig ist dabei die Frage, ob es sich bei den romanischen Lehnwörtern um besonders alte oder zeitlich jüngere Entlehnungen handelt. Dies kann nur mit kombinierten Kenntnissen der deutschen und französischen Sprachgeschichte entschieden werden. Viele dieser Lehnwörter sind in den heutigen Dialekten gar nicht mehr bekannt. Die historischen Belege der Flurnamen bieten dabei eine Datierungshilfe, die aus dem Studium der aktuellen Dialekte nicht zu gewinnen ist.

Flurnamen unterliegen wie alle sprachlichen Äußerungen einer steten Veränderung, sei es durch innere sprachliche Prozesse oder durch den Wandel der menschlichen Umwelt. Flurnamen geraten außer Gebrauch, werden vergessen, aber entstehen auch immer wieder neu. Hat sich ein Flurname einmal verfestigt, erreicht er meist ein Alter von mehreren Jahrhunderten. Vor allem deswegen sind Flurnamen für die sprachwissenschaftliche Forschung von größtem Interesse.

Die Frage nach der Überlieferung von seltenen Pflanzen und Tieren ist dabei ein eher selten bearbeitetes Feld der Namenforschung. Anders als bei den von Menschen errichteten und wieder aufgegebenen Siedlungen kann dabei kein primäres Interesse, das eine Namenbildung ausgelöst hätte, vorausgesetzt werden. Der Mensch hatte ein praktisches Interesse an seiner Umwelt: Alles was nutzbar war, was ihn behinderte und was besonders auffällig war, hat zunächst zur Flurnamenbildung Anlaß gegeben. Es wäre also sinnlos, in

Flurnamen nach seltenen Kleinvögeln und Farnen zu fahnden, doch der Kulturbaum Speierling und der Kulturfolger Storch, mit seinen auffälligen Nistplätzen, sind in Flurnamen reichlich überliefert. Nicht jeder knorrige Speierling und nicht jeder langjährige Horstplatz eines Storches wurden in Flurnamen verewigt; wenn man die vorhandenen Belege wie hier für ein größeres Areal kartiert, gewinnt man aber doch Aussagen über die historische, vielleicht auch die natürliche Verbreitung, wie sie weder durch aktuelle Geländeaufnahmen noch durch das Erforschen historischer Quellen zu erreichen ist.

## Zum Beispiel: Speierling

Der botanische Name lautet *Sorbus domestica*: Dies verrät einerseits die Verwandtschaft mit der Eberesche (*Sorbus aucuparia*), andererseits seine besondere Wertschätzung durch den Menschen (lat. *domestica* 'zum Haus gehörig'). Seine Urheimat wird auf dem Balkan, in Kleinasien oder noch weiter östlich vermutet, und wie er in unsere Gefilde gekommen ist, ist nicht geklärt. Vielleicht haben ihn die Römer in die klimatisch günstigen Landschaften ihres Reiches gebracht, denn der Speierling hat ähnliche Ansprüche wie die Weinrebe. Möglicherweise hat er sich diese Wege während der Erwärmung nach der letzten Eiszeit aber auch selbst gesucht. Heute wird der Speierling vor allem wegen seines extrem harten Holzes geschätzt, das als Furnierholz Höchstpreise erzielt. Früher schätzte man ihn besonders wegen seiner bitteren Früchte, die reich an Gerbstoffen sind. Dadurch eigneten sie sich auf hervorragende Weise zur Haltbarmachung von Wein und Viez. Nach einer gewissen Lagerung konnte man die Früchte des Speierlings auch roh verzehren. Im Saarland scheint das längst vergessen zu sein, doch in vielen lothringischen Dörfern kennt man noch den Speierling und seine bitteren Früchte.

## Mundartnamen des Speierlings

Die standardsprachliche Form *Speierling* ist noch recht jung und findet sich in saarländischen und lothringischen Flurnamen überhaupt nicht. Die

häufigste deutsche Form des Speierlings in unserem Raum ist *Sperbaum*, natürlich mit vielen Dialekt- und Schreibvarianten wie *Speerbaum*, *Spirbaum*, *Sperrbaum*, *Sperberbaum* usw. Die ältesten Belege finden sich in Dédeling (Kanton Château-Salins) 1319 *sub arbore sperboum*, in Gosselmingen/Gosselming (Kanton Finstingen/Fénétrange) 1321 *bi me sperboyme*, heute *Sperrenbaum*, in Holvingen/Holving (Kanton Saarlouis) um 1494 *by dem sperbaüm*, in Lixingen/Lixing-lès-Rouhling (Kanton Saargemünd) um 1494 *bii der kirchen bii dem sperbaüm* und in Albéchaux (Kanton Réchicourt) um 1500 *zu dem baume der da heischt sperbaume*.<sup>1</sup> Die saarländischen Belege lauten in Hemmersdorf 1748-75 *ellerborn sperenbaum*, heute *Beim Sperbaum* und in Kleinblittersdorf 1789 *ackerland beym speerenbaum*, heute *Beim Sperenbaum*, in der Mundart *Spähreboom*. Ein Beleg für die seltene Form *Sperberbaum* existiert in Wölferdingen/Welferding (Kanton Saargemünd): 1719 *vorn am sperberbaum*.

## Namen des Speierlings im frankophonen Lothringen

Im Französischen wird der Speierling jetzt häufig *cormier* genannt, doch diese aus Westfrankreich stammende Form war in Ostfrankreich lange unbekannt. Hingegen findet man in Flurnamen oft die Form *sorbier*, die mittlerweile etwas mißverständlich ist, da sie neben dem Speierling auch die verwandte Eberesche bezeichnen kann. In den Flurnamen weist sie – dem älteren Sprachgebrauch entsprechend – eindeutig auf den Speierling hin. Zahlreiche Belege sind sowohl im frankophonen als auch im germanophonen Teil des Moseldépartements greifbar. Die einfache Form *Sorbier* läßt sich in 15 Fällen als Flurname nachweisen, unter anderem im französischsprachigen Ort Ajoncourt (Kanton Delme) und im deutschsprachigen Ort Buschborn/Boucheporn (Kanton Bolchen/Boulay). Mit der Nennung des Artikels wird der Flurname *Le Sorbier* gebildet (13 Nachweise, unter anderem in Cheminot, Kanton Verny, und in Vry, Kanton Vigy). Diese Flurnamenbildung ist historisch seit dem 17. Jahrhundert belegt, und zwar in Homburg-Bidingen/Hombourg-Bu-

Karte 1:  
Der Speierling in Flurnamen des Saar-Mosel-Raumes



dange (Kanton Metzerville) *le sorbier* (1689, Kop. 19. Jh.; heute: *Le Sorbier*), in Enschweiler/Eincheville (Kanton Großtänchen) *le sorbier* (1704) und in Lauterfangen/Laudrefang (Kanton Falkenberg) *le sorbier* (1715). Mit der

Präposition *à* und dem bestimmten Artikel wird der ebenfalls häufige Flurname *Au Sorbier* gebildet, dem im Deutschen die Form *Beim Sperbaum* entspricht. Entsprechende Flurnamen finden sich im amtlichen Kataster in 19 Ortschaften. Histori-

Von den vielen Flurnamen mit *Sperbaum* oder *sorbier*, die sich in den Ortschaften des Untersuchungsgebietes finden, konnten nur wenige im Text präsentiert werden. Trägt man alle amtlichen, historischen und mündlich belegten Flurnamen auf einer Karte ein, so ergibt sich eine eindeutige Konzentration auf das lothringische Schichtstufenland, die saarländischen Belege häufen sich nur auf den landschaftlich zu Lothringen gehörenden Muschelkalkflächen des Saar- und Bliesgaus. Gänzlich ausgespart bleiben die sandigen Waldflächen des Warndts und des Saarkohlenwaldes und die rauhen Lagen der Vogesen, des Saar-Nahe-Berglandes sowie des Hochwaldes (vgl. Karte 1). Die spärlichen Belege im Westen des Moseldepartements können vielleicht teilweise damit erklärt werden, daß in dem zuerst germanistisch ausgerichteten Flurnamenarchiv nicht so viele historische Belege für die traditionell französischsprachige Umgegend von Metz gesammelt wurden. Das ist wohl nicht die einzige Erklärung. Auffallend bleibt, daß in den französischsprachigen Gebieten an Seille und Französischer Nied im Südosten von Metz auch in den amtlichen Flurnamen viele Nachweise für den Speierling vorkommen. Die Lücke um Metz und westlich davon könnte doch auf geringere Verbreitung des Baums in dieser Region hinweisen.

In Karte 1 wurden nun die Flurnamen, die auf den Speierling hinweisen, mit denen, die historischen

Weinbau anzeigen, kombiniert. Dazu wurden Flurnamen mit den Elementen *Wingert* 'Weinberg', *Reben* und frz. *vigne* 'Weinberg' mit ihren dialektalen und historischen Schreibweisen kartiert. Ausgangspunkt war die Überlegung, daß Speierling und Weinrebe ähnliche klimatische Ansprüche stellen; und tatsächlich ergibt sich eine erstaunliche Übereinstimmung zwischen der historischen Verbreitung des Speierlings und dem durch Flurnamen gesicherten historischen Weinbaugebiet des Saar-Mosel-Raumes, das früher weit ausgedehnter war als heute. Von 201 Ortschaften mit Flurnamen, die auf den Speierling hinweisen, haben 146 auch Namen, die historischen Weinbau nachweisen. Die schwarzen Kreise auf der Karte bezeichnen diese Orte, die fast eine Dreiviertelmehrheit der Belegorte ausmachen. Die hellen Kreise bezeichnen Orte, die Speierling-Flurnamen aufweisen, jedoch keine Weinbauflurnamen besitzen. Diese finden sich vor allem in einem breiten Streifen westlich und östlich der oberen Saar in Lothringen und im Krümme Elsaß. Wegen der sehr schweren Böden war diese Region nicht überall für den Weinbau geeignet. Hier kommt der Speierling dagegen bis heute in Wäldern, die auf Keuperböden stocken, vor. Die Orte mit Weinbauflurnamen ohne Nachweise des Speierlings wurden mit einem kleinen Kreuz bezeichnet. Nur im Westen des Moseldepartements läßt sich ein Weinbaugebiet erkennen, in dem der Speierling selten ist.

sche Belege kommen in fünf Orten vor, unter anderem in Burgaltdorf/Bourgaltroff (Kanton Dieuze): *au sorbier* (1616). Seltener trifft man bei diesem Baum, der lieber einzeln als in Gesellschaft wächst, mit der Mehrzahlform gebildete Flurnamen an, z.B. in Ancy-sur-Moselle (Kanton Ars-sur-Moselle) *Sorbiers* und Niederlinde/Lindere-Basse (Kanton Dieuze) *Les Sorbiers*.

Die ostfranzösischen Dialektformen von *sorbier* schlagen sich weniger oft in den Katasterschreibungen der Flurnamen nieder als die Varianten von *Sperbaum* in den deutschsprachigen Gebieten. Dennoch muß im Material auch nach französischen Dialektformen gesucht werden, vor allem in der historischen Überlieferung. Diese Dialektfor-

men von *sorbier* lauten *sourbi*, *sorbi*, *sorbei* oder auch *hhourbi*, wobei das *hh* etwa wie das deutsche *ch* im Wort *ich* ausgesprochen wird. In der Schrift wird dieser in der französischen Standardsprache unbekannte Laut mit *x* wiedergegeben. Ein einziges Beispiel für solche Dialektformen im modernen Kataster gibt es mit dem Flurnamen *A Sorby* in Bruchen/Brouck (Kanton Bolchen/Boulay). Die Form *sourbi* wurde ansonsten im Napoleonischen Kataster vermieden, in Belegen des 18. Jahrhunderts scheint sie aber noch einige wenige Male in der Kompromissform *Sourbier* auf. Entsprechende Beispiele finden sich u. a. in Vic-sur-Seille (Kanton V.-s.-S.) *Le Sorbie* und in Geinslingen/Guinzeuling (Kanton Albesdorf/Albestroff) 1713 *canton du sourbier* und *canton du petit sourbier*. Die

## Der Speerenbaum

Der Speerenbaum wor en Baam... so grouss hann eich in meim Lewen noch keenen gesinn. Domols wor eich noch ganz kleen.

Zwei, drei Kénner hann sich kintten hénnendraan verstoppen, ohne datt eener eppes geméerckt hat. Owendroffwor émmer alles voller Gepéffs von Spatzen un Spréiwen.

Wees der Deiwel forwatt, datt so en ellenmässiger dicker Baam nur ganz kleen Bieren hott, de Speeren! Im Herwescht, noo der Schoul, sén mir Trauwanten émmer ze spät hám komm.

— Wo woren dir dann nees?

— Mer woren Speeren ofreffen!

Un dann sén de Speeren aus de Säck of den Désch geschutt gén ... Déi wo zeidig woren, sén im Sack kléwen bliw, un doraus és manchmol Grommel-supp gén. Déi annem sén gesonnert gén, of den Heistock geschleeft gén, un een newen déi anner, wéi de Ferkeln bei der Sau, in en Schouhnlad (vom Miller Mitz in Bousendroff), voller Groumet oder Spréi, getesselt génn. Wo hott mer de Schouhnladen nur all héer? Drei bés vierhonnert Speeren, dat wor ungefähr de Kont, wo jeder hott. De ierscht Lad wor schon längscht zeidig, do wor déi lescht noch gréin.

Manchmol hann mer paar so Dénger gess, awwer nur paar. Schéin hann se nét ausgesinn: Datschich woren se. Wenn mer zwéchen Daumen un Zeijenfénger en bessien fescht drof gedréckt hat, dann hott mer de Féngern richtig ekellich verschmiert.

Domét hann mir us gutt amisiert. In der Maul woren se . . . déer wo schon Speeren gess hat, wees, wat ich meenen; déi annern gläwen mer't doch nét...!

Afangs Summer, wéi der Speerenbaum in voller Pracht un Kraft sein nau Speeren gezillt hat un mein Pappen den Heistock geraumt hat, wor jedes Johr de selwich Zeremonie: Er és de Leeter ronner komm mét Schouhnladen bés iwerm Kopp un hat geschent un sich beklaat:

— Jedes Johr de selwich Komédie! Dann gén se ofgeroff un noheer eefach verdrocken geloss. Der Deiwel soll déi Speeren lo hollen! Non di pipp noch mol!

Der Speerenbaum és mét meiner Kénnerzeit verschwonn, se hann ehn remgehau dat Johr wo eich mich ze domm fonn hann for Speeren ofreffen ze gehn.

[...] Der Namen és awwer bliw... Do, wo er gestann hat, heescht haut noch „der Speerenbaum“. Us nau, nur of Franséisch ofgezillten Kénner, artikulieren den „Speerenbaum“ grad so miserabel wéi er wei ausgesitt: voller Hecken un Brennessel. [...]

aus:

Jean-Louis Kieffer

Déi arm Deiweln!

Wierter for de Wolken

Texte in Lothringer Mundart

Saarbrücken 1994

Schreibung mit *x* läßt sich in zwei Belegen nachweisen, nämlich in Gisselfingen/Gelucourt (Kanton Dieuze) 1634 (Kop. 1730) *au xorbier* neben *au sorbier* und in Kirchberg/Kerprich-aux-Bois (Kanton Saarburg/Lothringen) 1717 *au grand xorbier*, heute *Grand Sorbier*.<sup>2</sup>

## Flurnamen und Sprachkontakt

Die Verbindung zwischen den *Sperbaum*- und den *Sorbier*-Flurnamen wird durch einige Belege hergestellt, in denen die Wörter *Sperbaum* und *sorbier* sicher oder wahrscheinlich übersetzt wurden. In einigen Fällen wird die Übersetzung nur durch die noch heute lebendige Mundartform deutlich, so in Gänglingen/Guinglange (Kanton Falkenberg), wo bereits 1691 ein *confin du sorbier* genannt wird und die heutige Katasterform *Sorbier* oder *Birk* in der Mundart *Spirbelboimen* lautet. In Nellingen/Nelling (Kanton Saarlouis) heißt

die Flur *Au dessous du Sorbier* in der Mundart *Späärboom* und in Fletringen/Flétrange (Kanton Falkenberg) wird die Flur *Le Champ du Sorbier*, also 'Speierlingsfeld', in der Mundart *Sperbelboim* genannt. Eine reiche Belegreihe findet man in Fremersdorf/Fremestroff (Kanton Großtächen), wo der aktuelle Flurname *Sperbaeum*, in der Mundart *Speerboim*, im Jahr 1607 zum *sper baum* genannt wird, in einer parallelen Überlieferung von deutschen und französischen Formen dann 1685 *confin du sorbier* und *confin d'esperbaume*, und nochmals 1742 *canton appelée le sorbier* neben *canton appelée du sperbaume*.

In einem unterschiedlich breiten Streifen entlang der Sprachgrenze sind in den letzten Jahrhunderten einige Orte von der deutschen zur französischen Sprache gewechselt. Dort kann ein deutscher Flurname auch vor Ort ins Französische übersetzt werden, wie z.B. in Anslingen/Azoudange (Kanton Réchicourt), wo ein historischer Beleg 1573 *bey sperbaum* wohl zum heutigen *Champ du*

*Sorbier* zu stellen ist. Natürlich bleibt die Möglichkeit bestehen, daß im Verbreitungsgebiet des Speierlings entsprechende Flurnamen in zeitlichem Abstand auch mehrfach entstehen konnten. Im deutschsprachigen Lothringen wie im Saarland gab es nach den verheerenden Kriegen des 17. Jahrhunderts teilweise eine Wiederbesiedlung mit frankophonen Siedlern. Einige Dörfer waren über mehrere Generationen französischsprachig, bis sie wieder an ihre deutschsprachige Umgebung assimiliert wurden. Das könnte auch in Schemerich /Chémery-les-Deux (Kanton Busendorf) der Fall gewesen sein, wo der amtliche Flurname *Canton du Sorbier* in der Mundart *em Sorbjee* 'im Sorbier' heißt. Das französische Wort wurde also in einen deutschsprachigen Flurnamen integriert.

Bestimmte Wörter sind besonders häufig die Grundlage von Flurnamenbildungen. In diesen Fällen werden die Flurnamen mit weiteren Elementen gebildet, die eine sprachliche Unterscheidung ermöglichen. So gibt es in jedem saarländischen Ort mehrere Flurnamen, die mit den Wörtern *Feld*, *Acker*, *Wiese* oder *Garten* gebildet wurden. Die unterscheidenden Zusätze können sich dabei unter anderem auf die Größe, die Bodenbeschaffenheit, die Lage zu Nachbarfluren oder auf Besitzer beziehen. Auch der Speierling konnte mit herangezogen werden, um einen *Acker* oder ein *Feld* von anderen zu unterscheiden. Einige wenige Flurnamen mit *Sperbaum* oder *Sorbier* werden mit Personennamen kombiniert die auf den Besitzer des Baumes oder der gesamten Flur hinweisen, so in Bust/Boust (Kanton Kettenhofen/Cattenom) 1748 *canton hinder himels sperebaume*, in Guebling (Kanton Dieuze) *Le Sorbier Mathis* und *Au Sorbier Mathis*, und in Argenchen/Arriance (Kanton Falkenberg) *Sorbier Hardaux*.

## Probleme und Fragen

Eine gewisse Schwierigkeit ergibt sich bei der Betrachtung von Flurnamen wie *Sperber Viesse* und *Spergarten*. Sind diese Namen ebenfalls zum *Sperbaum* zu stellen oder muß man andere Erklärungen suchen? Wie eine Vorkartierung ergeben hat, fallen solche Belege und die eindeutigen *Sperbaum*-Belege in denselben geographischen Raum, doch es gibt noch deutlichere Hinweise. In Tromborn (Kanton Busendorf) existiert ein Flurname *Sperber Viesse*, der in der Mundart *Spämerwies* gesprochen wird. Diese Flur und benachbarte Teile werden 1701 vff *dass sperbaumen wiesgen, undten uff dass sperbaumen wisgen* und

## Sperwerbaum. Cap. rrrj.



**S**perwerbaum würc nicht allein hoch / sonder spreit auch seine äst weit vmb sich / sonderlich wa er rhaum hatt / wächst am liebsten an den kaltē Bergen / in steinertem grund / ist auff dem Rheinstrom gemein / des gleichē in etlichen orten des Westrichs / bey dē zweien wasserflüssen / genandt die Sara vnd Blisa / in den Wäldē / auff das man augenscheinlich mag warnemē / wie dise raube frucht lieber inn kalten / dann warmen ortern ih: wohnung hat / welches der alt Theophrastus hatt war genommen lib. ij. cap. iij.



fung am besten / die ma z geschehen inn Ditten / Birn / Hagdorren oder Arestel stemmen.

Die bletter am Sperwerbau sind gefiedert / also es wachsen etwann zehen oder zwelff bletter an einem stiel / seind gegē einander gefest / alle sampt zerkerfft / als die kleinen seggen / ein jedes blatt aber inn sonderheit vergleicht sich etwas dem Lorbeer blatt / wie Theophrastus meldet / doch kleiner / die blüet ist weiß / gang drausselecht / so die blümlein abfallen / erscheinē runde etwann auch lange öpffelein / die werden gegen dem Herbst gäl / vnd seind als dann auff der eiten seitten mit roter farben gezieret / sonderlich die so der Sonnen schein entgegen hangen. Nicht desto weniger seind die öpffelein rauch / vnd einer zū samen ziehenden Natur / mögen ih: rauchheit halben nicht / biß das sie weiche worden / genossen werden. Von den braunen breiten kernlein möchte man junge stöcklein auffziehen / mir aber gefalt die impfung

Forma.

Theophrastus lib. 3. cap. 12.

Tempus.

neben dem *understen sperbaum wiesgen* genannt. Der Flurname ist also eindeutig auf den *Sperbaum* zurückzuführen. In Kriechingen/Créhange (Kanton Falkenberg) findet sich eine Flur *Sperat*, in der Mundart *Spirraat*, die im 16. Jahrhundert in die *Spehr Acht* geschrieben wurde, in der selben Urkunde findet sich auch eine Flur *zum Spehr Baum*. Auch hier ist ein Zusammenhang sehr wahrscheinlich. Ein weiteres Beispiel gibt es im Saarland mit der Flur *Im Speergarten* in Kerlingen, wo historisch die Belege *le canton auff dem sperbaum* (1716-18), *le speer garte* (1663) und *bey dem sperr baum* (1754) überliefert sind. In Lorentzen (Kanton Saarunion) stehen sich in einer Akte von ca. 1759 die Flurnamen *im Sper Mättel* und *beym Sperbaum* gegenüber. In Rodemachern/Rodemack (Kanton Kettenhofen/Cattenom) lassen sich zu dem Flurnamen *Spirwanhrt*, in der Mundart *Spiirwangert*, die historischen Belege *bey dem sperbaum* (1613, Kop. 17. Jh.) und *der speerweingart* (1657, Kop. 1695) stellen. Es ist also sehr gut möglich, daß im Saar-Mosel-Raum die Mehrzahl der Flurnamen mit dem Element *Sper-*, *Spir-* oder *Sperber-* mit dem Vorkommen des Speierlings in Zusammenhang zu bringen ist.

Dies mußte vorausgeschickt werden, um bei den folgenden kombinierten Flurnamen gewisse Gruppen zu bilden. Die zuerst erwähnten Belege beziehen sich höchstwahrscheinlich auf einzelstehende und besonders auffällige Bäume, aber der Speierling wächst nicht nur in der Nähe des Menschen, auf den lothringischen Muschelkalk- und vor allem auf den Keuperformationen kommt er auch in Wäldern vor, in manchen ist er gar nicht selten. Als Bezeichnung für kleinere Waldungen kommen in den deutschen Flurnamen des Untersuchungsgebietes oft *Büsch*, *Bösch* und *Heck* vor, in den französischen *bois* 'Wald' und *hayé* 'Hecke'. In Hagen (Kanton Kettenhofen) gibt es einen Flurnamen *Unter dem Sperenbesch*, in der Mundart *Spirbösch*, in Germingen/Guermange (Kanton Réchicourt) finden sich die Flurnamen *Sperembaume* und *Sperembech*, wovon der letztere 1695 *deuant sperenbesche* heißt. In Kemplich (Kanton Metzerville) existiert der Flurname *Sperheck*, historisch (im 17. Jh.) *hinder der sperhecken*, *canton de la sperheck* sowie *derrier sperheck*. Im französischen Sprachgebiet gibt es entsprechende Flurnamen in

Betrachtet man die Karte mit den Nachweisen des Storches im Saar-Mosel-Raum, so fällt eine Konzentration auf einige Flußauenbereiche auf (vgl. Karte 2). Dies entspricht den Erwartungen. Da viele Brutstätten des Storches ja in den Dörfern lagen und somit kaum für die Flurnamenbildung in Frage kamen, dürfte in den Auenlandschaften an Mosel, Seille, Französischer Nied, oberer und mittlerer Saar sowie Blies die Populationsdichte des Storches noch größer gewesen sein als das Kartenbild vermuten läßt. Außerhalb der Flußauen gibt es Hinweise auf ein größeres Verbreitungsgebiet auch im lothringischen Weihergebiet zwischen Seille, Französischer Nied und Saar. Insgesamt vermittelt die Karte den Eindruck, daß der Weißstorch einst ein vertrauter Anblick in vielen Landschaften des Saar-Mosel-Raums war.

Juville (Kanton Delme) *Bois du Sorbier*, in Grémerey (Kanton Château-Salins) *La Haie du Sorbier*, in Weißkirchen/Blanche-Eglise (Kanton Dieuze) *Haie du Sorbier* und *Bois du Sorbier*, 1581 *le bois du sorbier*, in Flocourt (Kanton Pange) *La Haye au Sorbier* und in Charleville-sous-Bois (Kanton Vigy) 1697 *canton des haye du sorbier*. Auch Gärten und Äcker wurden nach markanten Speierlingsbäumen benannt, im deutschsprachigen Gebiet mit den Grundwörtern *Garten*, *Feld* und *Acht* 'herrschaftliches Ackerland', im frankophonen Bereich mit den Wörtern *jardin* 'Garten', *champ* 'Feld', *confin* 'Ackerstück', *pièce* 'Stück', *contrée* und *corvée* 'herrschaftliches Ackerland'.<sup>3</sup>

Die Flurnamen können auch auf Eigenschaften der Speierlingsbäume Bezug nehmen, so in Insmingen/Insming (Kanton Albesdorf) *Kurz Speerbaum*, 1739 *courtze sperbaum*, in Oermingen (Kanton Saarunion) *Oben am Langen Spehrenbaum*, in Geinslingen/Guinzeling (Kanton Albesdorf) 1713 *canton du petit sourbier*, in Fêves (Kanton Metz) *Haut Sorbier* und in Maizeroy (Kanton Pange) *Petit Sorbey*. Zwei weitere Flurnamen im Kanton Pange in der Nähe von Metz verweisen als Namenmotiv auf – womöglich durch Blitzeinschlag – verbrannte Speierlingsbäume: in Villers-Stoncourt *Le Sorbier Brulé* und in Ancerville *au*

Karte 2:  
Der Storch in Flurnamen des Saar-Mosel-Raumes



*sorbier bruslé* (1744). Gerade im französischsprachigen Seille-Gebiet sind Namenbildungen mit *court*, *petit*, *gros*, *haut* usw. öfters zu finden, was ein sicherer Hinweis auf die Häufigkeit des Speierlings in dieser Region ist.

### Adebar in Flurnamen

Ein Tier, das stets die Aufmerksamkeit des Menschen erregt hat, ist der Weißstorch, mit wissenschaftlichem Namen *Ciconia ciconia*. Der Storch nistet gern auf Hausdächern oder auf Bäumen in der Nähe menschlicher Siedlungen. Die Horste

werden von dem Zugvogel, der in Afrika überwintert, teilweise über Generationen hinweg in jedem Frühling neu besetzt. Der auffällige Kulturfolger, der im Volksglauben auch als Glücksbringer galt, wird in historischen Quellen öfters erwähnt. Im Saarland brütete er bis ins 20. Jahrhundert, vor allem im Einzugsbereich der Bliesauen, bei Beeden, Limbach, Kirkel und zuletzt bis 1965 bei Einöd. Auf diesen Bereich konzentrieren sich auch die Bemühungen der Naturschützer für eine Wiederansiedlung. Auch als Durchzügler war Meister Adebar im Saarland eine markante Erscheinung: noch im 19. Jahrhundert sammelten sich auf den Saarwiesen um Saarbrücken Tausende von Weiß-

störchen vor ihrem Weiterflug in die afrikanischen Winterquartiere.

Die Nachweise durch Flurnamen sind also nicht, wie beim Speierling, das einzige Zeugnis für die historische Verbreitung, aber eine willkommene Ergänzung. Zunächst gilt es die sprachlichen Formen zu klären, unter denen der Storch Eingang in die Namenbildung gefunden hat. In den deutschsprachigen Flurnamen stehen sich eine jüngere und hochsprachliche Form *Storch* und eine ältere Form *Stork* gegenüber. Im benachbarten Luxemburgischen sind die Verhältnisse ähnlich, denn dort wird er *Storch*, *Storch*, *Stuerech* oder unter Bewahrung der älteren Lautverhältnisse *Stuerk* bzw. *wäisse Stuerk* genannt.

An Belegen zur Lautform *Storch* lassen sich im Saarland in Bous im 18. Jahrhundert die *Storchwies*, in Homburg der Flurname *Storchengasse* und in Kirkel die Flurnamen *Im Obern Storchweiher* und *Im Untern Storchweiher*, dort allerdings auch 1470 in der älteren Lautform *der storken*, ermitteln. In Lothringen finden sich in Johanns-Rohrbach/Saint-Jean-Rohrbach (Kanton Saaralben) um 1770 *beym storchen moertel*, in Morlingen/Morlange (Kanton Bolchen) 1729 *74e canton de la petite storch*, *75e canton de la grande storch*, hier wahrscheinlich mit einer Übernahme des Geschlechtes von frz. *la cigogne* 'Storch', sowie in Morsbach (Kanton Forbach) *die Storchwiese*, *Kleine Storchwiese*, *Gross Storchwiese*, allerdings 1746 auch mit der älteren Lautform *Storches Visse*, *Storckes Visse* und *Klein Storckes Visse*.

Die ältesten saarländischen Belege für die Lautform *Stork* sind neben dem bereits erwähnten Beleg aus Kirkel in Oberlöstern *bey dem Storcken* (1546) und in Büschfeld *zum Stork* (1546) und *vor dem Stork*. Der Beleg aus Blieskastel *Storken Weiher* (1553) bezieht sich wohl auf die Lautkirchener Flur *Unterer Stockweiher*, die 1781 *Im Untern Storkenweyher* heißt. Die St. Wendeler Flur *Beim Storchennest* wird 1788 (Kop. 1826) *Beym Storkennest* und *Bey dem Storkennest* genannt. Die Flur *Im Storkenwald* in Macherbach wird auch in der Mundart noch mit der alten Lautung *Storge-wald* ausgesprochen. Da der Macherbacher Beleg eine Waldfläche bezeichnet, könnte er auch auf

den scheuen Schwarzstorch (*Ciconia nigra*) hinweisen. Allerdings fehlen hier historische Belege, so daß bei einer Interpretation dieses Einzelbeleges Vorsicht geboten ist. In Lothringen findet sich in Lauterfangen/Loudrefing (Kanton Albesdorf) der Flurname *Stork Garten*. Im Krumpfen Elsaß gibt es weiter Belege in Eschweiler/Eschwiller (Kanton Drulingen) *In der Storckenborn Matt* (1750/59), vielleicht auch eine Umdeutung aus *Stockbornmatt*, in Reipertsweiler/Reipertswiller (Kanton Lützelstein/Petite-Pierre) *Storkenthal* und in Zollingen (Kanton Saarunion) *Storkennest*, in der Mundart allerdings mit der moderneren Lautung *Storchenescht*.

Auch der alte Name *Adebar*, wie der Storch in Märchen und Sagen genannt wird, findet sich, zum Teil nur schwer zu erkennen, noch in historischen Flurnamen. In Lisdorf heißt es 1357 *Odebore Neste*, übrigens der älteste Nachweis für den Storch im Saarland, in Beeden bei Homburg 1503 *bym Odewerß Nest* und in Metzresch/Metzresche (Kanton Metzresche) 1685 *Odenbourger Nist ou Nid de Cygogne*. Diese Übersetzungsform leitet auch zu den Bezeichnungen des Storches im Französischen über. Die standardsprachliche, sprachhistorisch recht junge, aus dem Provenzalischen entlehnte Form ist *cigogne*.<sup>4</sup>

Die alte zentralfranzösische Bezeichnung für den Storch lautete *soigne*. Dieses Wort geht wie das neufranzösische *cigogne* auf lateinisch *ciconia* zurück. Es findet sich dafür nur ein Beleg in Chambrey (Kanton Château-Salins), wo im 17. Jahrhundert ein Flurname *le Nyd de Soigne* erwähnt wird, der im Napoleonischen Kataster *Au Nid de la Saugne* lautet. Diese Schreibung wiederum dokumentiert die Lautung des regionalen französischen Dialekts, denn dem zentralfranzösischen *soigne* steht ein ostfranzösisch-lothringisches *sogne* zur Seite, das auch *solgne*, *saugne* oder *saugne* geschrieben wurde.<sup>5</sup> Die ostfranzösische Dialektform ist in diesem Fall mit einem viel höheren Anteil in den Flurnamenschreibungen nachzuweisen als beim Speierling.

Am einfachsten sind ehemalige Vorkommen des Storches über Flurnamen des Typs *Storchennest* bzw. *nid de cigogne* nachzuweisen. Neben den

bereits erwähnten Belegen finden sich im Saarland in Saarbrücken um 1520 *by dem storcks nest*, in Ottweiler 1766 *beym storchennest*, heute *Im Storkennest*, mundartlich *im Stoorchenäscht*, und in Altstadt *Beim Storchennest*. Häufiger sind entsprechende Namen in Lothringen, so in Bitsch/Bitche (Kanton Bitsch) *Storchen Nest*, in der Mundart *Storchenescht*, in Mettingen/Metting (Kanton Pfalzburg) 1741 *beym storcken ness*, *bey storcken nest*, heute *Storkennesz*, im Kanton Großtänchen in Walleringen/Vallerange *Storchennest* und in Brüligen/Brulange *Nid de Sigogne*.

Im französischsprachigen Teil des Moseldepartements tauchen noch weitere Formen auf: *Sur le Nid de Solgne*, *Nid de la Sogne*, *Au Nid de Cigogne*, *Le Nid de Solgne*, *Le Nid de Saulgne* u.ä. Nur sehr selten gibt es konkrete Anhaltspunkte für Bäume als Brutplätze des Storches, obwohl ja die *Storchennest*-Flurnamen, die außerörtliche Bereiche bezeichnen, vermutlich allesamt als Hinweise auf solche Baumbrutplätze gedeutet werden können. In Flurnamen finden sich lediglich Belege in Völklingen 1753-1754 *am storckenbaum* und in Mörchingen/Morhange (Kanton Großtänchen) *Storchenbaum*.

## Biber und Dachse, Birnen und Äpfel

Für Speierling und Storch ermöglichte der Blick in die Flurnamen eine Rekonstruktion des historischen Verbreitungsgebietes, die natürlich durch andere Quellen noch ergänzt werden könnte. Es stellt sich natürlich die Frage, ob für weitere Pflanzen und Tiere solche Aussagen zur historischen Verbreitung möglich sind. Sucht man nach Obstbäumen, so merkt man vor allem, daß im Saar-Mosel-Raum die Birnbäume im Verbreitungsgebiet des Speierlings wesentlich häufiger vorkommen als außerhalb davon, während der Apfelbaum faßt überall zu finden ist, aber in unterschiedlicher Dichte. Auch Sortennamen der Birnen und Äpfel sind in Flurnamen überliefert. Weitere Tiere, deren dauerhafte Ansiedlung den Anlaß zur Namengebung bieten konnte, waren die Geier und Adler mit ihren Horstplätzen, die Biber

mit ihren Wasserburgen aus Holz sowie Dachse und Füchse mit ihren Erdbauten. Gerade das Beispiel des Geiers zeigt aber auch die Grenzen dieser Methode. Als *Geier* konnten nicht nur mehrere Geierarten, sondern auch andere Greifvögel bezeichnet werden. Mit der Genauigkeit eines Biologen haben die Menschen damals ihre Umwelt nicht betrachtet. Es steckt einiges an Sachinformationen in den Flurnamen, doch am Schluß soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß das sprachliche Material in den Flurnamen vor allem eine Fundgrube für die Laut-, Wort- und Schreibsprachengeschichte darstellt. Das ist aber eine andere Geschichte.

### Anmerkungen:

1 Weitere frühere Belege: in Holvingen/Holving (Kanton Saaralben) um 1494 *by dem sperbaüm*, in Lixingen/Lixing-lès-Rouhling (Kanton Saargemünd) um 1494 *bii der kirchen bii dem sperbaüm* und in Albéchaux (Kanton Réchicourt) um 1500 *zu dem baume der da heischt sperbaume* (Soweit Originalbelege).

2 Als Beispiele für die Dialektschreibungen sind auch zwei Namen aus dem Kanton Blamont des Vogesendepartements zu nennen, die außerhalb des Kartierungsbereichs liegen: in Igney *au xorbier* (1714) und in Gondrexon *canton du xorbier* (1741).  
3 Beispiele für solche Namen sind in Bingen/Bionville-sur-Nied (Kanton Bolchen) *Spir Garten* und in Wallersberg/Vatimont (Kanton Falkenberg) *Au Grand Jardin au Sorbier*, in Bübingen bei Saarbrücken 1783 *ackerland im spermfeld*, heute noch in der Mundart *Spärfeld*, in Laumesfeld (Kanton Sierck) *Sperfeld*, in Zemmingen/Zommange (Kanton Dieuze) *Le Champ du Sorbier*, in Endorf/Aboncourt (Kanton Metzerviese) 1688 *contrée du sorbié* und in Sorbey (Kanton Pange) *Pièce du Sorbier*.

4 Sie findet sich als Flurname in Ajoncourt (Kanton Delme) *Cigogne*, in Azoudange (Kanton Réchicourt) *La Cigogne*, in Burgaltdorf/Bourgaltroff (Kanton Dieuze) *Pre de la Cigogne* und außerhalb des Kartierungsgebietes in dem Flurnamen *La Cigogne* in Mont-Saint-Martin (Département Meurthe-et-Moselle, Kanton Longwy).

5 Weitere Flurnamenbelege gibt es unter anderem in Burlioucourt (Kanton Château-Salins) *Sogne*, in Malaucourt-sur-Seille (Kanton Delme) *Les Longs du Pot la Sogne*, wobei die Deutung von *Pot la Sogne* 'Storchentopf' allerdings einige Schwierigkeiten bereitet, in Adaincourt (Kanton Falkenberg) *Le Patural du Nid de Solgne* und in Moncheux (Kanton Verny) *Court du Nid de Solgne* und *Grand du Nid de Solgne*.

# Lob des Vertriebes

Von Reinhard Wilhelm



Vertrieb kommt natürlich vom Verb vertreiben und könnte deshalb ungute Assoziationen wecken; etwa, daß es bei der benannten Aktivität um das Vertreiben von Abonnenten oder Kunden im allgemeinen gehen könnte. Das ist jedoch ganz falsch. Es

geht tatsächlich, wie der Brockhaus schreibt, um die Distribution einer Ware oder einer Dienstleistung.

Auch am Erfolg bzw. Mißerfolg eines Publikationsorgans ist, wie man weiß, der Vertrieb stark beteiligt. Deshalb ist es geboten, eine Geschichte des Vertriebs der SAARBRÜCKER HEFTE zu schreiben. Der Berichtsraum von knapp zehn Jahren ermöglicht eine interessante Studie von Vertriebsbemühungen, ihren Eigenarten, ihren Stärken und Schwächen und letztendlich ihrem Anteil am Erfolg der HEFTE.

Nachdem die anfänglichen Versuche des *Vereins Saarbrücker Hefte*, einen eigenen Vertrieb aufzuziehen, sich als zu aufwendig für ein ehrenamtlich arbeitendes Team von Amateuren herausgestellt hatten, kam der Vertrieb bald in professionelle Hände, erst bei der Ottweiler Druck und Verlags GmbH, später beim Gollenstein Verlag. Erst an deren Bemühungen läßt sich das Wirken professioneller Kräfte studieren. Zwei Beispiele, das weiß man, liefern natürlich nicht die von Statistikern verlangten „großen Zahlen“. Da beide sich aber weitgehend identisch verhielten, erlauben wir uns eine gewisse Verallgemeinerung.

## Würdige Abonnenten

Als erstes mußte ein großes logistisches Problem gelöst werden, nämlich der Austausch des gesamten von unserem Vorgänger geerbten, etwas überalterten Stamms an Abonnenten gegen neue. Die jüngeren Abonnenten verloren wir, als ihre Testamentsvollstrecker kündigten; die älteren kündigten empört, als wir in mehreren aufeinanderfolgenden HEFTEN die Geschichte der Grafschaft derer von der Leyen vernachlässigten. Der herbe Verlust von

100 Abonnenten konnte erst durch engagierten Einsatz unserer Marketingabteilung ausgeglichen und später sogar ins Positive gewendet werden.

Ein Kennzeichen beider Vertriebsabteilungen war die Anwendung „würdiger Selektion“, ein aus dem angloamerikanischen Sprachraum als „Distribution according to Merit“ schon lange bekanntes Erfolgsrezept. Im Bewußtsein, daß die SAARBRÜCKER HEFTE ein Vertriebsprodukt von hoher Qualität darstellen, würdigten die jeweiligen Vertriebsbeauftragten längst nicht jeden potentiellen Abonnenten, noch jede beliebige Buchhandlung eines Abonnements bzw. einer Zulieferung. Dies ist eine Anwendung des schlichten marktwirtschaftlichen Grundsatzes, daß die Verknappung eines wirtschaftlichen Gutes seine Attraktivität und seinen Preis steigert. Man muß konstatieren, daß der Vertrieb sich damit in einen gewissen Gegensatz zu Teilen der Redaktion setzte, die solche Gesetze des Marktes (wie übrigens auch die Vorteile des marktwirtschaftlichen Prinzips überhaupt) zu ignorieren neigte und eine schrankenlose Verbreitung der HEFTE unter den intellektuellen Massen bevorzugt hätte.

Die differenzierte Behandlung von Abonnementswünschen verdient eine gesonderte Würdigung. Bei Publikationsorganen minderen Standards ist das Abonnieren durch möglichst große Bevölkerungsgruppen ein selbstverständliches Ziel und wird bewußt einfach gehalten, um es auch geistig weniger beweglichen Personen mit eventuell geringem Durchhaltevermögen zu ermöglichen. Postkarte genügt! Schon, daß man zwei Unterschriften darauf leisten muß, ist eine nur durch gesetzliche Regelung erzwungene, unwillkommene Erschwernis. Um die erwünschte langfristige Kundenbindung zu erreichen, wird dem Abonnenten gleich eine nur durch expliziten Kündigungsakt auflösbare vertragliche Beziehung aufgenötigt. Nur finanzielle Illiquidität führt zu abrupter Einstellung von Abonnements.

Nicht so bei den Vertreibern der HEFTE! Abonnementswünsche wurden differenziert nach der geistigen Liquidität der potentiellen Abonnenten behandelt. Nur solche Antragsteller, die vermutlich den geistigen Höhenflügen der HEFTE ohne gefähr-

liche Abstürze zu folgen in der Lage waren, wurden eines Abonnements gewürdigt. Da halfen auch Professor- oder Dokortitel nicht. Die Abonnementabteilung schaute hinter solche vordergründigen Bildungsattribute. Sie wußte ja, wie leicht in machen Zeiten und Orten diese Attribute zu erwerben waren. Als Insider des akademischen Betriebes kann ich in so manchen Fällen von abgelehnten Abonnementswünschen nur sagen, Recht hatte sie, unsere Abonnementabteilung! Wir können uns nachträglich nur zu der Standfestigkeit der Abonnementabteilungen beglückwünschen; denn nur selten gab sie wiederholten Abonnierungswünschen einmal abgelehnter Bewerber nach.

Da sich erfahrungsgemäß die geistige Leistungsfähigkeit ehemals würdiger Abonnenten im Lauf der Zeit erschöpft, obwohl das regelmäßige Lesen der HEFTE bekanntermaßen das beste Gehirntaining ist, führte unsere Abonnementabteilung zeitweilig eine regelmäßige Überprüfung der Abonnementwürdigkeit durch. Auch dieses kennt man in ähnlicher Form aus den USA. Dort wird jeder Inhaber eines Führerscheins regelmäßig zur Überprüfung seines Regelwissens und seines Seh- und Reaktionsvermögens gebeten. Es liegt nahe, für den Durchblick und die geistige Beweglichkeit ähnlich regelmäßige Überprüfungen anzuberaumen. Die vorzeitige Aufgabe dieser Praxis durch unsere Abonnementabteilung steht deshalb eher auf der Sollseite ihrer Leistungen.

Interessant und zur weiteren Anwendung empfohlen war die differenzierte Behandlung der eines Abonnements Unwürdigen. Hier kam nämlich die finanzielle Liquidität ins Spiel. Liquide Antragsteller wurden zumindest einer Abbuchung des Abonnementsbeitrages gewürdigt, wurden also automatisch zu Sponsoren konvertiert. Das Motto, etwas vulgärer formuliert als bei den HEFTEN üblich, könnte heißen, „wenn Du uns schon nicht verstehst, so zahl wenigstens dafür, Du Depp!“ Besonders würdige Abonnenten wurden andererseits, nicht immer nach ihrem Willen, jeweils mit mehreren Exemplaren beliefert, eine Doppelbehandlung, wie sie übrigens auch die Abonnenten erfuhren, die ihren Beitrag abbuchen ließen. Sie bekamen als Zeichen der Zuneigung noch zusätzlich eine Rechnung geschickt.

Für eine Verwirrung unserer Leser war die Redaktion selbst verantwortlich. Diejenigen unter ihnen, die ihre Uhr nach dem Erscheinen der HEFTE zu stellen pflegten, waren schon arg verwirrt, wenn durch mangelnde Arbeit der Autoren und Redakteure mal wieder von der halbjährlichen Erscheinungsweise abgewichen wurde und nur ein Doppelheft im Jahr erschien.

## **Der lästige Buchhandel**

Ein eher lästiger Partner für eine Abonnementabteilung ist der Buchhandel. Mit äußerster Langmut sind unsere Vertriebe mit seinen immer nörgelnden Vertretern umgegangen. Stoisch haben sie die Beschwerden über zuwenig bzw. zuviel gelieferte Exemplare über sich ergehen lassen, haben schikanöse Wünsche nach Nachlieferungen bzw. Abholung überzähliger Exemplare ignoriert, verfügten sie doch über die höhere Einsicht, daß ein Exemplar zuviel hier ein Exemplar zuwenig dort kompensiert, und daß eine ausgebliebene Nachlieferung hier und eine abgelehnte Abholung dort sich ausgleichen und auf eine im Mittel ausgeglichene Verteilung hindeuten. Außerdem kann es einem anspruchsvollen Leserpublikum, wie es die SAARBRÜCKER HEFTE immer anstrebten, doch wohl zugemutet werden, seine Kultware dort aufzuspielen, wo sie noch erhältlich ist.

## **Vertriebsresistenz**

Die Untersuchung abschließend muß man konstatieren, daß der eigentliche Erfolg unserer Vertriebe darin bestand, bei unseren Lesern eine starke Resistenz gegenüber ihren Vertriebsbemühungen erzeugt zu haben. Sie schweißten unsere Leserschaft zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammen, die durch keinerlei Hindernisse daran davon abgehalten werden konnte, den Zugang zu ihrem Kulturgut zu finden, wo immer es sich versteckte und wie stark seine Existenz auch verheimlicht wurde. Dafür ein herzliches Dankeschön!

Ruth Istock: *Da du nun Suleika heißest. Marianne von Willemer's Goethe-Jahre. Gollenstein Verlag, Blieskastel, 1998, 283 S.*

Die Gedichte des *West-östlichen Divans* bilden den umfangreichsten lyrischen Zyklus, den Goethe je geschrieben hat. Er verdankt sich Goethes Begegnung mit der orientalischen Dichtung, aber auch der Liebe zu Marianne von Willemer, die als Suleika in die Verse eingegangen ist. Aus ihrer Feder stammen einige Gedichte, die Goethe in das Werk aufgenommen hat.

Das ist, in wenigen Sätzen zusammengefaßt, die bekannte literaturgeschichtliche Folie, auf die sich der Roman von Ruth Istock bezieht. Doch die Autorin ändert von Anfang an die Perspektive. Im Zentrum ihrer Darstellung steht nicht Goethe, wie wir es gewohnt sind, sondern Marianne von Willemer. *Da du nun Suleika heißest*: der Titel des Buches nimmt die erste Zeile eines *Divan*-Gedichts aus dem *Buch Suleika* auf, das die Namen Suleika und Hatem nennt, die die Liebenden sich geben. *Marianne von Willemer's Goethe-Jahre* lautet der Untertitel, den die Autorin ihrem Roman beigibt. Streng genommen könnte er sich auf die Jahre 1814 und 1815 beschränken: 1814, als Marianne Jung, bald schon Gattin des Bankiers Johann Jakob von Willemer, Goethe erstmals begegnete, und 1815, als Goethe für mehrere beglückende

Wochen Gast der Willemers auf der Gerbermühle, ihrem Landhaus in der Nähe Frankfurts, war. Denn danach haben sich Marianne von Willemer und Goethe nicht mehr wiedergesehen. Überraschend also, daß der Roman 1832, mit dem Tod Goethes, einsetzt. Immerhin zeigt er das Ereignis in den Reaktionen Mariannes und motiviert so einen Prozeß der Erinnerung, der gleich im nächsten Kapitel auf die Anfänge der Beziehung zurückführt. Noch mehrfach springt das Erzählen so hin und her, entfaltet dann kontinuierlicher im erinnernden Rückblick die Liebesbeziehung der Jahre 1814 und 1815, bleibt aber auch dabei nicht stehen. Wir verfolgen Mariannes Depression, mit der sie auf die Trennung von Goethe und den Verlust eines Liebesglücks reagiert, das den folgenden Ehealltag an der Seite Willemers zu entwerten droht, verfolgen die vergeblichen Bemühungen der Willemers, Goethe erneut in ihr Haus zu holen, aber auch den Nachhall des Glücks, als Marianne 1819 den fertigen *Divan* in die Hand bekommt. Doch auch darüber geht das Erzählen hinaus. Wir bekommen Einblick in die weiteren Kontakte zwischen Goethe und den Willemers, schließlich selbst noch in Mariannes Leben nach Goethes Tod. 30 Jahre war sie gewesen, als ihr der 35 Jahre ältere Goethe begegnete, 71 ist sie im letzten Kapitel des Romans. Dem Erzählen ist gerade die Spannweite der erzählten Zeit wichtig. Sie wird Ausdruck dessen, wie folgenreich die Begegnung mit Goethe für Marianne von Willemer war: nicht

nur mit der beglückenden Erfahrung der Jahre 1814 und 1815, sondern auch in den Stadien der Rückgebundenheit an ein Glück, für das es keine Wiederkehr gab. *Marianne von Willemer's Goethe-Jahre*: das waren in der Perspektive des Romans gewiß in besonderer Weise die Jahre 1814 und 1815, in den Wirkungen der Begegnung aber Mariannes ganzes weiteres Leben.

Goethe hat die Beziehung sorgfältig für Zeit und Nachwelt verborgen, und auch Marianne von Willemer hütete das Geheimnis. Immerhin hat sie in späten Jahren Herman Grimm anvertraut, daß einige *Divan*-Gedichte von ihr stammten, und Grimm seinerseits hat 1869 die literarische Welt über die Beziehung informiert. Diese war fortan immer wieder Gegenstand eindringender Forschungen, aber auch vielfältiger Spekulationen und Mißverständnisse. Gesichert ist inzwischen das Bild einer Altersleidenschaft Goethes, die aber in die gesellige Atmosphäre des Willemer-Hauses eingelassen blieb, die im übrigen auch in besonderer Weise in der Sprache der Gedichte gelebt wurde. Angesichts dieses Wissens fragt es sich, was Istocks Roman Neues zu bieten hat, und sie selbst fragt im Nachwort: „Wozu also noch ein Roman?“ Ihre Antwort: „Vielleicht, weil ich dachte, daß alles Gesagte nicht nah genug bei den Menschen ist. Und daß man die Szenerien der wichtigsten Handlungsorte lebendiger darstellen kann. Vielleicht auch, weil ich Goethe

trotz aller Bewunderung schon immer erschreckend fand“ (S. 282). Auf die herausgearbeitete Zwiespältigkeit des Goethe-Bildes, die ihr eigenes Interesse beansprucht, wird zurückzukommen sein. Doch auch sonst bestätigt sich im Lesen, daß die Autorin ihre Ziele erreicht hat. Zwar bewegt sich das Erzählen auf weiten Strecken im Rahmen gesicherter Fakten und Dokumente. Aber allein schon in der weitgehenden Bindung an Mariannes Perspektive erfährt das Faktische eine neue Verlebendigung und Vermenschlichung. In den geschilderten Begegnungen der Hauptfiguren untereinander und mit den Freunden und Bekannten um sie herum erlangen die Gestalten des Romans eine geradezu szenische Präsenz. Und gewiß spüren wir immer wieder, daß die dichterische Phantasie da manchmal auch frei ausgestaltet, was nicht verbürgt ist.

Dementsprechend sind die Zutaten, aus denen sich der Roman aufbaut. Es gibt darin Spielräume der Erfindung, der Fiktion. Doch auf weiten Strecken erhebt er einen geradezu dokumentarischen Anspruch, und das Nachwort sagt auch etwas über die vielfältigen geschichtlichen Recherchen, die ihm zugrunde liegen. Das Buch bezieht die *Divan*-Gedichte als eigene Spiegelungsfläche des Geschehens in die Darstellung ein. Ebenso die Briefe, die Goethe und die Willemers wechselten. In der Verwebung dieser Elemente erlangt das Erzählen immer wieder eine reizvolle Polyphonie.

Gewiß, nicht alles überzeugt mich in gleicher Weise. So z. B. begegnet man in dem Buch neben der Sprache der Dokumente immer wieder einem – mit wechselndem Geschick – ‘fingierten Originalton’, der an die Sprache von dokumentarischem Material nur in freier Weise angelehnt ist. In den Augen der Autorin mag das zu den Mischungen von Wahrheit und Dichtung gehören, die dieser Roman für sich in Anspruch nimmt. Aber gerade der mit Goethe und der Zeit vertraute Leser registriert nicht selten die Brüche im Ton. Ein anderer Punkt: Die einfühlsame Nähe der Erzählerin zu Marianne von Willemer ist durch den Roman hindurch deutlich; sie findet u.a. in persönlichen Anreden ihren sichtbaren literarischen Ausdruck (z.B. S. 52: „Und du, Marianne? [...]“). Um so deutlicher aber auch die Distanz zu Goethe. Beides ist zunächst vollkommen legitim. Vorbehalte ergeben sich erst, wenn die Unterschiede der Einstellung mit einer abgestuften Differenziertheit der Wahrnehmung einhergehen. Mariannes Schmerz beispielsweise, den die Trennung von Goethe hinterläßt, wird mit allem Nachdruck betont; der Schmerz Goethes, der sich zum Teil in Gedichten äußert, die Goethe wegen ihrer Abgründigkeit nicht in den *Divan* aufgenommen hat, nicht in gleicher Weise.

Zwei Motive werden dafür verantwortlich gemacht, daß sich Goethe weder durch die Krankheit Mariannes noch durch das Drängen ihres Gatten zu weite-

ren Begegnungen bewegen ließ. Das eine seine notorische Bindungsangst, die ihn geradezu zu einem „Genie der Verweigerung“ (S. 30) gemacht habe. Das andere die Funktionalisierung der Liebesbeziehungen gegenüber der literarischen Produktion – Marianne hatte, nach Abschluß des *Divans*, sozusagen ihre literarische Schuldigkeit getan. Ich möchte einen möglichen Anteil von beidem an dem Geschehen gar nicht in Abrede stellen. Aber wer z.B. im Alterswerk auf Goethes Respekt vor der Ordnung der Ehe aufmerksam wird, auch auf die zentrale Thematik der Entsagung gerade in ihrem sozialen Sinn, der wird eine breitere Palette von Motivierungen immerhin für möglich halten.

Trotz solcher Vorbehalte scheint mir der Roman von Ruth Istock noch immer mehr an geschichtlicher Wahrheit zu bieten als manche der vorliegenden historischen Studien. Die Autorin hat uns hier das Bild einer für die Literatur bedeutsamen Frau in bemerkenswerter Weise nahegebracht. Das Goethe-Bild ist kritischer, als wir es gewohnt sind, doch der Roman lohnt gerade auch in der Zwiespältigkeit dieses Bildes die Lektüre. Und seine Kritik ist jedenfalls ernster zu nehmen als manche kritiklose Beweihräucherung, die Goethe im Jubiläumsjahr 1999 widerfahren wird.

**Karl Richter**

## Der Plakapp hat sie nicht mehr alle

Roger Manderscheid:  
*Der Papagei auf dem Kastanienbaum. Szenen aus der Nachkriegszeit. Roman. Gollenstein Verlag, Blieskastel, 1999, 488 S.*

Das eigene Leben als Romanvorlage – Schriftsteller hat diese Möglichkeit der Stoffbeschaffung immer wieder gereizt. Auch Roger Manderscheid, Jahrgang 1933, Ehrenpräsident des Luxemburgischen Schriftstellerverbandes und renommiertes luxemburgischer Autor, hat sein Leben literarisch verwertet und aus ihm sozusagen einen Roman gemacht. In dem 1997 erschienenen autobiografischen Roman *Tschako Klack* hat er seine Kindheit, genaunommen die ersten zehn Jahre seines Lebens, in der Zeit von 1935 bis 1945 erzählt. Das Buch ist als erster luxemburgischer Roman ins Hochdeutsche übersetzt worden und fand bei Kritik und Publikum große Zustimmung. Jetzt liegt die Fortsetzung dieser Lebensgeschichte vor, *Der Papagei auf dem Kastanienbaum*. Diesmal ist die Zeit von 1945 bis 1948 an der Reihe.

Christian Knapp, die junge Hauptfigur des Romans, erlebt in seinem Heimatdorf Itzig nahe Stadt-Luxemburg das Ende des Krieges: Abzug der verhaßten „Preisen“, Einmarsch und Einquartierung der bewunderten Amerikaner. Der Krieg hat bei den Dorfbewohnern tiefe Spuren hinterlassen. Zurückgekehrte KZ-Opfer, Zwangsrekrutierte der Wehrmacht, Anti-Nazis und übriggebliebene Alt-Nazis leben in der dörflichen Enge mehr schlecht als recht zusammen.

Christian Knapp – der Junge soll es einmal besser haben, befindet der Vater – wird aufs Gymnasium nach Stadt-Luxemburg geschickt. Er ist gerade in die Quinta versetzt worden, als seine Mutter stirbt. Der Vater, ein kleiner selbständiger Schreiner, bleibt mit drei halbwüchsigen Kindern zurück. Zwischen Gymnasium bzw. Stadt und dem biedereren Leben auf dem Dorf mit Kegelbahnvergnügen, Dorftheater, Wirtshausbesuchen und Tanzveranstaltungen pendelt Christian hin und her. Pünktlich mit der Pubertät entdeckt er nicht nur die Mädchen, auch die großen Fragen nach Gott, Religion und dem Sinn des Lebens beschäftigen ihn jetzt. Der Roman schließt mit einer Reise Christians an die belgische Küste, ans Meer.

Manderscheid entfaltet auch im zweiten Teil seines Christian Knapp-Romans, der konsequent aus der Perspektive des Jungen geschrieben ist, einen opulenten Teppich aus Geschichten, Berichten, Szenen, Tagebuchnotizen, Schulaufsätzen etc.: Christian im Kreis der Familie, Christian zu Besuch bei Onkel Eugen und Tante Leonie in Oberkorn, Christian als Messdiener, Christian als akrobatischer Kletterer, der vom Kastanienbaum auf dem Schulhof vor den Augen seiner Mitschüler einen entflohenen Papagei herunterholt, Christian als pubertärer Mochtegern-Weiberheld, Christian in „philosophischen“ Gesprächen mit Schulkameraden und mit Bubi, dem älteren Freund und bewunderten Mittelstürmer des heimischen Fußballvereins. Aus zahllosen Fa-

cetten des Lebens von Christian setzt Manderscheid sein Bild des Schülers zusammen. Manderscheids Geschichten sind durchweg witzig, spritzig und mit viel Sinn für Komik, Karikatur und Grotteske erzählt. Auch für die ernsten Seiten im Leben des jungen Christian findet Manderscheid mühelos die richtige Sprache. In dem Kapitel über den allzu frühen Tod der Mutter z.B. beschreibt er intensiv und einfühlsam die bedrückte Atmosphäre in Christians Elternhaus mit Arztbesuchen, letzter Ölung und der Ratlosigkeit der Familie. Sehr gut gefallen hat mir auch Christians Brief an seine „Freundin“ Aline, die in England als Au-pair-Mädchen arbeitet. Eine Kostprobe: „Sag es mir. Sei ehrlich. Ich bin auch ehrlich. Wenn ich kann. Die Schule ist auch so etwas. Bald so, bald so. Langweilig und auch nicht. Die Zeit ist draußen vor dem Fenster. Wir sitzen drinnen, im Bokal, eingemacht wie die Gurken der Tante von Oberkorn. Sie rüseln uns, schiden uns Essig über die Köpfe, geheien mit Innen nach uns und lassen uns wieder stehen für ein neues Jahr. Da können wir dann zwiebeln auf der Stellage. Ich ginge mir sehnlichst wünschen, du würdest bei mir in der Bänk sitzen, ich würde dich stundenlang heimelen, heimlich heimelen unter der Bänk und oben, über der Bänk eine ganz Interessierte schneiden, damit es keinem auffällt. Ich würde dich immer nur anschauen, anschauen, anschauen, dein liebliches Gesicht, deine herzliche Schniss ... der Schnee ist eine endlose Decke, wenn

ich hier dran rappe, wirst du es drüben spüren. Spürst du es? Du denkst, der Plakapp hat sie nicht mehr alle?“ (S. 448) Christian schreibt diesen Brief auf Luxemburger-Deutsch bzw. in einem Mix aus Hochdeutsch und Dialekt. „Das ist mehr lustig.“ (S. 444) erklärt er seiner Freundin. Und tatsächlich. Zusätzlich zu dem wunderschönen gedanklichen und erzählerischen Durcheinander aus lustig und ernst, aus verliebt und verlegen, aus gefühlvoll und schnoddrig glänzt dieser Brief mit einer unachahmlichen Melange aus Luxemburgisch und Hochdeutsch. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob alle hochdeutschen Leser die luxemburgischen Ausdrücke überhaupt verstehen. Wer weiß hierzulande schon, was ein „Rondel Zoossiss“ (S. 452) ist oder was „Kirschengebeiss“ (S. 449) und „Bisch“ (S. 449) bedeuten? Und wer versteht gar diesen Satz: „Es war so kalt, d’Hänn si mir ennerwee vun der Gare an de Kolléisch un d’Schoulmapp ugefruer.“ (S. 447)

Leider sind nicht alle Kapitel des Romans so amüsant und unterhaltsam wie dieser Brief. Manchmal war mir ein bißchen zuviel erhobener Zeigefinger und Raisonement im Spiel: Onkel Eugen, Bubi, der ältere Freund, und noch einige andere erklären Christian unentwegt das Leben. Auch die Geschichte von der Fußballmeisterschaft des 1. FC Blau-Weiß Itzig nebst anschließendem Dorfgelage hat mich nicht vom Hocker gerissen. Sie wirkt doch reichlich brav, ist vor allem auch sehr brav erzählt. Aber ich bin mir

nicht sicher. Vielleicht ist das ja auch – wenigstens teilweise – ein Problem der Übersetzung bzw. der Übersetzbarkeit. Auch wenn der Übersetzer, Georges Hausemer, das Menschenmögliche getan und alle Register gezogen hat, es ist wohl manchmal unmöglich, einen Dialekt-Text adäquat in die Hochsprache zu übersetzen. Dialekt und Hochsprache sind auf ganz verschiedenen Ebenen angesiedelt, die ganz unterschiedliche Bereiche in unserer Kommunikation abdecken, etwa so, daß Hochsprache eher eine Kopfgeburt ist, während der Dialekt über den Bauch und den Hintern abläuft. Wie auch immer, es ist gut möglich, daß die besagten Passagen im Dialekt viel überzeugender klingen als in der hochdeutschen Übersetzung.

Autobiografische Romane sind, wie eingangs schon erwähnt, bei Schriftstellern durchaus beliebt. Und Manderscheids *Papagei*, auch wenn er pflichtschuldig in einer Vorbemerkung behauptet, in seinem Roman sei alles erfunden, ist ein stark autobiografisch gefärbter Roman. Die Übereinstimmungen mit der Biografie des Autors sind unübersehbar. Dagegen ist auch garnichts einzuwenden. Bei autobiografischen Romanen besteht jedoch die Gefahr, daß sie gewissermaßen im Biografischen hängenbleiben. Es fehlt ihnen dann die berühmte zusätzliche Ebene, etwas, was hinter der individuellen Lebensgeschichte steht, was über sie hinausweist. Das kann eine das gewöhnliche Maß übertreffende Idee, Passion, Auseinandersetzung, oder Entwicklung der

Hauptfigur sein, das kann aber auch auf der historischen, politischen oder sozialen Ebene liegen. Oft ist es beides. Im *Tschako Klack* war genau das Manderscheid vorbildlich gelungen. Auf der einen Seite der unverwechselbare, koboldhafte Junge, auf der anderen Seite die informative und unvoreingenommene Beschreibung des Lebens im ländlichen Luxemburg während der Vorkriegszeit und der Kriegsjahre. Im *Papagei* vermisste ich diese Ebene. Weder werden das Klima der Nachkriegszeit, die sozialen, wirtschaftlichen oder politischen Verhältnisse besonders ausführlich erzählt, noch geht Christians Leben entscheidend über das hinaus, was man normalerweise vom Leben eines pubertierenden Oberschülers erwartet. Also liest man, was Christian so alles treibt und erlebt, fühlt sich dank der Qualitäten des Textes gut unterhalten, kann aber nicht verhindern, daß irgendwann – jedenfalls mir ging es so – das Interesse am biografischen Hin und Her des guten Christian abschafft.

Fazit: Leider ist der kleine glatzköpfige Christian, der im *Tschako Klack* sein unterhaltsames Unwesen trieb und ein hellwacher Beobachter seiner Umgebung war, im *Papagei* nicht nur älter, sondern auch angepaßter, braver und vernünftiger geworden. Das ist für Christian sicher begrüßenswert, für den Roman hätte ich mir jedoch gewünscht, wenn etwas mehr von dem unkonventionellen Kobold erhalten geblieben wäre.

Dietmar Schmitz

Wolfgang Brenner: *Stieber. Roman.* Eichborn Verlag, Frankfurt am Main, 1997, 398 S.

Ders.: *Der Patriot.* Eichborn Verlag, Frankfurt am Main, 1998, 478 S.

Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 gibt den zeitlichen Rahmen ab, Paris und Berlin, die Hauptstädte der verfeindeten Mächte, sind die Schauplätze des historischen Kriminalromans *Stieber*. Zwangsläufig werden Leichen gefunden, eine gleich zu Beginn am 10. März 1871 im Bois de Bologne in Paris, wenige Tage nur vor dem Aufstand der Pariser Kommune. Sie löst die Ermittlungen des Pariser Kriminalinspektors Lamartines aus. Mit ihm und seinem etwas naiven Verständnis von Geheimdiensten oder politischer Polizei gerät der Leser in den Strudel der Auseinandersetzungen zwischen dem deutschen Geheimdienst um die Gestalt des Wilhelm Stieber und dessen französischem Gegenspieler Lecoq. Lamartine, einzig daran interessiert den Mord vom 10. März aufzuklären, wird von Stieber geschickt dazu benutzt, den sich formierenden französischen Widerstand in der Hauptstadt Paris zu zerschlagen. Ohne genau zu verstehen, was geschieht, sieht sich Lamartine damit konfrontiert, sein Land an die Deutschen verraten zu haben. Von seinem Posten als Inspektor der Kriminalpolizei wird er suspendiert. Er macht sich schließlich auf den Weg nach Berlin, Stieber zu suchen, um von diesem Hilfe bei seiner Rehabilitierung zu erhalten.

Die nächste Leiche wird in den Räumen der Berliner Humboldt-Universität aufgefunden. Für die Aufklärung dieses Mordes interessiert sich vorläufig niemand: weder die Berliner Polizei, noch Stieber oder gar der ebenfalls nach Berlin angereiste Lecoq. Täter und Motiv kommen zwar zum Vorschein, doch geschieht dies eher beiläufig und zufällig. Der Berlin-Teil des Buches dient dazu, dem Leser die Arbeit Stiebers in seinen angestammten Bereichen ebenso zu zeigen wie seine Verstrickungen mit den Herrschenden, die ihn einerseits – wie Bismarck – fördern und schützen, andererseits – wie der preußische Justizminister – so schnell wie möglich aus dem Weg räumen wollen. Lamartine stolpert auch hier ohne Ein- oder gar Durchblick zu haben durch die Geschichte und findet eine echte Verbündete nur in der Prostituierten Mia, die dies aber mit ihrem Tod zu bezahlen hat.

Wolfgang Brenner, aus Quierschied stammend, legt mit dem 1998 erschienenen Roman *Der Patriot* nochmals ein im Geheimdienstmilieu spielendes Buch nach. Diesmal ist Otto John, Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, die Hauptfigur. Brenners Roman kulminiert in einer nicht einmal rasanten Verfolgungsfahrt im Ostteil Berlins, bei der sich Otto John mehrmals übergeben muß: Der zuvor von ihm genossene Kaffee war zu stark. Sich einschleichende Vermutungen darüber, daß ihm sein Freund und Begleiter auf der abendlichen Fahrt, Wowo, Dr. Wolfgang

Wohlgemuth, ehrgeiziger, aber gescheiterter Arzt, anstelle von Aspirin etwas Betäubendes zu trinken gab, bleiben vorerst nur Spekulation des Lesers. John, vom Wodka, der Anstrengung arbeits- und strebreicher Wochen und – so läßt sich immer noch nur vermuten – den ihm gegebenen Tabletten betäubt, erwacht schließlich zwei Tage nach seinem west-östlichen Grenzübertritt. Währenddessen gilt er im Westen bereits als Überläufer. Leider hat Wolfgang Brenner in diesem Schlußteil die Fakten der nie ganz geklärten Affäre nicht hinter sich gelassen. Das an die bekannten Tatsachen angelehnte Ende enttäuscht um so mehr, da Brenner zuvor seiner Figur Otto John durchaus das Leben einzuhauchen verstand, das von ihm bekannt war: notorischer Trinker, launenhaft und zu cholerischen Anfällen neigend.

Der Stoff bietet zahlreiche zweiseitige und hinterlistige Gestalten, doppelbödige und scheinheilige Charaktere: Adenauer, Globke, General Gehlen, der US-Army Geheimdienstchef Trudeau – ihnen allen wird allerdings in den zahlreichen Episoden zu wenig Raum gelassen, ihre Winkelzüge, Hintergehungen oder abgefeimte Absichten auch zu motivieren. Diese beschränken sich auf wenig mehr als das für die jeweilige Szene Notwendige. Der Leser erhält flüchtige Einblicke in die geheime Welt der Nachrichtendienste zwischen Zürich, Köln, Pullach bei München, Ost-Berlin und Washington D.C., pflegt für kurze Zeit in Bonn den Umgang Adenauers,

dessen behauptete Reptilienhaftigkeit ihm kaum anschaulich gemacht wird und betritt mit General Gehlen und dessen Gehilfen Mellenthin die Wohnung Johns, darauf wartend, etwas von der berüchtigten Atmosphäre mit zu bekommen, die dieser General verbreitet haben soll. In der Vielzahl der gegen ihn aufgebotenen Figuren spiegelt sich die verzweifelte Lage Johns, der bereits politisch ins Abseits gestellt war. So sehr auch John versucht, sich dem ihm in der Geschichte schon früh, allzu früh deutlich werdenden unausweichlichen Ende seiner Präsidentschaft entgegen zu stemmen, so wenig vermag er seine Lage richtig einzuschätzen. Vergeblich versucht er mit Hilfe seiner ihm nicht mehr loyalen Mitarbeiter gegen General Gehlen und dessen Einflußnahmen auf die neuen und alten Eliten in Industrie und Politik vorzugehen.

„Ich bin ein Patriot – kein Verräter“ rechtfertigt sich John ge-

genüber einem Mitarbeiter und bringt damit den Titel des Romans in Erinnerung, der dann auch immer wieder von den unterschiedlichsten Figuren zu hören ist: „Sie sind ein Patriot, kein Verräter“, so in Ost-Berlin der sowjetische General Pitovranow zu John. Ähnlich plakativ sind viele der den Roman insgesamt dominierenden und das Tempo ständig verlangsamenden Dialoge. Bei dem John-Vertrauten Kotschenreuther werden die in den Erzählfluß eingestreuten, persönliche Konflikte dokumentierenden Tagebuchaufzeichnungen auch optisch abgehoben: „Mein Leben ist zerstört. Diese Zeilen schreibe ich nur noch aus einem Grund: um die, die ich liebe und die mich jetzt nicht mehr lieben kann, um Verzeihung zu bitten. Meine liebe Tochter, vergib mir! [...] Ich habe unter der Einsamkeit gelitten und unter meiner Sehnsucht nach Trost, nach körperlichem Trost.“ Kotschenreuther begeht Selbstmord aus Scham darüber, daß seine Toch-

ter ihn beim Masturbieren entdeckte und er ohnehin in eine aussichtslose Stellung abgehoben worden war.

Wenn auch unterschiedlich konzipiert, so ist bei beiden Romanen die Hauptfigur eine historisch verbürgte Person. Die spürbare ausführliche Recherche aber hat dazu geführt, daß Brenners *Der Patriot*, konzentriert auf die Rekonstruktion der Geschichte Otto Johns, weder die Atmosphäre der frühen fünfziger Jahre ausreichend noch hinter der Figur Johns etwas anderes als die dargestellten privaten Motive und Antriebe einfängt. Auch im *Stieber* wird Brenner seinem Anspruch, detailgenau und authentisch zu sein, und gleichzeitig eine spannende und flotte Geschichte erzählen zu wollen, nur streckenweise gerecht.

**Herbert Temmes**

## Eine einzige abstruse Sauerei oder: Stories, wie sie das Leben schreibt

Walter Wolter: *Sau tot. Raben-Krimi Nr. 10. Haffmans Verlag, Zürich 1999.*  
Ders.: *Gefallene Männer. 13 Stories. Haffmans Verlag, Zürich 1997.*

Wenn Heimatzeitungen träumen, dann stellen sie sich vor, daß in ihrem Beritt ein literarischer Schatz gehoben wird oder doch zumindest ein Autor von

Format sein Wesen treibt. Bislang hat man Walter Wolters *Gefallene Männer* und *Sau tot* trotz bester Tips aus gewöhnlich gut unterrichteten Kreisen ignoriert. Das ist auch eine Haltung. Wer nicht im überregionalen Blätterwald zuhause ist, kann also noch einen Schreiber hiesiger Provenienz entdecken. Auch wenn Geheischnis und Saartümelei gerade nicht des Autors

Themen sind. Eigentlich eher das Gegenteil davon. Wolter hat wie viele Saarländer den Weg ins Exil gewählt und lebt in Bad Säckingen nahe der Schweizer Grenze. Seine Biographie liest sich wie schlecht erfunden: Gymnasium abgebrochen, Wanderarbeiter, Holzfäller, Soldat, Journalist; Reisen zu Indianern, Kopfjägern in Kolumbien, im Sudan und auf den Molukken.

Walter Wolter gibt mächtig Gas. Der 1950 in der kleinen nord-saarländischen Gemeinde Nunkirchen geborene Autor legt als Zweitling bei Haffmans mit *Sautot* einen Krimi vor. Dieses Buch ist ein Hammer. Und das darf man getrost bemerkenswert nennen. Unter anderem aus dem Grund, daß kein neuer, cooler Detektiv in Aktion tritt, der einer riesengroßen Sauerei auf die Schliche käme, um diese dann spannungsgeladen und professionell bis zum Showdown auseinanderzupuzzeln.

Der Held des 268-Seiten-Werks ist vielmehr ein absolutes Ekelpaket: Er hört auf den sprechenden Namen Franz-Josef Köttelgruber, ist fett, kahlköpfig und häßlich, hat zudem Schuppenflechte und muß immerzu infernalisch stinkende Fürze lassen. Von Beruf Schweinebaron hat er es als solcher zu Geld, Ansehen, kleinbürgerlichen Würden und einem feisten Mercedes mit Ledersitzen gebracht. Die Güllegrube (Köttelgruber) seines Riesenbetriebs in der Nähe eines nicht explizit lokalisierten Dorfes spielt eine tragende Rolle. Liebste Passion dieses Antihelden ist die Jagd, zweitliebste das unermüdliche Buhlen um die Gunst seiner über die Maßen attraktiven, jungen Gattin Daria, die er vor Jahren von einer Jagdtour in den Karpaten mit nach Hause brachte – quasi als gekaufte Jagdtrophäe. Doch die Dame läßt ihn nicht ran, hüpfert statt dessen mit jedem erstbesten in die Kiste und provoziert so den Zorn ihres gut-katholischen Ehemanns. Aus diesen Ingredienzen rührt Wolter eine

Rachegeschichte an, die bisweilen heftige Überraschungsmomente birgt. Er setzt dabei auf die aus Filmen bekannte Rückblendetechnik. Eigentlich nichts Neues, aber konsequent und gekonnt umgesetzt.

Es wird viel gestorben in diesem Krimi. Die hanebüchene Story mit einem dann doch gar nicht mehr so überraschenden Schluß ist das eine Charakteristikum. Viel stärker noch fasziniert Wolters Fähigkeit, mit wenigen Worten ein Setting zu skizzieren: „Ein heißer Tag ging zu Ende. Die Sonne war rot und gigantisch und berührte den Horizont. Am Himmel begann der große Jubel der Farben.“ Wo andere Autoren ellenlange Mini-Epen inszenieren, genügen ihm vier, fünf Zeilen. Die Art, wie er Vergleiche in seinen Text wirkt, hat Züge amerikanischer *hard-boiled*-Autoren der *Schwarzen Serie* wie Dashiell Hammett oder Raymond Chandler. „Ein Sonntagnachmittag in der Provinz kann so eintönig sein wie das Rosenkranzgebet alter Frauen am Tag des ewigen Gebets. Eine Steigerung provinzieller Eintönigkeit ist ein Sonntagnachmittag in einem Schweinemastbetrieb, zwei Kilometer entfernt vom nächsten Dorf. Es ist wie Tütenkleben in einer geschlossenen Anstalt.“

Wolters große Stärke sind diese scheinbar lapidar hingeworfenen Sätze. Einfachste Konstruktionen, kraftvoll, knapp. Sein erfrischend bizarrer Humor trägt das Buch bis zum bitteren Ende. Kleines Beispiel am Rande: Höchstwahrscheinlich buchsta-

biert der Autor auch das des öfteren benutzte Wort Alpträum konsequent mit „b“, so als würde es sich von „albern“ herleiten. Auch ein „Rudel von Saarländern“ läßt der Autor am Ende auf gerade mal 20 Zeilen eine deutliche Duftnote setzen. Dialog: „Haschde denne Löw gesiehn, wie der dem annere ään getunkt hat?“ – „Ei joo, unn wie der gewurgst hat. Wie de Heinz, wanner zwei Ringel Lyoner gess hat.“

Walter Wolter ist ein begnadeter Geschichtenerzähler. Er hat bewußt keinen Serienhelden kreiert, der es erlauben würde, fortan neue Abenteuer für diesen zu erfinden. Wolter steckt sich andere Ziele. Wir sind gespannt auf seinen nächsten Coup.

Vielleicht ist Wolters Biographie der Nährboden, auf dem 1A-Geschichten gedeihen. Denn eines ist nach der Lektüre dieses Buches klar: Wolter hat einiges erlebt und noch mehr beobachtet. Seine Texte sind beeindruckend konsequent erzählte Prosa, also mitnichten konstruierte oder aufgeblasene Banalplots, deren Textur so fadenscheinig ist wie ein abgewetzter Scheuerlappen. *Gefallene Männer* beinhaltet 13 kurze Geschichten. Was Apologeten der deutschen Literatur seit Jahrzehnten einigermmaßen zu Recht absprechen, findet sich hier in Reinkultur: *Short stories* in bester angelsächsischer Tradition. Knapp und absolut nicht geschwätzig, eloquent, leicht und locker gestrickt, aber mit einer Fallhöhe auf 20, 30 Seiten wie in einem

Drama von Sophokles oder Shakespeare. Wenn der selige Heinrich Böll laut Expertenmeinung bislang das Maß aller Dinge auf diesem Sektor war, dann hat er endlich seinen Meister gefunden. Wolters Texte ziehen den Leser in sich hinein wie ein abgründiger Strudel. Das Lesetempo steigt mit jeder Geschichte: Spannung und Faszination ist es, was diese Prosa auslöst. Die Protagonisten sind Männer, die es zu etwas gebracht haben oder solche, die in der gesellschaftlichen Hierarchie ganz weit unten rangieren. Woher die Kollegen Männer kommen, wohin sie treiben ist nicht das wichtigste. Ihr Weg

ist das Ziel Wolterschen Erzählens. Und das tut er überzeugend. Aus ephemeren Begebenheiten, die dem „Killer“, dem „Lügner“, dem „Wiedergänger“, dem „Aufreißer“ oder dem „Tierfreund“ – also den jeweiligen Titelhelden – alles andere als Randnotizen sind, steuert Wolter auf Schlußpointen zu, die einfach sitzen. Aus den vermeintlichen Einzelschicksalen schält der Schriftsteller Merkmale seiner Figuren heraus, die bisweilen einen Eindruck dessen vermitteln, was in den Abgründen der eigenen Psyche so alles schlummert. Was für den Krimi *Sau tot* gilt, charakterisiert auch die Sprache von *Ge-*

*fallene Männer*. In überreichem Maß arbeitet Wolter mit kühnen Vergleichen. Im „Handlanger“ etwa heißt es an einer Stelle: „Pitbull-Dieter war ein granatenmäßiges Arschloch – aber er hatte mehr Kohle als ein Oberstudienrat und drei Autowäscher zusammen.“ Gerd Haffmans und die Seinen haben wieder einmal mit Fortune im Fundus unentdeckter Manuskripte gewählt. Wieviele Verlage den Text weiland retourniert haben, ist nicht kolportiert. Wenn man bedenkt, was an Dünnpiff so alles verlegt wird, müssen es wohl eine ganze Menge gewesen sein.

**Toni Prinz**

## Die Wahrheit über den „Panflötenmann“

*Martin Bettinger:*  
*Der Panflötenmann, Roman,*  
*Econ & List Taschenbuch*  
*Verlag, 1999, 351 S.*

„Sie hatten mir zwei Jahre genommen, und die wollte ich mit einer Menge Zinsen zurück. [...] Ich war Ende Dreißig und nichts weiter als einer, der mit fünfzehn die Schule verläßt. [...] Ich interessierte mich ein wenig für Bilder, etwas stärker für Bücher, und ganz besonders interessierte ich mich, wie man ohne Arbeit über die Runden kam.“ Ich-Erzähler Paul Busch, von Beruf Dieb und Alkoholliebhaber, hatte bei seinem letzten Coup Pech und mußte zwei Jahre auf der Saarbrücker Lerchesflur absitzen. Beim nächsten Mal soll es anders werden. „Der endgültige Coup oder gar nichts.“ Doch

vorerst nimmt er widerwillig die Tätigkeit als Interviewer in einem Saarbrücker Kaufhaus auf. Die zufällige Bekanntschaft mit der Kaufhausmanagerin und Wirtschaftstrainerin Vera Schumann hat ihm diesen Job ermöglicht und ihn dazu gebracht, sich als Schriftsteller auszugeben. Mit fingierten Interviews avanciert er rasch vom Ex-Strafgefangenen zum besten Kundenbefrager des Hauses.

Der in diesem Jahr mit dem *Gustav-Regler-Förderpreis* ausgezeichnete und in St. Ingbert lebende Martin Bettinger hat seinen dritten Prosaband veröffentlicht: Paul Busch ist *Der Panflötenmann*. Im Gefängnis setzte er für jeden Tag einen Strich an die Wand – fünf ergaben eine Panflöte. Ob es zutrifft,

was böse saarländische Zungen behaupten, daß sich nämlich im Titel des Romans exakt dessen Stimmung widerspiegeln: er sei nahezu so beruhigend und einschläfernd wie die populäre meditative Panflötenmusik?

Über Vera Schumann, die er äußerst attraktiv findet, lernt Busch Elisabeth Gülden, genannt Liz, kennen und erlangt so als vermeintlicher Schriftsteller Zutritt zu einem kulturbelebten Kreis, den er immer wieder mit seinen ignoranten Aussagen provoziert. Dabei ist seine einzige schriftstellerische Arbeit, publiziert in einer renommierten literarischen Zeitschrift, in Wahrheit aus Texten von 28 bekannten Autoren zusammengestückt – Ehrlichkeit liegt Busch ganz und gar nicht.

Dafür etwas anderes, denn in der Mitte des Buches haben sie sich endlich: der Held Paul und die Heldin Vera sind ein Paar, wenn auch – durch die sozialen Unterschiede bedingt – ein ungewöhnliches. Doch bis es endlich soweit ist, muß man die ausschweifenden Schilderungen Pauls über die Gesellschaft und seine auf die Interviewertätigkeit folgenden Betätigungen als Dekorationshelfer und Lagerarbeiter im Kaufhaus erdulden. Immerhin gelingt dem Autor eine authentische Schilderung der Arbeitsbedingungen in diesem Milieu – und das nicht ohne Humor und kritische Distanz. Jeder, der schon einmal das Vergnügen hatte, diesen Tätigkeiten nachzugehen, wird sich wiederfinden. Später teilt Busch der Angeboteten die „Schriftstellerwahrheit“ mit, erzählt seine eigentliche Lebensgeschichte. Trotzdem wird die Beziehung fortgesetzt. Allerdings verlangt Vera, daß er endlich einen ihr standesgemäßen Beruf ausübt. Im dritten und letzten Teil des Buches entschließt sich Paul tatsächlich, mit Liz' Hilfe Wirtschaftstrainer zu werden und erntet erstmal als Skigymnastiktrainer Lorbeeren. Vera begleitet ihn auf seinem Trip und muß als ungenügende Skilehrerin eine Demütigung hinnehmen, die sie nur schwer verkraftet. In der Folge wird sie wegen dieser Schmach sogar das Verhältnis zum Protagonisten lösen.

Der Übergang vom Nichtstuer zum versuchten Aufsteiger ist alles andere als überzeugend. Wie nahezu die gesamte Dramaturgie erheblich konstruiert

daher kommt. Auch das abrupte Beziehungsende auf den letzten Seiten des Romans hat wohl eher ökonomische als handlungsmotivierte Gründe. Geradezu herbeigequält erscheint die Schlußsequenz, in der ein renommierter Schriftsteller verkündet, die Geschichte der beiden Ungleichen aus Pauls Sicht verarbeiten zu wollen.

Manchmal sind die Ausführungen dieses Pessimisten wirklich schwer zu ertragen und allzu platt: „Ich, Paul Busch, der Sohn Otto Buschs, der aus den Dörfern kam und verschwand in den Städten südlicher Länder.“ „Man fuhr gegen die Uhr, man fuhr gegen den Stau, man fuhr in den Regen.“ Bitter sind auch Sätze wie: „Vielleicht wäre es einfacher, wenn man irgendwas könnte.“ „Die Panflöten wuchsen überall auf der Welt. Ich war ein Dieb, und was ich nicht hatte, würde ich klauen.“ Eine Schwäche des Romans liegt eindeutig in der gewählten Erzählperspektive, die stark verengt ist und mit einer anspruchslosen und reizlosen sprachlichen Gestaltung einhergeht.

Amüsant wird es, wenn der Autor den (saarländischen) Literaturbetrieb ins Visier nimmt. So verleiht er einem bedeutenden (saarländischen) Schriftsteller den Namen Rubenkorn. Wer dabei an den Fußballkommentator Gerd Rubenbauer denkt, ahnt die Gemeinheit, die dahinter steckt. Auch die „Saarbrücker Originalschauplätze“ mögen dem einen oder der anderen womöglich Vergnügen bereiten. Eines beherrscht Bettinger aus-

gezeichnet: er haucht seinen Figuren Leben ein, sie sind glaubhaft und für den Leser fast greifbar – darin liegt sein wahres Können. Nur reicht das nicht, um aus dem Roman ein wirklich gutes Buch werden zu lassen. Dazu ist der Plot zu banal. Der Autor wäre gut beraten gewesen, statt eines 350-Seiten-Romans eine um etwa zwei Drittel gekürzte Erzählung vorzulegen – das wäre eventuell ein überzeugendes Stück Literatur geworden.

Auch die Erzählstruktur ist äußerst konventionell geraten – modernen Erzählmitteln verweigert sich der Autor restlos, und die wenigen Auslassungen und Rückblenden folgen meist dem gleichen Muster. Was bei einer kurzen Erzählung möglicherweise hinnehmbar gewesen wäre, ist für diesen langen Text völlig unzureichend. So ist der *Panflötenmann* eine Ausgeburt der literarischen Mittelmäßigkeit, und davon gibt es leider viel zu viele. Wenn sich der Autor schon in der Sektion Unterhaltungsliteratur verdingt, sollte er sich beispielsweise an Johannes Mario Simmel und dessen komplexen erzählerischen Mitteln orientieren (z.B. Erzählerwechsel, Montagetechnik).

Hier verschwendet jemand sein im Ansatz erkennbares Talent. „Wenn ich ein Buch las, fragte ich mich immer, ob mich sein Held nach der letzten Seite noch interessierte“, läßt Bettinger seinen Protagonisten verlauten und erfüllt diesen Anspruch nicht.

**Gerhard Teuscher**

*Dirk von Petersdorff: Bekenntnisse und Postkarten. Gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1999, 95 S.*

„Wir modernen Nomaden bewegen uns nicht; das Land bewegt sich unter unseren Füßen, und jedes Stillstehen ist jetzt Illusion.“ Diese Erkenntnis sei die wahre Stärke der Poesie Dirk von Petersdorffs, lobt Lars Gustafsson den Kleist-Preisträger 1998. Und Bewegung ist auch eines der Leitmotive im neuesten Gedichtband des Literaturwissenschaftlers von Petersdorff, der seit einigen Jahren an der Saarbrücker Universität lehrt. Das unaufhaltsame Fortschreiten der Zeit, Rückblicke auf die Vergangenheit und Betrachtungen über die Gegenwart sind die Themen, mit denen sich der Autor auseinandersetzt. Biografie, also individuelle Geschichte, und Zeitgeschichte bilden den Rahmen für die Reflexionen des Ich in den einzelnen Kapiteln des Buches.

„Embleme für flüchtige Zeiten“ findet man im zweiten Kapitel: Zweistrophige Gedichte in einfachster Reimform, die die barocke Emblematisierung zum Vorbild haben. Die Bilder, die von Petersdorff hier beschreibt, sind allerdings wenig bedeutungsschwer und schon gar nicht von Gedanken an die Ewigkeit belastet. „Bert telefoniert mit einer Banane“, „A7, Kasseler Berge“, „Wimbledon 1997“, „Der Zapper“, so lauten einige der Titel. Es sind Alltagssituationen, banale oder triviale Bilder, die hier ironisch erläutert werden. So heißt es zum Beispiel zur „Ta-

blette im Wasserglas“: „Chemie, die jeder kennt: / Das Wasser ist die Welt, / die Tablette aber nennt, / Wie es euch gefällt.“ Und in „Heute und morgen“ ist es der Wetterbericht im Fernsehen, der Sinnhaftigkeit vermittelt: „Und das gilt für heute und morgen, / die Wege der Wolken sind schnell; / die Zukunft ist leider verborgen – / sagt die Nixe von RTL.“ Für die Beschreibung der Gegenwart scheint von Petersdorff jedes weitere Wort zuviel.

Noch deutlicher wird diese frühe Abgeklärtheit (der Autor ist Jahrgang 1966) in seinen „Bekenntnissen“, dem einleitenden Kapitel. Dieses Langgedicht, ohne traditionelle Verse und Strophen, ist ein Rückblick in die eigene Vergangenheit. Als prägend für seine Generation sieht von Petersdorff die Sesamstraße, die *Talking Heads* und Peter Maffay. Im Mittelpunkt steht die Beliebtheit und Unverbindlichkeit des Jahrzehnts, das nur wenig Orientierung gegeben hat: „Schritte, ich halte nichts fest, denn unruhig ist mein Herz und lacht, schneidet, flimmert. Was hat mich berührt? Vorübergehend las ich Nietzsche, vorübergehend trug ich Schwarz, vorübergehend betete ich ... Alle Moden sind reizvoll. Aber alles Fleisch ist Gras. Ich habe keine Substanz, nichts hielt ich fest. Darum zog ich den ironischen Menschen an ... Ich kann alle Diskurse.“ Der Dichter rechnet ab mit der Vergangenheit und mit der Vätergeneration, den 68ern: „Ich lese Augustinus. Niemand hat mir von seinen Bekenntnissen er-

zählt. (Die Väter fanden solche Bücher obskur. In Projektwochen eine blaue Friedenstaube auf ein Bettlaken malen, das haben uns die 68er beigebracht)“. Die eigene Biografie wird so nahezu unverwandelt in einen Text verpackt und damit gleich zur Kunst erklärt. Auch die Sprache, das Material des Dichters, unterliegt keiner kritischen Prüfung. Ihre Aussagefähigkeit scheint bei von Petersdorff unbestritten. Sprachreflexion oder gar Sprachskepsis findet man nicht.

Daß die Fortbewegung, das Ablaufen der Zeit kein Fortschritt ist, sondern lediglich eine Kreisbewegung, wird in den letzten Kapiteln des Buches überdeutlich. „Krumme Linie. Ein langes Gedicht“, „Postkarten aus Finnland“ und „Prag. Reisebild“ thematisieren die sehr barock eingefärbte Weltsicht des Autors: Es gibt nichts Neues unter der Sonne, die Welt ist ein ewiger Kreislauf, aus dem es kein Entrinnen gibt. Der Autor ist sich selbst Material genug, alles andere ist sowieso schon einmal dagewesen, belanglose Wiederkehr des ewig Gleichen. In den „Postkarten“ bewegt sich nur die Natur: „Die Straßen sind gewölbt, dehnen sich, Wälder und Seen, ewige Wiederkehr sozusagen, hinter einer aufgegebenen Tankstelle, Stahlgerüst, verlorene Zapfsäulen, Staub, muß ich abbiegen, Gruß aus Finnland ... Jetzt sind die Wolken verstreut, eine Straße löst sich auf, Gebirge schichten sich empor und fließen, Berge und Täler und Nichts – was man so denkt, beim Zusehen und Nachsehen

der Wolken, schleppend, bis dann.“ Am Schluß des Buches und am Ende des Spaziergangs durch Prag blickt das Ich von der Prager Burg über die Moldau: „und von oben sieht es aus wie ein Stillstand, wie ein Ring um die Stadt gelegt – wie ein Schutz vor der Zeit, die wieder-

kommt ... So dachte ich und mußte etwas lächeln.“ Ist alles nur scheinbare Bewegung, treten wir „modernen Nomaden“ auf der Stelle? Von Petersdorff fragt nicht, er stellt fest. Und diese unerschütterliche Gewißheit regt nur wenig zum Mit- oder Nachdenken an. Die kon-

statierte Banalität und Beliebigkeit holt die Texte meist selbst ein: Man kann sie abnicken oder mit einem Achselzucken abtun. Kurzlebige Poesie, über die ein neuer Zeitgeist längst hinweggegangen ist.

Susanne Seiler

## En de Wäller ka mer alles schpille

Johannes Kühn: *Em Guguck lauschdre. Gesamtausgabe der Mundartgedichte*, Gollenstein Verlag, Blieskastel 1999, 230 S.

Der neue Gedichtband von Johannes Kühn überrascht und bereichert den Leser, der bislang nur seine hochdeutsche Lyrik kannte, in jeder Hinsicht. In diesem Band ist Kühn, der seit Jahren nicht nur überregional, sondern auch international bekannt ist, zurückgekehrt in den Lebensbereich eines saarländischen Dorfes, und damit an den Ort seiner Kindheit. Gleich auf drei Ebenen macht er diese Rückkehr deutlich: Sprachlich dadurch, daß er den Hasborner Dialekt für seine Gedichte verwendet, formal durch die recht häufigen Reime und inhaltlich dadurch, daß sämtliche Themen und Motive dem ländlichen Lebensbereich entstammen. Kühns Gedichtband ist in sechs Abschnitte unterteilt: *En de Wäller ka mer alles schpille*, *E Wolkescheff fleijt iwver de Bersch*, *Dä Himmel es so summerbloo*,

*Scholle se mer kloppe gang*, *Mer reje uus doofoor nedd off und Mä hann de Modder begraaft*. Eröffnet aber wird der Band durch das Gedicht *Dad Liddschi*, dem ein programmatischer Charakter zukommt. Darin tritt einer auf, der Vogelgesang („dad, wadse geschraijt hann“) einsammelt wie andere Menschen Pfennigstücke („Penningschdegger“), und diesen Gesang schüttet er „en de Wett-schaft“ auf den Tisch, worüber die biertrinkenden Gäste („die, wo Bier gedronk hann“) nur lachen. Aber auch deren Lachen sammelt er ein, der arme Mann – wie er in diesem Gedicht heißt. Aus allem, dem Gesang der Vögel und dem Lachen in der Kneipe, macht der Mann „ed Liddschi“ (ein bestimmtes Lied!), doch wird dieses von seinem Zuhörer, dem lyrischen Ich (Kühn) vergessen, obgleich es schön war („Schee woor ed, schee“). Schön ist also alles gewesen, was der arme Mann Johannes Kühn erlebt hat: den Vogelgesang wie das dröhnende

Lachen in der Kneipe. Aus allem ist ihm das Lied geworden, immer wieder das Lied, sein Lied, und immer wieder hat es der andere Kühn, der nicht der arme Mann ist, dem dieser aber alles erzählt, vergessen. *Dad Liddschi* vergißt dieser nicht zuletzt auch deshalb, damit immer wieder ein neues Lied erzählt werden kann.

Die Sprache harmoniert mit dem Inhalt von Kühns Lyrik. Die Themen von dessen hochdeutschen Gedichten sind in moselfränkischer Mundart nicht vorstellbar. Seine hochdeutsche Lyrik zeichnet sich durch eine an ungewöhnlichen Bildern reiche Sprache sowie Umschreibungen und Wortneuschöpfungen aus. Diese Gedichte Kühns zu verstehen, ist nicht immer leicht. Die Mundartgedichte aber stellen andere Ansprüche an den Leser. Wer mit dem Moselfränkischen nicht vertraut ist, der wird seine liebe Mühe damit haben, auch wenn die Herausgeber eine fünfseitige

Wortliste für die vertracktesten Verschriftungen der Mundart dem Band mitgaben. Die Sprache aber wirkt authentisch. Die von Kühn eingefangene Lebenswelt der Dörfler ist adäquat nur in der Mundart wiederzugeben: Mit nur wenigen, schlichten Zeilen schafft er es, dem Leser ein Bild vom ländlichen Alltag zu malen. Wer sich darauf einläßt, wird die Nachbarn aus dem eigenen Dorf hören, und er wird sehen, wie sie sich abends auf dem Balkon oder auf der Straße unterhalten und Em Guguck lauschdre, ein Gespräch zwischen Tür und Angel führen, klatschen und tratschen. Andere seiner Gedichte stellen Typen dar, die in jedem Dorf auftauchen: *Dä Fleischbeschauer, Dä Jejer, E Blenner, Dä Lombsammler, Die Retsch.*

Das Lesen dieser Sammlung ist wie ein Stöbern auf dem Dachboden, wie ein Stöbern in der Rombelkammer der Erinnerungen. Viele sind Kindheitserinnerungen: Frösche werden gefangen und gebraten, Forellen geangelt und Geissen gehütet, es wird auf Birnbäume geklettert und im Wald gespielt. Aber diese Kindheit ist ebenso vergangen wie auch die beschriebene Welt auf dem Dorf ein Stück weit vergangen ist. Die Gedichte nehmen sich deshalb oft wie eine wehmütige Erinnerung an eine verlorengegangene Ursprünglichkeit und eine unverfälschte Natur aus. Johannes Kühn schreibt, wie aus dem Nachwort der Herausgeber zu erfahren ist, seit einiger Zeit keine Mundartgedichte mehr. Der Entstehungszeitraum der

vorliegenden Gedichte wird allerdings nicht mitgeteilt, außer mit der knappen Bemerkung, einige seien in den neunziger Jahren entstanden. Kühn hat nunmehr die Tür zu dieser alten Welt hinter sich verschlossen: Er hat *Dad Liddschi* wieder einmal vergessen.

Johannes Kühn ist es gelungen, ländlichen Kultur in unserer Region einzufangen, und daher wird der Gedichtband zahlreiche Liebhaber finden, die Interesse daran haben, etwas von der vergangenen oder vergehenden Atmosphäre des Dorflebens festzuhalten. Mit seinem Lyrikband hat Kühn der regionalen Kultur aber auch ein neues Mosaiksteinchen hinzugefügt.

**Anne Lücke**

## Verfehlungen und Triumphe

*Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500-2000.*  
Hrsg. von Richard van Dülmen,  
Böhlau Verlag, Wien, 1998,  
682 S.

Die Ausstellung *Prometheus – Menschen. Bilder. Visionen*, die von September 1998 bis Ende Januar 1999 in der Gasgebläsehalle des Weltkulturerbes in Völklingen zu sehen war, hatte einen beeindruckenden Erfolg. Das rechtzeitig zur Ausstellung erschienene Werk vom Initiator

der Ausstellung, Professor Richard van Dülmen, der am Historischen Institut der Saarbrücker Universität lehrt, diente dieser Kulturgeschichtsschau als Ausstellungskatalog, war und ist aber zugleich auch ein spannendes Lesebuch über die Entwicklungen des menschlichen Kulturschaffens – über Verfehlungen wie über Triumphe.

„Der Mensch selbst gestaltet seine Geschichte, seine Welt und seine Zukunft“, verrät der Einband und erklärt damit, wie

diese Kulturgeschichte von der Frühen Neuzeit bis hin zum Ende unseres Jahrhunderts angelegt ist. Die 31 Autoren des Mammutbandes bilden ein interdisziplinäres Team von Verfassern: Neben zahlreichen Historikern, sind auch Soziologen, Literatur- und Theaterwissenschaftler sowie Kunsthistoriker zu finden. Sie unternehmen den Versuch, eine komplexe, aber zugleich sehr griffige Zivilisationsgeschichte der Menschheit zu schreiben. Dabei steht nicht so sehr im Vordergrund, einen

chronologischen Abriß zu erstellen, vielmehr sollen Beispiele des Strebens der Menschen nach Idealbildern ihrer selbst beschrieben werden.

Das Experiment ist im Ganzen mehr als gut gelungen, insbesondere die „bunte“ Mischung an Autoren und die Verschiedenartigkeit ihrer Aufsätze, die sich dennoch zu einem großen Ganzen zusammenfügen, überzeugt und macht das Buch lesenswert. Natürlich gibt es auf den fast siebenhundert Seiten auch manche Längen. So steht in dem zweiten Kapitel, in dem die Gestaltung des Körpers und die Suche nach einer idealer Schönheit aufgezeigt werden soll, das Visuelle zu stark im Vordergrund, geht das Streben auch nach „geistiger“ Schönheit etwas unter. Daneben gibt es auch Stellen, die eher zu knapp geraten sind, wo das Lesevergnügen schon zu Ende ist, obwohl man manches gerne noch vertieft gesehen hätte, wie zum Beispiel im letzten Kapitel, wo der „künstliche Mensch“ in seinen vielfältigen Formen besprochen wird. Insgesamt aber bietet der Band für jeden kulturgeschichtlich Interessierten einen großangelegten Überblick über die Aspekte des Strebens nach dem menschlichen Idealbild, seine sich durch die Zeiten immer wieder wandelnden Vorstellungen und zeigt dies an Beispielen aus Kunst, Literatur, Zeitgeschichte und Wissenschaft auf. Was die Ausstellung nur in begrenztem Umfang bieten konnte – der Sammelband von Dülmens holt hier weiter aus, vertieft viele Aspekte der

Ausstellung und gibt neue interessante Einblicke, verdeutlicht manches, was in der Völklinger Gasgebläsehalle bisweilen unterging. So ist das Werk für alle Gruppen von Lesern geeignet: Sei es nun der Fan der *Prometheus*-Schau, der scharfe Kritiker derselben oder der völlig „unbelastete“ Leser, der die Ausstellung nicht besucht hatte. Die Sprache ist angenehm unwissenschaftlich, ohne ins Populärsprachliche abzugleiten. Das Lesen macht Spaß, an manchen Stellen fesselt die Darstellung geradezu, und sie ermöglicht auch ein zielbewußtes Schmökern. Derjenige, der mit dem Konzept der *Prometheus*-Ausstellung nicht einverstanden war oder die ganze Schau als zu oberflächlich abtat, wird vielleicht angenehm überrascht sein. Die thematische Vielfalt der Aufsätze, aber auch die Vielzahl von Bildern und graphischen Elementen unterstützen die Lektüre. Die Visualisierungen vertiefen das Geschriebene und bieten oftmals einen optischen Beweis des Gesagten. So entsteht eine gelungene Mischung aus Text und Illustration.

Wer sich also mit der Ausstellung nicht recht anfreunden konnte, wird vielleicht durch dieses Buch eher verstehen können, was *Prometheus* auf sicherlich neue und auch strittige Art zu zeigen versuchte.

Van Dülmens Band gliedert sich in sechs Teile, die als komplexe Themenbereiche menschlicher Kultur vom Spätmittelalter bis zu einem Ausblick ins neue

Jahrtausend aufeinanderfolgen. Für den Übergang vom Ende des Mittelalters zum Beginn der Neuzeit dient die Frage nach der Vergänglichkeit der Welt, den christlichen Vorstellungen vom Leben nach dem Tod, von Himmel und Hölle, aber auch die Wunder- und Heiligenverehrungen wie sie in Kunst und Literatur dargestellt werden. Die Renaissance wird im zweiten Teil besonders am optischen Erscheinungsbild des Menschen festgemacht: wie lebte, feierte, kleidete sich der Mensch dieser Zeit und was veränderte sich im Vergleich zu vorher. Wie schnell ein historischer Rückschlag erfolgte, versucht das dritte Kapitel zu zeigen. Dem Menschen werden nun wieder neue Konventionen durch Staat und Religion auferlegt, es geht darum, ihn endgültig zu zivilisieren. Militärischer Drill, die Züchtigungen des Schulsystems und die strenge Erziehung am Hofe sind Beispiele, die für diese neue Epoche stehen. Die radikalste Veränderung des menschlichen Selbstverständnisses, die Entstehung des „modernen“ Menschen ist Thema des vierten Teils. Mit der Französischen Revolution, der Entstehung bisher neuer sozialer Formen und Klassen wie der Arbeiterschaft wird der neue Mensch „entfesselt“. Sein Streben nach neuen technischen und gesellschaftlichen Veränderungen wird dokumentiert, breiten Raum nimmt aber auch die sehr ausführliche und besonders gelungene Darstellung der Kehrseite dieses neuen Menschenbildes ein: Die selbst bis dahin in früheren Kriegen unvorstellbare Eskalati-

on der Gewalt in den beiden Weltkriegen, der Rassenwahn und die Entstehung abwegiger Ideale von „Volk“ als Massenbewegung werden in den Aufsätzen behandelt. Der vorletzte Teil zeigt die „endgültige“ Befreiung des Menschen von vielen alten Normen und Konventionen und sein Streben, sich und seinen Körper als Ausdrucksformen des Geistes zu entdecken: Das neue Verständnis des Sportes, der körperlichen Ertüchtigung bis hin zum heutigen Fitnesswahn, die sexuelle Revolution und auch die Fortschritte der Medizin, die eine immer höhere Lebenserwartung mit sich bringen, sind hier die Schwerpunkte. Den Abschluß bildet ein Kapitel, das als Ausblick auf unsere Zukunft dienen mag. Genforschung, der

Mensch als Schöpfer und gleichsam Gott, und sein seit Jahrhunderten existierendes Verlangen, sich selbst zu schaffen, bilden den sechsten Teil des Bandes, der mit „Homunculus. Der künstliche Mensch - Selbstbestimmung oder Selbstzerstörung“ betitelt ist. Zahlreiche Beispiele aus Literatur, Film und Wissenschaft illustrieren hier auf spannende Art die Entwicklung der Bilder vom künstlichen Menschen, sei es die Roboterfrau aus Fritz Langs „Metropolis“, der Golem oder die Kreatur des Frankenstein, dessen Name zum Inbegriff des verfehlten menschlichen Schöpfungswahns wurde. Auch die Gentechnologie und der immer obskurer werdende Drang nach künstlichen Veränderungen des menschlichen Äußeren, mit dem

erschreckenden Endergebnis eines Michael Jackson sind Bestandteil dieses Schlußteiles, den man sich als Leser gerne noch ausführlicher gewünscht hätte. Ein Epilog rundet das Werk ab.

So ist ein spannender und auch bildhafter Lesegenuß entstanden, der zum Lesen von der ersten bis zur letzten Seite einlädt, aber auch einfaches Schmökern erlaubt. Wem zudem die *Prometheus*-Schau gefallen hat, wird an diesem Buch seine besondere Freude haben!

**Volker Simshäuser**

## Öffentliche Erinnerungskultur als Herrschaftsinstrument

*Armin Flender: Öffentliche Erinnerungskultur im Saarland nach dem Zweiten Weltkrieg. Untersuchungen über den Zusammenhang von Geschichte und Identität. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden, 1998; zugl.: Diss. Univ. Siegen 1997, 259 S.*

„Dans ce camp – sur des ordres venus d’outre Rhin ...“ – die am 11. November 1947 anlässlich der Einweihung der Gedenkstätte *Neue Bremm* enthüllte Inschrift symbolisiert die Problematik öffentlicher Erinnerungskultur im Saarland nach

1945: Die französische Besatzungsmacht integrierte mit dieser Formulierung „ihre“ Saarländer nachträglich in den Kreis der Opfer des preußischen Militarismus („d’outre Rhin“), der dieses Mal in Gestalt des deutschen Nationalsozialismus Verbrechen auch auf dem Gebiet des Saarlandes begangen hatte.

Die Grenzregion Saarland, deren Bewohner allein im 20. Jahrhundert viermal (1919/20, 1935, 1945 und 1955/57) einen Wechsel der nationalen Herrschaftsform erlebten, bietet sich als Untersuchungsobjekt zu Fra-

gen der „kollektiven Identität“ geradezu an. Wer sich allerdings von Armin Flenders Buch eine diachrone Fortsetzung des Werkes von Ludwig Linsmayer zur *Politischen Kultur im Saargebiet 1920-1932* (1991) erhofft, wird eher enttäuscht sein. Flender bietet vielmehr – so der Untertitel seiner Siegener Dissertationsschrift – mehrere einzelne „Untersuchungen über den Zusammenhang von Geschichte und Identität“ im Saarland der JoHo-Zeit und den ersten Jahren nach der Volksabstimmung 1955 an. Auf der Grundlage zeitgenössischer Zei-

tungen und Zeitschriften sowie der betreffenden Bestände der Saarbrücker Archive widmet sich Flender folgenden Themen der „Öffentlichen Erinnerungskultur“: der Be- und Umbenennung symbolträchtiger Straßennamen in Saarbrücken, dem Gedenken an die Toten des Zweiten Weltkrieges, dem Begehen historischer Gedenktage und den Bemühungen der JoHo-Regierung, saarländisch-nationale Symbole wie Flagge und Hymne zu kreieren. Im letzten Abschnitt seiner gut lesbaren Arbeit konzentriert er sich auf den „Heimat“-Begriff, die zeitgenössische Suche nach dem „saarländischen Volkstum“ und die Festkultur in Gestalt der „Heimattage“ in den 50er Jahren. In den einleitenden Kapiteln führt Flender jeweils in die aktuelle wissenschaftliche Diskussion ein, verweist auf die parallelen Entwicklungen in der Bundesrepublik und die speziell saarländischen Vor-Geschichten. Vor allem in den Abschnitten über die Straßennamen und „die Heimat“ werden auf diese Weise interessante Parallelen offengelegt.

Die Situation an der Saar wies nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Unterschied zum übrigen Besatzungsgebiet der drei westlichen Siegermächte regionale Besonderheiten auf: den auffallend hohen Anteil politischer Emigranten in der Verwaltungs-, später Regierungsspitze, die künftige „nationale“ Bestimmung als ein auf jeden Fall nicht-deutsches Gebiet sowie ein ausgeprägtes Interesse der Besatzungsmacht an allen

Fragen von Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur. Die Militärregierung und die saarländischen Politiker versuchten zunächst eine enge Anlehnung an Symbole der französischen „Politischen Kultur“, wie es von Flender anschaulich an den Beispielen der „Französischen Festtage in Saarlouis 1946“ und der Übernahme des „14. Juli“ als saarländischem Feiertag 1947 gezeigt wird. Diese erste Phase wurde durch die von Johannes Hoffmann forcierte Entwicklung einer eigenständigen „saarländischen Identität“ abgelöst, wie es bei der Suche nach einer neuen Flagge und Hymne deutlich wird. Diese Politik einer saarländischen „Nationalstaatsbildung“ stand nicht nur im merkwürdigem Kontrast zur offiziell gewünschten Brückenfunktion des Saarlandes in einem zusammenwachsenden Europa, sondern verdeutlicht auch den artifiziellen Charakter jeder kollektiven Identitätsfindung: Die „Erfindung der Nation“, so das aktuelle Schlagwort der historischen Forschung zur Nationsbildung im 19. Jahrhundert, auf saarländisch. Gleichzeitig dient diese, aber auch die Politik der aktuellen Landesregierung, Flender als Beweis, daß es sich bei einer öffentlichen Erinnerungskultur in erster Linie um ein Instrument der Legitimation und Sicherung von Machtansprüchen, um ein Herrschaftsinstrument, handelt.

Während die saarländisch-nationalen Bemühungen der JoHo-Regierung letztendlich folgenlos blieben, setzte sich bereits Anfang der 50er Jahre zuneh-

mend mächtiger die Heimatbewegung in der Region durch. Mit dem ausdrücklichen Bezug auf die geographische Nahwelt der „Heimat“ konnten jetzt deutsche Kulturtraditionen gepflegt werden, ohne allerdings wieder in die deutsch-völkische Prägung der Heimatschutz-Bewegung der Zwischenkriegszeit zurückzufallen. Dabei zeigt es sich, daß die Entwicklung im Saarland deutliche Parallelen zum nationalen Mutterland der Bundesrepublik aufweist: Als ein Beispiel sei ein Kultus-Ministerialbeamter zitiert, der in der Zeitschrift „Kulturgemeinde“ 1952 ausführte, daß „wir echtes Volkstum als Bollwerk gegen Vermassung und Anarchie sehen“. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hatte bereits vor 1945 als Schriftleiter des HJ-Kampfblattes „Junge Saarfront“ einschlägige journalistische Erfahrungen sammeln können.

Zwei Tabellen über Straßenumbenennungen in Saarbrücken (1945-1957) und den staatlich geförderten Denkmalbau nach der Volksabstimmung (1956/57) ergänzen den Text Flenders. Insgesamt gesehen ein gutes Buch, voller Details zu den erwähnten Themen der politischen Kulturgeschichte an der Saar. Was aber weiterhin fehlt, ist eine zusammenfassende Darstellung zur „Politischen Kultur“ des Saarlandes in der Nachkriegszeit, unter Einschluß auch des französischen und bundesdeutschen Archivmaterials.

**Rainer Möhler**

## Autorinnen und Autoren

**Christian Backes**, geb. 1978, Abitur 1998.

**Werner Brill**, geb. 1956, Erziehungswissenschaftler, Dr. phil., Hochschuldozent, Autor mit Schwerpunkt u.a. auf Nationalsozialismus und Sonderpädagogik, Mitorganisator der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“.

**Bernhard Dahm**, geb. 1953, Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Asyl- und Ausländerrecht.

**Fidel Flaneur sen.**, lebt seit annähernd 30 Jahren in Saarbrücken und beobachtet mit besonderem Faible, wie die ‚Aushöhlung‘ der Dinge im Zeitalter der Beschleunigung voranschreitet und der technische Fortschritt „immer neue Gebrauchsgegenstände außer Kurs setzt“ [Walter Benjamin].

**Ludwig Harig**, geb. 1927, vielfach ausgezeichnete Lyriker und Romancier aus dem Saarland.

**Hans Husel**, geb. 1942, vielseitiger Künstler von Objekten, Collagen, Aktions- und Konzeptkunst, Mail-Art etc., „williger Verrichter fremdbestimmter Arbeit“ zur Zeit als Grafiker in der Stadtgalerie Saarbrücken.

**Sabine Janowitz**, geb. 1966, Studium Angewandte Sprachwissenschaften in Saarbrücken und Dublin; Dolmetscherin für Englisch und Spanisch, seit Sept. 1997 feste freie Mitarbeiterin beim saarländischen Rundfunk.

**Stefan Fricke**, geb. 1966, M.A., Mitarbeiter des musikwissenschaftlichen Institutes an der Universität des Saarlandes, lebt in Köln.

**Alain Lance**, Lyriker und Übersetzer, ehemaliger Leiter des Institut d'Etudes Françaises in Saarbrücken, jetzt Leiter des Maison des Écrivains in Paris.

**Joseph Le Hautpalatin**, seit neuestem Oskar-Fan.

**Bert Lemmich**, geb. 1955 in Itzehoe, Ausbildung zum Gymnasiallehrer für Deutsch und Geschichte sowie zum Wissenschaftlichen Dokumentar, 1983 Mitglied der „Literaturwerkstatt Rheine“, Kulturförderpreis der Stadt Rheine, seit 1987 Archivar/Dokumentar beim Saarländischen Rundfunk, seit 1989 Hörfunk-Features für den SR und den Deutschlandfunk.

**Anne Lücke**, geb. 1974, schriftliches Deutsch-Abitur in Saarbrücken über Johannes Kühn, Studium der Politikwissenschaft an der Universität Potsdam.

**Rainer Möhler**, Dr., Studienrat im Hochschuldienst am Institut für Geschichte der Universität

des Saarlandes; Studium in Heidelberg und Saarbrücken; Promotion 1992.

**Walter Müller-Seidel**, geb. 1918, em. Prof. für neuere deutsche Literatur (Ludwig-Maximilians-Universität München), Mitherausgeber des Jahrbuchs der Deutschen Schiller-Gesellschaft, Forschungsschwerpunkte u.a. Heinrich von Kleist, Theodor Fontane, literarische Moderne, Geschichtlichkeit der deutschen Klassik.

**Toni Prinz**, geb. 1961, Studium der Anglistik, Germanistik und Politikwissenschaft in Mainz, Oxford und Tübingen, Redakteur in einer Münchener Tageszeitung.

**Karl Richter**, Prof. Dr., geb. 1938, seit 1973 Professor für Neuere Deutsche Philologie und Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes, Veröffentlichungen u.a. zu Fontane und zu den Beziehungen zwischen der Geschichte der Literatur und der Geschichte der Naturwissenschaften, Gesamtausgeber der Münchner Goethe-Ausgabe.

**Dietmar Schmitz**, Dr., Studium der Politikwissenschaft und Germanistik u.a. in Wien, Bern und Berlin, tätig als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im Presserat des saarländischen Umweltministeriums, seit 1988 in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung beschäftigt, journalistische Tätigkeit.

**Andreas Schorr**, geb. 1965, M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität des Saarlandes.

**Susanne Seiler**, geb. 1967, erstes Staatsexamen in Deutsch und Sozialkunde 1998, derzeit Referendariat.

**Volker Simshäuser**, geb. 1976, studiert zur Zeit auf Staatsexamen Germanistik und Geschichte an der Saarbrücker Universität.

**Herbert Temmes**, geb. 1969, Studium der Germanistik und der Neueren Geschichte.

**Gerhard Teuscher**, geb. 1969, Studium der Germanistik und der Politikwissenschaft, zur Zeit Referendariat in Berlin.

**Reinhard Wilhelm**, Prof. Dr. rer. nat., Studium der Mathematik und Informatik in München, Münster und Stanford/USA, seit 1978 Hochschullehrer für Informatik an der Universität des Saarlandes und seit 1990 wissenschaftlicher Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrum für Informatik im Schloß Dagstuhl/Wadern.

## *Nuancierte innere Dialoge und einfühlsame Fotos*

Jean-Yves Defay

### Les copeaux du temps Zeitsplitter



Poèmes · Photos  
Gedichte · Fotos  
Gollenstein · Le Verger

*Wenn die „Zeitsplitter“ eine Brücke zwischen zwei Künsten spannen – der der Bilder und der des Wortes – so bilden sie doch vor allem auch eine Brücke zwischen zwei Ländern, zwei Kulturen, zwei Sprachen (...), der von Goethe und der von Verlaine.*

*Eine zweistimmige Musik, schön und zutiefst ... europäisch.*

*Roger Bichelberger im Le Républicain Lorrain zu dem Gedichtband des französischen Generalkonsuls im Saarland*

**Jean-Yves Defay**  
**Les copeaux du temps**  
**Zeitsplitter**

Poèmes · Gedichte

Postface / Nachwort Nicole Parfait  
Photographies de l'auteur /  
Fotografien des Autors  
Buchgestaltung Aniela Kuenne  
Traduction allemande / Deutsche  
Übersetzung Irmengard Peller-Séguy  
200 Seiten, Englische Broschur  
Format 14 x 22 cm  
DM 36,- / sFr. 33,- / öS 263,-  
ISBN 3-933389-20-8

Als Diplomat steht der Autor in der besten französischen Tradition, deren große Vertreter seit jeher eine ausgesprochene Zuneigung für Belletristik gehegt haben. Von seinen zahlreichen Reisen im Orient, in Afrika und bis nach Amerika hat er über eine große Zahl mehrfach ausgestellt und publizierter Fotografien hinaus, nuancierte innere Dialoge mitgebracht. Dieser Gedichtband vereinigt einige seiner Fotos mit diesen Gedichten, die aus seiner Liebe zu Worten und ihrer Melodie entstanden sind. Mit leichtem Augenzwinkern und einer subtilen Ironie, die aus der unmerklichen seelischen Distanz den Unruhen der Welt gegenüber herrührt und einem Optimismus, der ihm jegliche Herablassung verbietet, geht er eine geheime Komplizenschaft mit dem Leser ein.

NEU BEI GOLLENSTEIN

## *Mundart- und hochdeutsche Gedichte auf CD*

# JOHANNES KÜHN *liest*



Saarländischer  
RUNDFUNK

Gollenstein

### **Johannes Kühn liest**

DM 24,- / sFr. 22,- / 6S 175,-

Herausgegeben von

Benno und Irmgard Rech

ISBN 3-933389-23-2

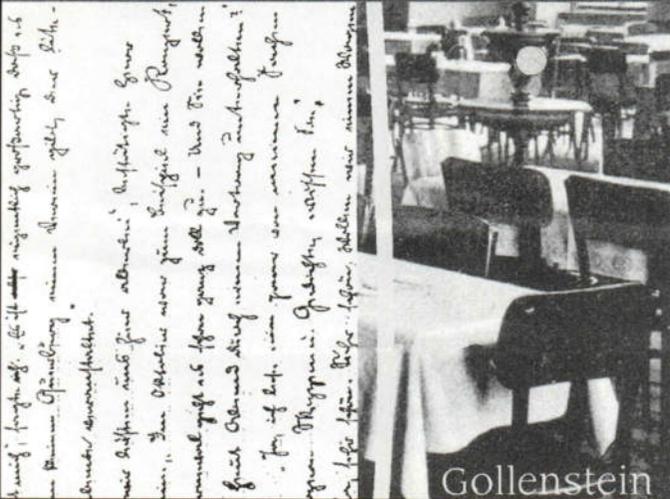
*In Zusammenarbeit mit dem SR entstanden, vereint die CD „Johannes Kühn liest“ Gedichte in Mundart und Hochdeutsch sowie ein Märchen in der dem Autor eigenen, unverwechselbaren Diktion und ist damit ein wichtiges Tondokument.*

Die Gegenüberstellung von Mundartgedichten aus der Gesamtausgabe „Em Guguck lauschdre“ und hochdeutscher Lyrik aus verschiedenen Schaffensepochen, stellen diesen Teil der Dichtung von Johannes Kühn in den Kontext seines übrigen dichterischen Werkes. Kühns Lyrik kennzeichnet jene fruchtbare Spannung zwischen hohem, hymnischem Ton und der Alltagssprache. Johannes Kühn schrieb seine Mundartgedichte nicht aus Laune oder Sentimentalität. Sie sind notwendiger Ausdruck seines Dorfempfindens. Es ist ein besonderer Glücksfall, daß ein Dichter das Kulturgut seiner moselfränkischen Mundart in seinem Sprachkunstwerk bewahrt.

# Hermann Hesses Autorenlesung in Saarbrücken



Hermann Hesse  
Autoren-Abend in Saarbrücken



„Autoren-Abend in Saarbrücken“, mit der ihm eigenen Akribie sorgfältig von SR-Literaturredakteur Ralph Schon recherchiert und ediert, vereint erstmals Hesses Erzählung darüber mit der zeitgenössischen Berichterstattung und allen damit in Verbindung stehenden Dokumenten.

## Hermann Hesse Autoren-Abend in Saarbrücken

Verlauf und Folgen der Lesung  
vom 22. April 1912,  
dokumentiert von Ralph Schock

Buchgestaltung C. Pom.  
ca. 100 Seiten gebunden,  
Format 11,5 x 19 cm  
ca. DM 29,80 / sFr. 27,50 / öS 218,-  
ISBN 3-933389-17-8  
Auslieferung September '99

„Es ist alles wörtlich wahr, Philisterhaus mit goldenem Stuhl und Papagei, Vorlesung im halbleeren Sälchen überm Riesensaal mit Bierkonzert, und alles.“ So erinnerte sich Hermann Hesse im November 1953, mehr als vier Jahrzehnte nach dem Saarbrücker Autorenabend an eine seiner frühesten Lesungen. Diese Veranstaltung war die Folge eines Mißverständnisses.

Der Verein der Württemberger in Saarbrücken hatte den damals bereits bekannten Autor wohl aus landsmannschaftlichen Erwägungen in ihr Vereinslokal, die „Tonhalle“ eingeladen – in dem Glauben, er sei eine Art Alleinunterhalter; entsprechend groß war die Enttäuschung, als der vermeintlich „komische Rezitator“ eigene Gedichte und Erzählungen las.

NEU BEI GOLLENSTEIN

# *100 Jahre aus der Geschichte der 1000-jährigen Stadt Saarbrücken*

saarland bibliothek

Peter Burg

## *Saarbrücken 1789–1860*

Von der Residenzstadt zum Industriezentrum



GOLLENSTEIN VERLAG

*Ein neuer Band in der  
von Richard van Dülmen  
und Reinhart Klimmt  
herausgegebenen  
Saarland Bibliothek.*

**Peter Burg  
Saarbrücken 1789-1890**

Von der Residenzstadt  
zum Industriezentrum

Saarland Bibliothek  
Herausgegeben von Reinhard Klimmt  
und Richard van Dülmen  
Buchgestaltung Kerstin Koller  
ca. 480 Seiten  
ca. DM 49,80 / sFr. 46,- / öS 364,-  
ISBN 3-933389-22-4

Das Buch stellt sich die Aufgabe, die Geschichte Saarbrückens „in Grenzen unbegrenzt“ darzustellen. Die fünf Kapitel des Werkes führen von außen nach innen: von der Anteilnahme an der hohen Politik über kommunale Angelegenheiten zu den wirtschaftlichen Existenzgrundlagen und deren gesellschaftlichen Auswirkungen, weiter zum Gesellschafts- und Gemeinschaftsleben bis schließlich hin zu den Bereichen Kultur und Religion. Ausgangspunkt ist der Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789, einbezogen werden dabei die letzten Jahre des Fürstentums Nassau-Saarbrücken. Den Schlußpunkt setzt das Jahr 1860. Dazwischen liegen Jahrzehnte, die von einem tiefgehenden Wandel gekennzeichnet waren: vom Untergang des feudalen Ancien Régime und dem Aufstieg der modernen bürgerlichen Welt.



# AUS- GELASSENE KUNST

Überall,  
wo Sie in Zukunft  
diesem Zeichen begegnen,  
werden Sie es  
nie wieder ausschließlich als  
gewöhnliches Auslassungs-,  
einfaches An- bzw. Abführungszeichen  
oder gar als lapidaren Beistrich  
sehen.

Immer auch schwingt  
seine mögliche Bedeutung  
als AUSGELASSENE KUNST mit –  
nistet sich ein – lenkt die Gedanken –  
lauert auf neue Interpretationen.  
Von nun an werden Sie keinen Text  
mehr lesen wie bisher.

DIE KUNST  
ALS WILLE UND VORSTELLUNG

DAS FEHLEN  
VON KUNST ALS KUNST